

# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

61. Jahresband 1981



OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

ISSN 0342-1503

**EINLADUNG ZUR**  
**JAHRESVERSAMMLUNG**  
**DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN E.V.**

**am 18. Oktober 1981**

**in Zell a. H.**

- 8.30 Uhr: Geschäftliche Sitzung und Mitgliederversammlung mit Neuwahl des Vorstandes im Bürgersaal des Rathauses  
und  
Empfang durch Bürgermeister Hans-Martin Moll
- 11.00 Uhr: Festsitzung im Saal des „Badischen Hofes“ mit Lichtbildervortrag von Thomas Kopp, Zell a. H.:  
**„Kinzigtäler pilgerten einst nach Santiago im Lande Spanien“**
- 13.00 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im „Badischen Hof“
- 15.00 bis  
16.15 Uhr: Stadtführung durch Alt-Zell  
  
Ausklang im „Hotel Hirsch“
- Nach 16.15 Uhr kann auch das Heimat-Museum im Storchenturm besichtigt werden.

Der Bürgermeister  
der  
Stadt Zell a. H.  
Hans-Martin Moll

Der Präsident  
des  
Historischen Vereins für Mittelbaden  
Wilhelm Mechler



# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

61. Jahresband 1981



OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

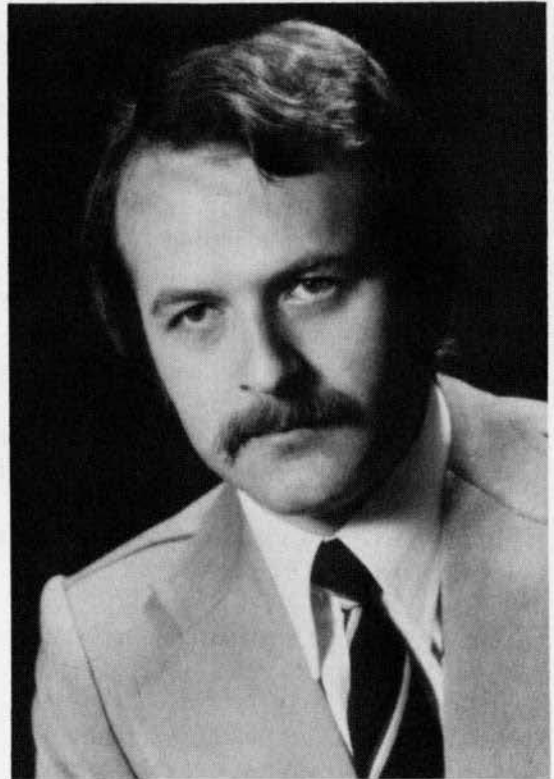
ISSN 0342 - 1503

## INHALT

Bürgermeister Hans Martin Moll, Grußwort der Stadt Zell am Harmersbach .....	4
Unsere Ehrenmitglieder .....	5
Wolfgang Westermann, Zum Tode von Landwirtschaftsschulrat i.R. Josef Bühler .....	6
Manfred Hildenbrand, Jahresbericht 1980/81 .....	8
Berichte der Mitgliedergruppen 1980 .....	10
Berichte der Arbeitskreise 1980 .....	18
Landrat Dr. Gerhard Gamber, Der Ortenaukreis — Rückblick 1980 .....	25
Carl Helmut Steckner, 25 Jahre Ensembleschutz in der Ortenau .....	35
Marcel Thomann, Die Rechtsfakultät der Universität Straßburg und die Regionalgeschichte Festvortrag, gehalten auf der Jahresversammlung am 12. Oktober 1980 in Kehl .....	39
Wolfgang Müller, Stadtgründung und Pfarrei Zur Topographie der Pfarrkirchen in den Städten der Ortenau im Mittelalter .....	51
Hans Harter, 700 Jahre Schiltach — Schiltach vor 700 Jahren .....	71
Manfred Hildenbrand, Die Besitzungen des Klosters Tennenbach im Kinzigtal .....	81
Adolf Schmid, Georg Gaisser (1595—1655) Prior von St. Nikolaus und Herr im Klosterbad Rippoldsau .....	87
Hermann Brommer, Barock in Ettenheim: Das „Heilige Grab“ der Stadtpfarrkirche ....	103
Robert Furtwängler, Vom Leben und Arbeiten in Ettenheim im Spiegel einer zweihundert Jahre alten Stadtrechnung .....	118
Hubert Kewitz, „Occupatorische MaasRegeln Das Schreiben von Markgraf Karl Friedrich an Kardinal Rohan vom 14. 9. 1802 .....	126
Hermann Schmid, Die rechtsrheinische Restdiözese Straßburg in den Jahren 1802—1808 .	130
Oskar Kohler, Die Lehensverhältnisse in der ehemaligen Benediktinerabtei Schuttern im 18. Jahrhundert .....	145

Hermann Schmid, Säkularisation und Schicksal des Stifts Schuttern und seiner Besitzungen in Wippertskirch und Heiligenzell 1806—1839 .....	150
Lothar Wiucha, Baron Auerweck v. Steilenfels (1766—1830) Ein Schicksal in der Hand Napoleons .....	178
Hugo Schneider, Die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Illenau Ihre Geschichte, ihre Bedeutung .....	191
Kurt Klein, Das Walzwerk — das Herzstück der Hausacher Industrie .....	232
Erich Obert, Georg Schöner, ein Steinacher in Amerika .....	238
Joachim Sturm, Armenunterstützung und Wirtschaftsentwicklung, dargestellt am Beispiel der ehemaligen Gemeinde Dinglingen 1870—1930 .....	242
Wolfgang Struck, Ausgrabungen in einem merowingerzeitlichen Gräberfeld in Urloffen Gem. Appenweier, Ortenaukreis .....	262
Gernot Kreuz, Die historischen Grenzsteine im Gebiet der ehemaligen Reichsstadt Gengenbach .....	272
Hermann Schilli, Das Schauinslandhaus Nachbau des „Reesenhofes“ in Hofgrund .....	284
Carl Helmut Steckner, Historische Vereine im Unterelsaß .....	291
Kleine Beiträge	
Kurt Klein, Welch ein Graus — sechs in einem Haus .....	298
Kurt Klein, Der Tod in den Kinzigfluten .....	300
Karl Volk, Hagelwetter in Gremmelsbach .....	303
Julius Hauth, Russische Einquartierung in Schiltach 1814 .....	304
Josef Krausbeck, Das Bettelmännle am Wolfacher Stadttor .....	306
Hugo Schneider, Wie ein Lochenstein gesetzt wurde .....	308
Hugo Schneider/Rainer Fettig, Die Insignien des letzten Abtes von Allerheiligen Wilhelm Fischer .....	309
Kurt Klein, Der Kastelstein in Bad Rippoldsau/Großer Wald .....	311
Besprechungen und Hinweise .....	313
Anschrift der Autoren .....	332

## Grußwort der Stadt Zell am Harmersbach



Zu der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. heiße ich im Namen des Gemeinderats und unserer Bürger alle Tagungsteilnehmer herzlich willkommen. Ich freue mich, daß unser altes Reichsstädtchen in diesem Jahr Tagungsort der Jahreshauptversammlung sein darf.

Seit vielen Jahren bemühen wir uns nach Kräften, unser historisch gewachsenes Stadtbild zu erhalten und, wo nötig, wieder herzustellen. Es ist in der Hauptstraße geprägt durch die verheerenden Auswirkungen zweier Stadtbrände in den Jahren 1899 und 1904. Diesen „verdanken“ wir heute die für viele Baugeschichtler sehenswerte Tatsache, daß die damals erhaltengebliebenen mittelalterlichen Fachwerkhäuser mit den „Neubauten“ des Jugendstils harmonieren. Heute geht es immer wieder darum, die oftmals begründeten Wünsche der in diesem Bereich angesiedelten Geschäftswelt mit dem dringend notwendigen Erhalt dieser alten Bausubstanzen in Einklang zu bringen. Dazu ist viel Aufklärungsarbeit und ein ständiges Werben erforderlich, um bei den betroffenen Hauseigentümern den Sinn für die Notwendigkeit zum Erhalt und zur Pflege eines solchen Stadtbilds zu wecken, das ganz wesentlich die Atmosphäre in unserem Städtchen prägt. Gerade in diesem Punkt bin ich den Mitgliedern des Historischen Vereins sehr dankbar für ihre wertvolle Arbeit. Es ist mit Sicherheit zu einem großen Teil das Verdienst des Historischen Vereins, wenn wir in den letzten Jahren feststellen können, daß die Verständnisbereitschaft der Bevölkerung für heimatgeschichtliche Belange mehr und mehr zunimmt.

Dies haben wir deutlich erleben können, als wir im Frühjahr dieses Jahres unseren Kanzleiplatz mit einem zwar teureren, aber der historischen Bausituation im Bereich unseres Wahrzeichens angepaßten, Natursteinpflaster wieder hergestellt haben. Und ich freue mich besonders, daß es uns mit der Hilfe des Landesdenkmalamtes, des Ortenaukreises und vieler privater Spender gelungen ist, unsere im südwestdeutschen Raum einmalige alte Waschküche wieder in ihrem ursprünglichen Zustand zeigen zu können.

Mit einem nochmaligen Dank für das bisher Geleistete wünsche ich der Jahreshauptversammlung einen erfolgreichen Verlauf und dem Historischen Verein für seine künftige Arbeit gutes Gelingen.

Hans-Martin Moll, Bürgermeister

## Unsere Ehrenmitglieder

Dr. Karl Asal, Professor, Ministerialrat a. D., Freiburg, Alemannenstr. 63

Paul Braun, Elektromeister, Baden-Baden, Lange Straße 68 a

Otto Foshag, Verleger, Kehl am Rhein, Kinzigstr. 25

Dr. Karlleopold Hitzfeld, Rektor a. D., Offenburg, Straßburger Str. 47

Thomas Kopp, Landwirtschaftsschulrat a. D., Zell a.H., Gartenstraße 20

Josef Krausbeck, Heimatpfleger, Wolfach, Kleine Dammstraße

Heiner Krum, Oberstudiendirektor i. R., Offenburg, Rilkestraße 4

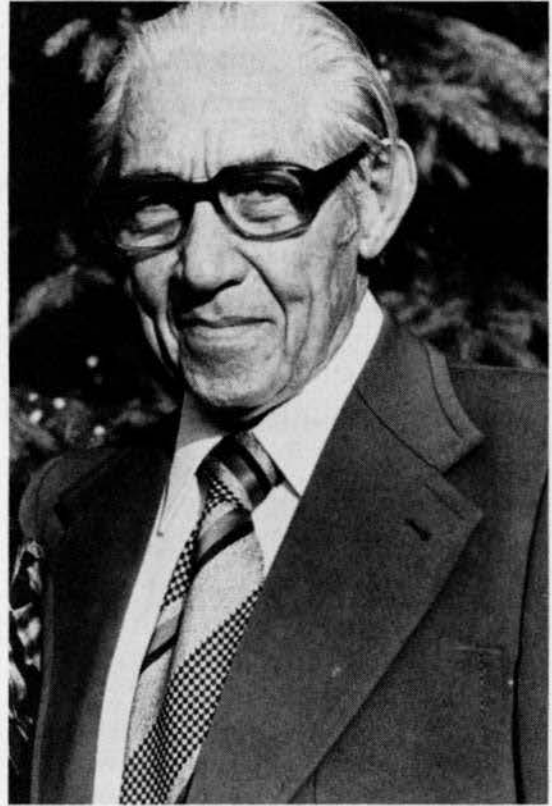
Dr. Dr. Wolfgang Müller, Universitätsprofessor em., Freiburg i. Br.,  
Spitzackerstraße 7

Hermann Schilli, Studienprofessor a. D., Freiburg i. Br., Bayernstraße 8

Erwin Schopferer, Konrektor a. D., Oppenau, Am Bürgerwald 8

Wilhelm Vajen, Kaufmann, Oberkirch, Stadtgartenstraße 9

Zum Tode von  
Landwirtschaftsschulrat i. R.  
Josef Bühler



Nur wenige Tage nach seinem 83. Geburtstag verstarb am 21. 4. 81 Landwirtschaftsschulrat i. R. Josef Bühler. Der Verstorbene hatte sich schon während seiner Dienstzeit als Lehrer und als Erzieher der Landjugend der Heimatgeschichte, besonders der Familienforschung, verschrieben. Die Zeit nach seiner Pensionierung war jedoch ganz damit ausgefüllt, die Vergangenheit Biberachs zu erforschen, der Vergessenheit anheimfallendes Kulturgut zu sammeln und geschichtliche Zeugnisse der Kinzigtalgemeinde zu erhalten. Die Beachtung und Wertschätzung, die seine Arbeit auf diesen Gebieten fand, kam in der Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Gemeinde Biberach kurz vor seinem Tode zum Ausdruck.

Das über Biberach hinaus bekannte Kettererhaus-Museum ist sein Werk. Hier fand er in einem Fachwerkhaus die Räumlichkeiten, um die mit Fleiß und Sammelleidenschaft zusammengetragenen Gegenstände, u. a. vollständige ländliche Werkstätten, auszustellen und sie kommenden Generationen zu bewahren.

Mit großer Energie betrieb er die Ausgestaltung des vom Abriß verschont gebliebenen Turms der alten Biberacher Kirche zu einer Gedächtnisstätte. Nicht selten legte er trotz seines fortgeschrittenen Alters selbst mit Hand an, um die Arbeiten voranzubringen, bis der Turm das geworden war, was er nach seinen eigenen Worten werden sollte: „Ein Mahn- und Gedenkmal für die unserem Dorf zugemuteten Strapazen, Leiden und Verluste durch die Reihe der Jahrhunderte.“



Er arbeitete bei dem vom Historischen Verein für Mittelbaden herausgegebenen historisch-topographischen Lexikon mit und bei Kurt Kleins „Land um Rhein und Schwarzwald“. Seine Forschungen über Biberachs Vergangenheit fanden in dem Ortenau-Beitrag „Biberaha 787“ und in den noch nicht veröffentlichten, vielseitigen und tiefgründigen Studien mit dem Arbeitstitel „Geschichte und Geschichten Biberachs“ ihren Niederschlag. Die Manuskripte und Unterlagen hierzu begleiteten ihn sogar bei den in letzter Zeit immer häufiger gewordenen Krankenhausaufenthalten. Dabei waren Fleiß und ungebrochener Schaffensdrang Heilmittel, die ihm gesundheitliche Rückschläge immer wieder überwinden halfen, bis schließlich die letzte Kraft aufgezehrt war.

Josef Bühler war viele Jahre Mitglied im Hauptverein des Historischen Vereins, ehe er 1974 die Mitgliedergruppe Biberach gründete, deren Vorsitzender er bis 1979 war. Seine Hauptaufgabe in dieser Mitgliedergruppe sah er darin, auch in jüngeren Menschen das Interesse an der Geschichte unserer Heimat zu wecken.

Es wird dem Historischen Verein Verpflichtung sein, das reiche geschichtliche Erbe, das der Verstorbene hinterließ, zu pflegen und weiterzuführen.

Wolfgang Westermann



## Jahresbericht 1980/81

Der Historische Verein für Mittelbaden, der 1980 auf sein 70jähriges Bestehen zurückblicken konnte, führte seine 60. Jahresversammlung am Sonntag, dem 12. Oktober 1980, in Kehl durch. In der geschäftlichen Sitzung, die im Sitzungssaal der Kehler Stadthalle stattfand, konnte der Erste Vorsitzende, Oberstudiendirektor i. R. Wilhelm Mechler, die Vertreter der 30 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins begrüßen. Bereits viermal tagte der Verein in seiner langen Geschichte in Kehl.

Zwei neue Mitgliedergruppen, so Mechler in seinem Rechenschaftsbericht, seien 1980 in Steinach und in Seelbach-Schuttertal gegründet worden, so daß der Verein zusammen mit dem Hauptverein nun 31 Mitgliedergruppen mit über 3000 Mitgliedern zähle. Neben der Erforschung der Lokal- und Regionalgeschichte erstreckte sich die Arbeit der Mitgliedergruppen auch auf das Bemühen um Denkmalpflege und Pflege und Erhaltung des heimatlichen Brauchtums. 1984 werde nun der Sonderband der „Ortenau“ mit dem Titel „Burgen und Schlösser der Ortenau“ erscheinen. Die Vorarbeiten dazu seien bereits angelaufen. Mechler begrüßte es, daß der Ortenaukreis 1980 für die Denkmalpflege 350 000 Mark ausgegeben habe. Mechlers Dank galt den zahlreichen Mitarbeitern des Vereins, vor allem dem Redakteur der „Ortenau“, Studiendirektor i. R. Hugo Schneider, sowie dem Geschäftsführer, Kreisoberverwaltungsrat Theo Schaufler.

Der Kassenbericht von Theo Schaufler bewies, daß die Finanzen des Vereins bei ihm in guten Händen sind. Unter Leitung des Zweiten Vorsitzenden, Schulamtsdirektor Kurt Klein, beschloß die Mitgliederversammlung des Vereins die berichtigte neue Satzung, die ab 1. Januar 1981 in Kraft treten wird.

Der Festvortrag während der Festsitzung in der Kehler Stadthalle wurde von Universitätsprofessor Dr. Marcel Thomann von der Universität Straßburg über das Thema „Die Rechtsfakultät der Universität Straßburg und die Regionalgeschichte“ gehalten. Voraus ging ein Empfang der Vertreter der einzelnen Mitgliedergruppen durch den Kehler Oberbürgermeister Detlev Prößdorf.

Am Nachmittag wurde das Hanauer Museum in Kehl besucht. Anschließend fand eine Exkursion ins Hanauerland statt. Unter anderem wurde das Heidenkirchlein in Freistett, die Chorturmkirche in Hausgereut mit ihren alten Fresken sowie das Fachwerkensemble auf dem Korker Bühl besichtigt.

Zu ihrer alljährlichen Frühjahrstagung trafen sich die Vertreter der 30 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden am Samstag, dem 14. März 1981, in Offenburg-Zell-Weierbach. Der Präsident des Vereins, Wilhelm Mechler, konnte die erfreuliche Mitteilung machen, daß die Mitgliederzahl der Vereins ständig zunehme und daß vor allem auch junge Menschen Mitglieder des Historischen Vereins würden. Die Leiter der verschiedenen Arbeitskreise berichteten von der intensiven Arbeit, die innerhalb des Historischen Vereins geleistet wird. Schwerpunkte dieser Arbeit sind die Denkmalpflege, Museumspflege und Bodendenkmalpflege. Unter 250 Bewerbern, so teilte Präsident Mechler mit, sei der Arbeitskreis „Hanauer Museum“ für seine ausgezeichnete Arbeit mit 38 weiteren Bürgerinitiativen von Ministerpräsident Späth ausgezeichnet worden. Das von der Landesregierung angeregte Barockjahr werde der Historische Verein nutzen, um die Kulturdenkmale der Barockzeit in der Ortenau ins Bewußtsein der Bevölkerung zu bringen.

Der Plan der Stadt Offenburg, im „Alten Palmgarten“ ein Landestrachtenmuseum neben dem in nächster Nähe bestehenden „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ in Haslach einzurichten, wurde von den Vertretern des Historischen Vereins für Mittelbaden mit großer Mißbilligung aufgenommen. Genauso wie der Historische Verein ein zentrales Landesfreilichtmuseum ablehne und für das regional orientierte „Freilichtmuseum Vogtsbauernhof“ eintrete, sei er auch gegen ein zentrales Landestrachtenmuseum in Offenburg. Es wurde der Wunsch laut, die Stadt Offenburg möge stattdessen besser die hervorragenden musealen Bestände des „Ritterhausmuseums“ in notwendig sorglicher und attraktiver Weise für die Bürger der Stadt Offenburg und des Ortenaukreises umfassend aufbauen und endlich wieder zugänglich machen.

Manfred Hildenbrand

## Berichte der Mitgliedergruppen 1980

### *Achern*

Zwar entwickelte die Mitgliedergruppe im Jahre 1980 keine besonderen Aktivitäten, aber den Mitgliedern war die Gelegenheit geboten, auf den Wanderungen des Schwarzwaldvereins Zeugnisse der Vergangenheit kennenzulernen, so z.B. die Schauenburg bei Oberkirch, die Burgen Lichteneck und Landeck und die Hochburg bei Emmendingen. Außerdem wurden auf einer Fahrt ins Unterelsaß die Burgen Fleckenstein, Löwenstein, Hohenburg, Frönsburg und Wasigenstein besichtigt. In Verbindung mit der Volkshochschule wurden auf einem Rundgang die spärlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt gezeigt. Schließlich wurde in Vorträgen z.B. im Altenwerk über die Geschichte der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Illenau berichtet.

### *Appenweier*

Herausgabe des „Appenweierer Heimatblattes 1980“  
Filmjahresbericht: „Ein Jahr vergeht — 1980“ (Karl Meier)

### *Biberach*

Jahresversammlung mit Vortrag von Josef Bühler über die Ortsgeschichte Biberachs  
Arbeiten im „Kettererhaus Museum“ zusammen mit dem Hausfrauenbund, dem Schwarzwaldverein und der Hexenzunft  
Einrichtung der „Stadtkammer“ in Prinzbach (Rathaus): Versuch einer Dokumentation der Geschichte der mittelalterlichen Bergwerkstadt Prinzbach  
Beobachtung der Bautätigkeit im ehemals ummauerten Bereich von Prinzbach zur Sicherstellung von Funden  
Fahrt ins Elsaß in Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein: Wanderung zu ur- und frühgeschichtlichen Punkten in der Umgebung von Zabern

### *Ettenheim*

Die Mitgliedergruppe Ettenheim hat ihr 60jähriges Bestehen zwar nicht zum Anlaß genommen, dieses Ereignis in einer besonderen Feier zu begehen, die verschiedenen heimatgeschichtlichen Unternehmungen aber, unter denen vor allem die Herausgabe der „Aufsätze zur Geschichte Ettenheims und seiner Umgebung“ von Dr. Joh. B. Ferdinand hervorgehoben werden darf, waren einem Jubiläumsjahr angemessene Aktivitäten.  
Der Vorschlag des Vorsitzenden, aus Anlaß des 100. Geburtstages von Dr. Joh. B. Ferdinand, Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden und Ehrenbürger der Stadt Ettenheim, dessen Zeitschriftenaufsätze in einem Band gesammelt herauszugeben, wurde von den Mitgliedern begrüßt. In einer würdigen Feierstunde am 14. Dezember 1980 konnte der Öffentlichkeit das 222 Seiten umfassende Buch übergeben werden, zu dem Dr. Horst Ferdinand eine ausführliche Biographie und ein Verzeichnis der heimatgeschichtlichen Schriften seines Vaters beisteuerte. Hubert Kewitz stellte Hinweise auf neuere Literatur zur Geschichte der Stadt Ettenheim zusammen,

und Peter Fritz ergänzte die Aufsatzsammlung durch ein ausführliches Personen-, Orts- und Sachregister. In der von Schülern der Heimschule St. Landolin und des Gymnasiums der Stadt Ettenheim mit festlicher Musik umrahmten Feierstunde hielt Dr. Robert Furtwängler den Festvortrag mit dem Thema „Vom Leben und Arbeiten in Ettenheim im Spiegel einer zweihundert Jahre alten Stadtrechnung“.

Auch die übrigen heimatgeschichtlichen Veranstaltungen im zurückliegenden Jahr wurden fast ausschließlich von Mitgliedern getragen.

In einem Vortrag über die Orgelbauerfamilie Martin faßte Bernd Sulzmann seine Forschungsergebnisse zusammen, die er schon 1975 in einem mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Kultusministeriums Baden-Württemberg gedruckten Buche veröffentlicht hatte. Mathias Martin, 1765 in Ettenheimmünster geboren, hat in Anlehnung an Silbermann und Stieffel eine neue oberrheinische Stilrichtung im Orgelbau entwickelt. In unserem Raum sind noch Martin-Orgeln in Münchweier, Altdorf, Schmieheim und Schweighausen spielbar.

Diavortrag: Die Deckengemälde der Ettenheimer Pfarrkirche, Entstehungsgeschichte und Interpretation (Jörg Sieger).

Egon Haider referierte über das Deutschtum in Siebenbürgen von den Anfängen bis zur Gegenwart und ergänzte seine Ausführungen mit Sprachproben verschiedener Dialekte, mit Liedgut und einer volkskundlichen Ausstellung. Durch die Tatsache, daß Dr. Joh. B. Ferdinand einen Teil seiner Kindheit in Siebenbürgen verbracht hatte, erhielt der Vortrag noch einen direkten Bezug zu Ettenheim.

Mit einem Vortrag über die archivalischen Quellen zur Geschichte Ettenheims und über die im Stadtarchiv Ettenheim vorhandenen Akten und Urkunden zeigte Hubert Kewitz die Richtung für die weitere Geschichtsschreibung der Stadt Ettenheim auf.

Ein zahlreiches Publikum nahm an einer Veranstaltung in der Wallfahrtskirche St. Landolin in Ettenheimmünster teil. Pater Strittmatter hatte die Landolinsbüste ausgestellt und gab geschichtliche und kunsthistorische Erläuterungen. Bernd Sulzmann spielte im Anschluß an einen kurzen geschichtlichen Vortrag über den Orgelbauer Silbermann französische Orgelmusik auf der Silbermann-Orgel des ehemaligen Klosters.

Vortrag: Die Bibliotheksauflösung des Klosters Ettenheimmünster (Reinher Gassert)

Vortrag: Volksbräuche und Volkssitten in Ettenheim (Robert Furtwängler)

Drei Ettenheim betreffende Bücher, die von Mitgliedern, jedoch unabhängig vom Historischen Verein, veröffentlicht wurden, dürfen in diesem Jahresbericht nicht unerwähnt bleiben:

Bernd Sulzmann, Historische Orgeln in Baden 1690—1890, München 1980. In diesem Band sind auch die Orgeln von Ettenheim, Ettenheimmünster, Grafenhausen und Ringsheim vertreten.

Hubert Machleid, Ettenheim in alten Ansichten. Zaltbommel/Niederlande 1979

Fritz Broßmer, Krut und Ruewe, Allerhand luschtigi Vortragsschtückli in Breisgauer Mundart, zusammengestellt und herausgegeben von Hubert Machleid, Freiburg 1980.

Für das Jahr 1981 ist eine beschreibende und photographische Bestandsaufnahme möglichst aller barocken Kunstwerke der Stadt Ettenheim und der umliegenden Gemeinden geplant. Eine Auswahl der Bilder wird in Postergröße in einer Wanderausstellung gezeigt werden.

#### *Haslach i. K.*

Vortrag mit Dias von Ansgar Barth (Gutach) über „Die Reformation im Gutach- und Kinzigtal“

Vortrag mit Dias von Mechler (Kehl) über „Der Oberrhein — von Basel bis Mainz“

Burgenseminar an zehn Abenden mit dem Thema „Burgen im Südwesten“. Leiter Bertram Sandfuchs (Haslach). Folgende Themenbereiche wurden behandelt: Formen und Aufgabe einer Burganlage, Erschließung von Burgen der näheren und weiteren Umgebung, Anlage einer privaten Burgenkartei, die machtpolitische Funktion der Burg, Kunstgeschichte der Burg, Einführung in die wichtigste Burgenliteratur, Burgenkunde als vielseitige Freizeitbeschäftigung, Burgen und Wandern, Burgen und Fotografie/Film. Außerdem wurde eine Exkursion zu elsässischen und badischen Burgen durchgeführt.



### *Hausach*

Diavortrag: „Die Reformation im oberen Kinzigtal und im Gutachtal“ (Ansgar Barth). Zwei stark beschädigte Bildstöcke wurden restauriert und wieder an ihre alten Plätze beim Schochenhof und dem Einbacher Schulhaus gesetzt. Auch wurden größere Instandsetzungsarbeiten am Hausacher „Heimatpfad“ durchgeführt. Am 7. und 8. Juni weilten die „Freunde des Weinbaumuseums“ unserer französischen Partnerschaft Arbois als Gäste des Historischen Vereins unter der Burg Husen. Ein vielfältiges heimatkundliches Programm brachte ihnen Land und Leute näher. Eine zweitägige Wanderfahrt führte „Auf den Spuren der Nibelungen durch den Odenwald“ (Tromm-Siegfriedbrunnen — Katzenbuckel-Wolfsschlucht-Zwingenberg — Burgen um Neckarsteinach). Am 21. Juni wurde erstmals ein „Johannisfeuer“ auf der Jahreshöhe veranstaltet. Der Historische Verein wirkte bei der Gestaltung der „Hausacher Münze“ durch die Volksbank und des „Hausacher Zinnbeckers“ durch die Bezirkssparkasse beratend bei der Auswahl und Bereitstellung der historischen Motive mit. Die herbstliche Wanderfahrt galt dem „Reich des Krummstabes“ (Streitberg — Gisenburg — Münchweier — Ettenheimmünster — Dörleinbacher Grund). Bei den Arbeitseinsätzen der Hausacher Vereine zugunsten der dringenden Restaurierung der alten Wallfahrtskapelle auf dem Kreuzberg übernahm der Verein jedesmal die Koordination und Organisation dieser freiwilligen Aktionen, die durch Spenden aus der Bevölkerung mitgetragen wurden. Beim „Treffpunkt Hausach“ am 22. November des Südwestfunk-Landesstudios Freiburg wurde die Ausgestaltung des historisch-volkskundlichen Teils dieser Sendung (4. Dezember ausgestrahlt) übernommen. Im Rahmen der Erneuerungsarbeiten der Osterbacher St. Wendelinskapelle ließ der Verein eine kunstvolle geschichtliche Hinweistafel (wie bereits an allen anderen historischen Gebäuden in Hausach) am Eingang zu diesem Gotteshaus anbringen. Den evangelischen Gemeinden zwischen Haslach-Hornberg und Schiltach konnte die vom Vorsitzenden Kurt Klein verfaßte Broschüre „Die Wiedereinführung der evangelischen Konfession im Kinzigtal“ durch eine Stiftung der Bezirkssparkassen in Haslach und Wolfach kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Für den heimatbezogenen Geschichtsunterricht erhielten darüber hinaus die Schulen in diesem Gebiet Klassensätze dieser Veröffentlichung.

### *Kehl-Hanauerland*

Die meisten Fahrten und Vorträge im Jahre 1980 wurden wieder in enger Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl-Hanauerland (Leitung: Dieter Hoffmann) abgehalten

Tagesfahrt in die obere Ortenau unter der Führung von W. Hensle: Burg Geroldseck, Lahr, Litschental, Burg Lützelhardt über Seelbach, Schuttertal und Ettenheim. Die Silbermann-Orgel von Ettenheimmünster wurde von Bernd Sulzmann vorgeführt.

Fahrt zur Burg Hohenzollern nach Hechingen (St. Luzen), Haigerloch und Freudenstadt

Tagesfahrt nach Basel unter der Leitung von Alfred Dietz (Weil am Rhein): Teile der Altstadt und die St. Alban-Vorstadt nach der Sanierung, das volkskundliche „Dorf-, Rebbau- und Spielzeug-Museum in Basel-Riehen

Fahrt nach Colmar: Unterlinden-Museum, Dominikaner-Kirche mit Martin Schongauer's Gemälde, Gang durch die Altstadt und das erneuerte Gerberviertel

Vortragsveranstaltung: „Schimpf und Ernst“ aus dem Elsaß — vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Veranstaltung des FR 3 Alsace (Radio Straßburg) in Kooperation mit dem Studio Freiburg des Südwestfunks. Leitung: Martin Allheilig, Straßburg.

„Das Elsaß 1870 bis 1918“: Vortrag mit Lichtbildern (W. Mechler) in Kehl

„Straßburgs Münster — Bischofskirche der Ortenau“: Farbbildvortrag (W. Mechler) in Hesselhurst und Hofweier

„Der Oberrhein — von Basel bis Mainz“: Farbbildvortrag (W. Mechler) in Sand, Freistett, Urloffen und Memprechtshofen

„Die Ortenau, eine goldene Au — Landschaft und Geschichte“ (W. Mechler): in Mösbach und bei der Versammlung der ehemaligen Landwirtschaftsschüler in Offenburg

„Deutschland und Frankreich am Oberrhein“ (W. Mechler): in Offenburg (Verein der Ingenieure Südbadens) und in Kehl

„500 Jahre Hanau-Lichtenberg (W. Mechler): in Bürgerversammlungen in Rheinbischofsheim und Willstätt  
 „Entlang der Murg- ein Schwarzwaldfluß erzählt“: Farbbildvortrag von Franz Kappler, Gernsbach  
 Führung durch das Frauenhaus-Museum Straßburg und Führung durch das Münster  
 Führung in der renovierten Thomas-Kirche in Straßburg  
 Fünf Abendfahrten „für jedermann“ durch Straßburg mit Besuch des „Ton-und Lichtspieles“ im Münster  
 An der 10tägigen Studienreise der VHS Kehl-Hanauerland nach „Burgund, Provence und Camargue“ unter der Leitung von W. Hensle und R. Zwahl nahmen viele Mitglieder des Vereins teil, ebenso an der 16tägigen Studienreise der VHS (organisatorische Leitung: R. Zwahl) „Auf den Spuren der Antike“ nach Mittel- und Süditalien. Für beide Fahrten hielt W. Hensle den Vorbereitungsvortrag in Kehl

### *Lahr*

Besuch der im Rahmen der 750-Jahrfeier veranstalteten Karl Weysser — Ausstellung  
 Gemeinsam mit der Volkshochschule Lahr:  
 Vortrag „Das Straßburger Münster“ (Mechler)  
 Exkursion Straßburg: Münster und Frauenhaus-Museum (Mechler)  
 Exkursion Sundgau-Burgen (Dr. Ritter)  
 Vortrag „Zum Badischen Selbstverständnis“ (Dr. Person)  
 Vortrag „Vergessene Freiheitsbewegungen in Baden“ (Matt-Willmatt)  
 Vortrag „Bürgerliche Wohnarchitektur im Großherzogtum Baden“ (Dr. Kneile)

### *Meißenheim*

Straßburg: Museumsbesichtigung — Mundarttheater  
 Heimatkundliche Maiwanderung  
 Nachtwanderung im Rheinwald  
 Halbtagesfahrt: Freudenstadt — Klosterkirche Alpirsbach  
 Halbtagesfahrt: Trachtenmuseum in Haslach — Vogtsbauernhof in Gutach  
 Vortrag: „Der Oberrhein von Basel bis Mainz“ (W. Mechler)

Betr. Jahresband „Die Ortenau“ 1980:

Auf Seite 275 ist in dem Artikel „Die jüdische Gemeinde Nonnenweier“ von Frau Elfie Labsch-Benz zu lesen: „Die Kluft zwischen den Nonnenweierer Protestanten und den Katholiken im Nachbardorf Meißenheim war weit größer und führte laufend zu Schlägereien.“ Erich Hockenjos aus Lahr weist die Autorin darauf hin, daß Meißenheim zu den Zeiten, da es noch Juden in Nonnenweier gab, ein rein evangelisches Dorf war und „Meißenheimer Katholiken“ sich nicht mit „Nonnenweierer Protestanten“ verprügelt haben

### *Neuried*

Vortrag von Reinhard End (Gengenbach): „Hexenwahn und Hexenverfolgung in der Ortenau“  
 Sitzung des Arbeitskreises im „Türmel“: Besprechung des Programmes für 1981  
 Exkursion nach Straßburg: Vom Bürgerspital zum Kaiserpalast (W. Kopf)  
 Arbeitskreistreffen im „Türmel“: Referat über „Die Geschichte Rohrburges“ (W. Marx, Stephan Maschke)  
 Besuch im ehemaligen Kohlenrevier der Ortenau: von Berghaupten nach Diersburg. Führung: Hermann Rapp (Berghaupten)  
 Teilnahme der Trachtengruppe Altenheim am Kreistrachtenfest in Eckartsweier (Fritz Strosack)  
 Ausstellung in Offenburg anlässlich der Heimattage Baden-Württemberg (Burschen- und Mädchen-tracht, Kirchentracht, Kindertracht)

Elsaßfahrt zur Burg Nideck, Wangenburg, Dagsburg (Dabo), Hohbarr, Mauersmünster (W. Kopf)

Teilnahme der Trachtengruppe am Trachtenumzug in Offenburg unter der Leitung von Fritz Strosack

Lichtbildervortrag von Jean-Pierre Rieb in Altenheim: „Die Astronomische Uhr im Straßburger Münster“

Treffen des Arbeitskreises im „Türmel“: Beschluß zur Herausgabe von „AUS DEM TÜRMELE“  
Das „Türmel“, ein früheres Arrestlokal, wurde nach seiner Renovierung von der Gemeinde Altenheim dem Historischen Verein als Tagungs- und Arbeitsraum zur Verfügung gestellt. Das kleine Blatt „Aus dem Türmel“ will die Bevölkerung über die Tätigkeit des Vereins auf dem Gebiet der Heimatforschung und der Pflege des örtlichen Brauchtums unterrichten. Nr. 1 vom 15. 2. 1981

### *Oberharmersbach*

Besichtigungsfahrten kamen wegen mangelnder Beteiligung nicht zustande. Einige Mitglieder des Vereins arbeiteten bei der Erstellung der Chroniken für den Sportverein (50 Jahre) und für die Historische Bürgerwehr mit

### *Oberkirch*

Lichtbildervortrag: 7000 km durch Spanien (Valentin Ludwig)

Schwarzwald-Winterfahrt: Neuenburg (Schloßkirche), Herrenalb (Ruine der Klosterkirche), Moosbronn (Wallfahrtskirche)

Aschermittwochfahrt: Wittelbach (Kirche), Welschensteinach (Kirche), Haslach (Hansjakob Museum im Freihof)

Lichtbildervortrag: Den Rhein entlang von Basel bis Mainz (W. Mechler)

Markgräflerland: Fahrt zu den mit Fresken geschmückten Kirchen in Eggenen, Liel, Fischingen u. Blansingen

Fünftagesfahrt ins nördliche Südtirol: Schloß Taufers in Sand, Kirchen in Taufers, Gais u. Anholz, Bruneck (Kirche St. Leonhard). Fahrt ins Ahrntal: Kasern mit Bergknappenwallfahrtskirche, Kirche in St. Paul u. St. Johann. Auf der Hinfahrt Besichtigung der Bibliothek und Kirche in Bad Schussenried und der Kirche in Steinhausen in Oberschwaben. Auf der Rückfahrt Besichtigung von Kloster Ettal

Zwei Führungen durch Dr. Hans Bock und Frau Bock im neueröffneten Heimatmuseum in Oberkirch

Elsaßfahrt: Obernai, Schlettstadt (Bibliothek des Beatus Rhenanus)

Diavortrag: Die ägyptischen Pyramiden und das Grab des Tut-Anch-Amun (Rainer Fettig, Oppenau)

Dreitägesfahrt ins Rheinland: Kloster Maria Laach, Braunkohlentagewerk und Schloß Roth bei Düren, Monschau i.d. Eifel, Kornelimünster und Aachen. Besuch der Tut-Anch-Amun-Ausstellung in Köln. Auf der Rückfahrt Schloß Brühl

Herbstfahrt: Besichtigung von Schloß Favorite und der Kirche in Loffenau. Lichtbilderabend über die stattgefundenen Studienfahrten 1980

### *Oppenau*

Vortrag: Die Herren von Oppenau

Vortrag: Die Mooswaldgenossenschaft

Diavortrag: Die schönsten Kirchen des Schwarzwaldes (W. J. Vajen, Oberkirch)

Vortrag: Sitten und Unsitten aus dem Renchtal, Urkunden aus dem 16. Jahrhundert (nach Bierlinger 1881)



Vortrag: Der Kniebis: Dorf, Kloster und Schanzen; Dank an die Forstämter für die „Freilegung“ und die Aufstellung einer Demonstrationstafel)

Studienfahrt ins Kinzigtal: Zell a. H. (Wallfahrtskirche Maria zu den Ketten), Steinach, Gengenbach

Jahresfahrt ins Elsaß: Andlau, Epfig, St. Nabor

Studienfahrt: Schloßkirche Rastatt, Schloß Favorite und Münster von Schwarzach

„Pharao muß Wandern“. Tonfilm der Hochtief AG über die „Versetzung“ der Tempel von Abu Simbel

Diavortrag: Elsaß, Garten der Kostbarkeiten (W. Mechler)

Jahreshauptversammlung mit Diavortrag über die Halbinsel Sinai und das Katharinenkloster (Frl. Schopferer)

### *Rastatt*

Die Mitgliedergruppe Rastatt veranstaltete im Kalenderjahr 1980 vier „Gesprächsrunden“ (21. 1.; 21. 4.; 21. 7.; 20. 10. 81). Im Januar diskutierte Claus Hornung aus Kehl mit einer leider nur kleinen Gruppe über Orts- und Flurnamendeutungen

Im April referierte Meinrad Bittmann aus Michelbach über Fachwerkbauten in Michelbach. Das Gespräch erörterte Möglichkeiten des Schutzes von Fachwerkhäusern und anderen Baudenkmalern

Im Juli gab der Leiter des Rastatter Stadtarchivs, Herr Reiß, unseren Teilnehmern vor Ort einen Überblick über die Archivbestände. Im Oktober führte G. Hoffmann die Teilnehmer durch die vor- und frühgeschichtlichen Bestände des Heimatmuseums Rastatt

Daneben fanden Besprechungen neuer Heimatbücher und Diskussionen örtlich aktueller Probleme statt

### *Bad Peterstal — Griesbach*

Monatliche Zusammenkünfte mit Informationsgesprächen und Lichtbildern als Vorschau auf geplante und Rückschau auf unternommene Kunstfahrten

Nachmittagsfahrt nach Ötigheim: Aufführung von „Ben Hur“

Halbtagsfahrt nach Berneck-Neubulach: Besichtigung eines Silberbergwerkes und der Nagoldalsperre

Tagesfahrt nach Stuttgart: Besichtigung des Planetariums und der Wilhelma

Dreitagefahrt nach Oberammergau zu den Passionsspielen: Besichtigung von Kloster Ettal, Rotenbuch, Wieskirche, Füssen

Tagesfahrt ins Elsaß: Zabern, Bouxwiller, Fleckenstein, Besichtigung von Töpfereien in Soufflenheim und des Goethemuseums in Sessenheim

Unter Führung von Emil Geierhaas Sechstagesfahrt nach Saarbrücken, Luxemburg, Trier, Mainz; Siebentagesfahrt nach Südtirol;

Siebentagesfahrt mit Besichtigungen: Salzburg, Kremsmünster, Ramsau, Burghausen

### *Schiltach*

Die Tätigkeit des Vereins stand unter dem Zeichen der 700-Jahrfeier der Stadt Schiltach, die im Juli 1980 stattfand

Julius Hauth hielt zu Beginn des Jahres einen Vortrag über den traditionellen Silvesterzug in Schiltach. Es folgten im März und April zwei Vorträge über die Geschichte der Stadt

Im Heimatbuch, das die Stadt herausgab, wurden Artikel über heimatgeschichtliche Themen, u.a. von Hermann Fautz, Hans Harter, Julius Hauth, Fritz Laib veröffentlicht. Unter der Leitung von J. Hauth und Herbert Pfau wurden in einer Ausstellung über 200 Urkunden, Bilder, Karten, Skizzen etc. aus der Geschichte der Stadt Schiltach gezeigt

Auch an der Eröffnung der Flößerstube waren Mitglieder des Historischen Vereins beteiligt

### *Schutterwald*

Januar: Gründungsversammlung mit Vortrag v. W. Mechler: „Die Bedeutung Straßburgs für die Ortenau“

Vortragsabend mit Pfarrer Maier, Obersasbach: „Der Isenheimer Altar“

2 Fahrten nach Straßburg: Münsterbesichtigung und Führung durch die Altstadt (W. Mechler)

Elsaßfahrt: Besuch v. Ebersmünster und bes. Colmar (W. Mechler)

### *Seelbach — Schuttertal*

Die Ortsgruppe wurde in zwei Gründungsversammlungen am 18. 4. 80 in Seelbach und am 12. 12. 80 in Schuttertal/Dörlinbach gegründet. Der Vorstand setzt sich wie folgt zusammen:

1. Vorsitzender: Friedrich Wilhelm Gehringer, Seelbach/Schönberg

2. Vorsitzender: Gerhard Finkbeiner, Schuttertal

Kassenwart: Wolfgang Möschle, Seelbach

Schriftführer: Erich Krämer, Seelbach

Das laufende Jahr ist das erste Jahr aktiver Tätigkeit unserer Gruppe. Als kurzfristige Aufgabe haben wir uns die Erfassung aller Wegkreuze und Bildstöcke in den Gemeinden Seelbach und Schuttertal zum Ziel gesetzt.

Die historischen Grabsteine im Bereich des alten Seelbacher Friedhofes sollen gesichert und restauriert werden; bei dieser Aufgabe wollen wir die Kirchengemeinde Seelbach unterstützen.

Weitere Vorhaben sind die Mitarbeit an der Erhaltung der historisch wertvollen Mühle beim Sägewerk Glatz in Seelbach und die Unterstützung der örtlichen Denkmalpflege bei der Erhaltung und zukünftigen Gestaltung des Bantlehofes in Wittelbach.

### *Steinach i. K.*

Exkursion nach Rottweil und Villingen unter dem Leitthema „Kulturgeschichtliche Fahrt in die Frühzeit unserer Heimat“ mit Besichtigung des Stadtmuseums und der römischen Ausgrabungen in Rottweil sowie des Museums Altes Rathaus Villingen und des Magdalenenberges

Diavortrag: Die Geschichte unseres Dorfes (E. Obert, P. Schwörer)

Diavortrag: Burgen und Schlösser im Kinzigtal (E. Obert)

Filmvorführung: „Die Steinacher Klausenbigger“ (dieser Film wurde im Jahr 1974 in Steinach vom Institut für den wissenschaftlichen Film, Göttingen gedreht)

Arbeitseinsätze wurden im Rahmen der Säuberungsaktion „Heidenschlöble“ und der Wegkreuz- und Bildstockrenovierung durchgeführt. Beide Vorhaben stehen noch im Anfangsstadium und werden im Jahr 1981 fortgesetzt

Außerdem wurde beschlossen, für das Jahr 1980 den ersten Heimatbrief der Gemeinde Steinach herauszugeben. Die Publikation soll Ende Februar/Anfang März 1981 erfolgen

### *Wolfach*

Busfahrten: An den Hochrhein mit Besichtigung der Schweizer Stadt Kaiserstuhl und des 2000-jährigen Zuzach (röm. Ruinen, das St. Verenamünster, eines der einstigen Messe-Häuser sowie das Bad)

Nach Badenweiler (römische Bad-Ruinen)

In den Taubergießen, Deutschlands letzten Urwald (Besichtigungswanderung)

Nach Rothenburg o. Tauber.

Ins Vorarlbergische (Landschaft und Kunst im Bregenzerwald)

In die Innerschweiz (Einsiedeln)

Ins Pfälzerfelsenland: die Felsenburgen um Dahn; Besuch von Weissenburg i. Elsaß

Zur Schwäbischen Alb: Urach, Felsenburg Reussen-Stein, Wiesensteig, Wallfahrtskirche Ave Maria bei Deggingen.

In den Hochschwarzwald und zur Baar: Besuch des Wildparks in Löffingen und des Narrenschoepfes in Bad Dürkheim.

Zu geschichtlichen und künstlerischen Besonderheiten am Schwarzwaldrand (Lautenbach i. R. — Ettenheim — Ruine Hochburg — Kenzingen — Kippenheim).

Ein langjähriger Wunsch hist. interessierter Heimatfreunde fand durch die Stadt unter Mitwirkung von Mitgliedern des Hist. Vereins Verwirklichung: An 35 geschichtl. bedeutenden Stellen Wolfachs wurden Erinnerungstafeln angebracht; weitere sollen in den nächsten Jahren folgen. Nach Umfrage bei Städten, die bereits solche Tafeln angebracht haben, wurde von Tafeln in Holz oder bemaltem Blech abgesehen und unverwüsthche Tafeln in Bronze-Guß angeschafft. Sie geben Hinweise über Geschichte, Flösserei, Naturereignisse, Künstler, ehem. Gewerbe usw.

Die in der letzten Nummer der „Ortenau“ erwähnte romanische Skulptur aus dem 12. Jahrh. ist inzwischen an einem ähnl. Platz wie früher angebracht worden

### *Yburg*

Eine Wanderung zusammen mit dem Schwarzwaldverein fand im Frühjahr statt zum kleinen Schanzenberg bei Rotenfels (Ringwälle) und zu den Ochsenmatten (ehem. hist. Kalksteinbrüche); anschließend kurzer Dia- Vortrag in Kuppenheim über die Ortsgeschichte

In Zusammenarbeit mit dem Bildungswerk Rebland Dia-Vortrag von Margot Fuß: „Ein Gang durch die Geschichte B.-Badens“ und Besichtigung der Städtischen Sammlungen

Pfingstfahrt ins Unterelsaß: Klosterkirche Surbourg, Schloßmuseum Wörth (1870er Krieg), Burg Lichtenberg

### *Zell a. H.*

Exkursion: Romanik in der Ortenau: Wittelsbach, Burgheim; dazu Kloster Schuttern und römische Ausgrabungen bei Friesenheim

Exkursion: Romanische und gotische Baudenkmäler im Oberelsaß: Ottmarsheim, Thann, Eguisheim

Exkursion: Romanik in der Ortenau: Schwarzach, Freistett, Hausgereut

Exkursion mit Vorbereitungsabend: Colmar

Arbeitsgemeinschaft: Die Werke Hansjakobs, soweit sie den Zeller Raum beschreiben (6 Abende)

Arbeitsgemeinschaft in Nordrach: Brauchtum im Nordrachener Tal

Vortrag in Nordrach: Höhengöfe und Glasfabriken in der Moos

## Arbeitskreis: Hanauer Museum

Leitung: Klaus Hornung

### *Arbeitsbericht 1980*

Während des ersten Vierteljahres standen die Räume des Museums weiter der Ausstellung zum 100. Geburtstag Hermann Dietrichs und zum siebzigjährigen Bestehen der Stadt Kehl, deren Vereinigung mit dem Dorf Kehl seine wichtigste Leistung als Kehler Bürgermeister gewesen war, zur Verfügung. Nachdem von den Dokumenten nochmals Kopien angefertigt worden waren, wurde die Ausstellung der Stuttgarter Familie Dietrich-Troeltsch, als Nachkommen Hermann Dietrichs, eine Zeitlang überlassen.

Im April begann die Vorbereitung einer neuen Ausstellung über Mammutfunde und andere Fossilienvorkommen in der Oberrheinebene. Dazu wurden fossile Funde aus benachbarten Kiesgruben und außerdem Achate aus dem Renchtal (Leihgaben K. Grob und Walter) zur Verfügung gestellt. Der Arbeitskreis nahm im Juni an der 500-Jahrfeier des Hanauerlandes (im Jahre 1480 begann nach dem Tode des letzten Lichtenbergers die Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg) im ehemaligen Verwaltungssitz Buchweiler, dem elsässischen Bouxwiller, teil. Auch die Ausstellung „Baden, Land—Staat—Volk 1806—1871“ im Generallandesarchiv Karlsruhe wurde besucht. Zum Gedenken an den vor 50 Jahren gestorbenen Maler Lothar von Seebach veröffentlichte der Arbeitskreis einen Artikel in der Kehler Zeitung. Motive in und um Kehl hat der „Impressionist am Oberrhein“ mehrmals dargestellt, darunter die Trick'sche Zellstoff-Fabrik (dies Bild kam als Schenkung der früheren Stadträtin Frau Dr. Obenauer im gleichen Jahr in den Besitz des Museums).

Im September führte der elsässische Paläontologe Werner Geissert den Arbeitskreis durch seine Sammlung in Sessenheim und durch die Rheinebene und demonstrierte die Entwicklung von Flora und Fauna in den Epochen der Urgeschichte. Er hielt später den Einführungsvortrag zu der in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule veranstalteten Ausstellung über die tertiäre Tierwelt am Oberrhein „Urzeitliche Elefantenzähne und andere Funde aus heimatlichen Kiesgruben“, in dem er den heutigen Forschungsstand seines Spezialfaches Paläontologie umriß. Die mit einer Tonbildfolge verbundene Schau, die im November eröffnet wurde, fand großen Anklang und wurde vom Archäologischen Arbeitskreis (J. Naudascher) übernommen und im Rathaus Mahlberg ausgestellt.

Der städtische Verkehrsdirektor, der in Verwaltungsfragen für das Museum zuständige Wilhelm Wickert, trat in den Ruhestand und hinterließ das Amt seinem Nachfolger Ewald H. Schröder. Im Oktober haben die Teilnehmer an der zu seinem 70jährigen Bestehen in Kehl abgehaltenen Jahresversammlung des Historischen Vereins das Museum besichtigt.

Das traditionell im November veranstaltete „Hasenessen“ fand in Lichtenau statt. Mit der an diesem Abend von Oberbürgermeister Detlev Prößdorf bekanntgegebenen Entschließung des Gemeinderats, die im Krieg verschollene „Heuwenderin“ des Straßburger Bildhauers Albert Schultz neu gießen zu lassen, begann die bereits in den 60er Jahren von Oberstudiendirektor und damaligem Stadtrat Wilhelm Mechler eingeleiteten und zuletzt von einem Mitglied des Arbeitskreises in die Hand genommenen Bemühungen um die Realisierung dieses Projekts konkrete Form anzunehmen. Der Guß im April mit vorläufiger Aufstellung im Mai 1981 wurde ermöglicht durch das Entgegenkommen der Stadt Straßburg, die das Original-Gips-Modell zur Anfertigung einer Gußform zur Verfügung stellte.

An der Ende November von Stadtplanungsamt und Volkshochschule veranstalteten Begehung des Sanierungsgebiets Kahlach zum Informationstausch mit den Bürgern nahm der Arbeitskreis teil und brachte Vorstellungen über die historischen, architektonischen und gestalterischen Seiten des Projekts in die Diskussion ein.

Carl Helmut Steckner

## Archäologischer Arbeitskreis

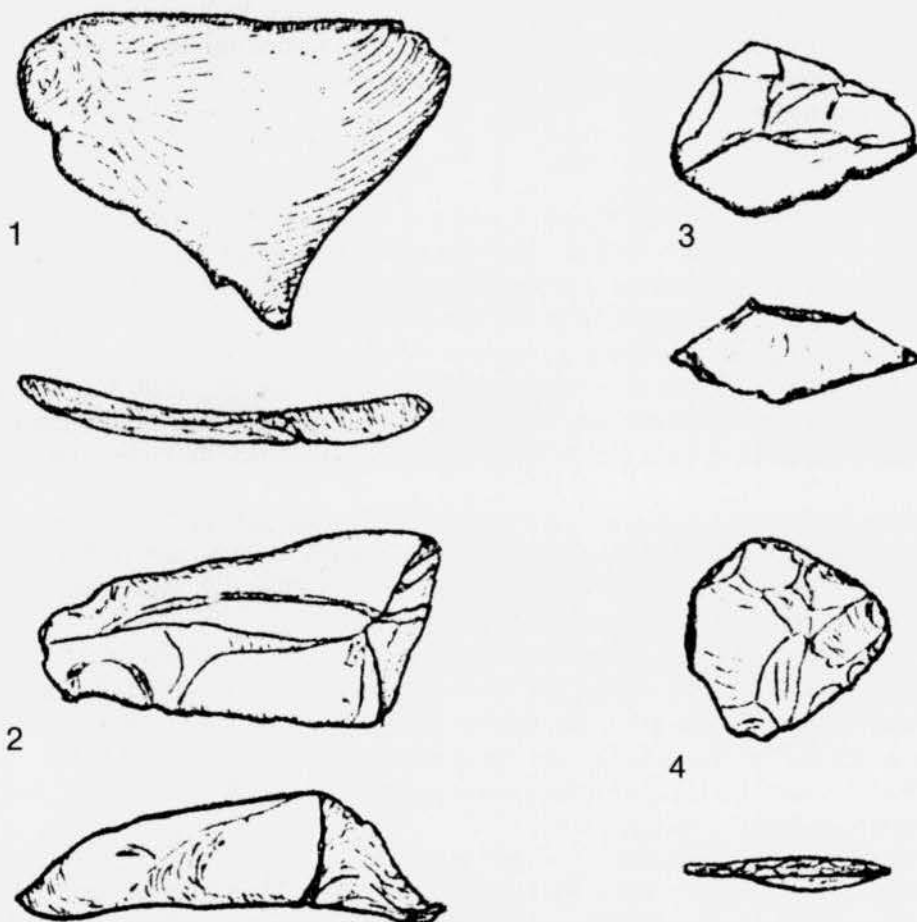
### Januar

Anlässlich einer Feld- und Waldbegehung wurden von Fritz Heimburger aus Allmannsweier 12 Eisenschmelzen im Gemeindewald Distrikt I (Deutsche Grundkarte 1:5000 (DG) Blatt Nr. (Bl.) 7612.15, 3 im Gewann „In der Ritte“, 1 im Gewann „Kohlmatten“, 3 im Gewann „Untere Matten“ (DG Bl. 7612.14), entdeckt. Das geschmolzene Raseneisenerz steht in unmittelbarer Nähe an und wurde im späten Mittelalter verhüttet.

Das im Auftrag von Dr. Eisenlohr, Geologe in Wiesbaden, bei der Chemieschule Fresenius in Mainz untersuchte Eisenerz aus den Grubenhütten von Mahlberg entspricht mit seinem Eisengehalt dem Ringsheimer Doggererz. Dagegen hatte das Raseneisenerz, das in den Schmelzöfen von Allmannsweier/Nonnenweier verhüttet wurde, einen geringeren Eisengehalt. Herrn Dr. Eisenlohr und der Chemieschule Fresenius sei an dieser Stelle für ihre Untersuchungen gedankt.

Bei einer Flurbegehung entdeckte Thomas Ilch aus Altenheim süd-westlich von Altenheim im Gewann „Steingeländ“ (DG Bl. 7512.8) Siedlungsreste aus der Römerzeit. Dabei konnte er neben römischer Terra sigillata und irdenen Topfresten auch römische Leistenziegel bergen.

Zwischen einer Lößwelle und dem westlichen Waldrand, östlich von Nonnenweier, hat Fritz Heimburger anlässlich einer Flurbegehung steinzeitliche Werkzeuge, im Gewann „Auf dem Reb-



Steinzeitliche Werkzeuge aus der Gegend von Allmannsweier/Nonnenweier.



garten“ (DG Bl. 7612.14) einen Schaber, im Gewann „Hinter dem Rebgarten“ (DG Bl. 7612.14) einen Pfriem und im Gewann „Zellmatt“ (DG Bl. 7612.14) einen Bohrer und eine Pfeilspitze gefunden. Alle Relikte sind aus Hornstein.

Bei einer Geländebegehung im Gewann „Alte Wage“, genannt Altwog (DG Bl. 7512.5), vermutlich einer ehemaligen Rheininsel nord-westlich von Altenheim, hat Thomas Ilch Siedlungsreste, spätmittelalterliche Scherben, ein Rebmesser, römische Scherben und ein gestempeltes Terra sigillata Bodenstück gefunden. Es konnte der claudischen bis frühdomitianischen Zeit (ca. 41—85 n. Chr.) zugeordnet werden und stammt von der südgallischen Töpferei CALUS aus La Graufesenque.

Anlässlich einer Feldbegehung wurde von J. Naudascher nord-westlich von Mahlberg im Gewann „Eigenstüde“ (DG Bl. 7712.5) neben Bruchsteinen aus Mahlberger Blaubasalt mittelalterliche Scherben, eine Bronzeschnalle und das Bruchstück einer verzierten Terra sigillata Schale aus der Zeit Mitte 1. Jhd. bis frühes 2. Jhd. n. Chr. gefunden. Ein Teil dieser Gegenstände ist als Auffüllmaterial in den letzten Jahren vom Stadtkern (Radbrunnengasse) angefahren worden.

### *Februar*

Anlässlich einer Begehung wurde von J. Naudascher nord-westlich von Orschweier im Gewann „Werb“ (DG Bl. 7712.5) Eisenschlacke, römische Leistenziegelreste und eine Scherbe aus der claudischen bis domitianischen Zeit (etwa 40—100 n. Chr.) gefunden.

Bei einer Geländebegehung wurden von Heinrich Koch aus Mietersheim nördlich von Mietersheim im Gewann „Götzmann“ (DG Bl. 7613.25) Siedlungsspuren und Scherben aus dem 14. Jhd. entdeckt.

Bei einer Geländebegehung wurde von J. Naudascher südlich von Kippenheimweiler im Gewann „Untere Breite“ (DG Bl. 7612.25) eine weitere Eisenschmelze, Doggererzreste aus Ringsheim und römische Scherben der „Dinglinger Töpferware“ gefunden.

Im Gasthaus Sonne in Mahlberg wurde eine Arbeitstagung des Archäologischen Arbeitskreises unter der Leitung von J. Naudascher abgehalten. Zur Tagung sind zahlreiche Mitarbeiter aus der Oberen Ortenau und aus dem Kinzigtal erschienen. Auf der Tagesordnung waren Themen aus der praktischen Archäologie.

### *März*

Anlässlich einer Feldbegehung hat Walter Fuchs aus Auenheim nord-östlich von Auenheim im Gewann „Hinter Hagenbündt“ (DG Bl. 7313.20) neben römischen Scherbenresten von irdener Ware auch Scherben von römischer Terra sigillata und Leistenziegelreste gefunden. Die beiden Fundplätze weisen auf eine Besiedlung in der Römerzeit.

Auf der Durchfahrt hat Thomas Ilch nördlich von Altenheim im Gewann „Stried Bünd“ (DG Bl. 7512.3) an der Bundesstraße 36 vom Auto aus römische Trümmer entdeckt. Wegen den nur schwach gebrannten Keramikresten und den wenigen Leistenziegel- und Bruchsteinresten dürfte es sich hier um die Überreste eines kleinen Weilers einheimischer Bevölkerung der Römerzeit handeln.

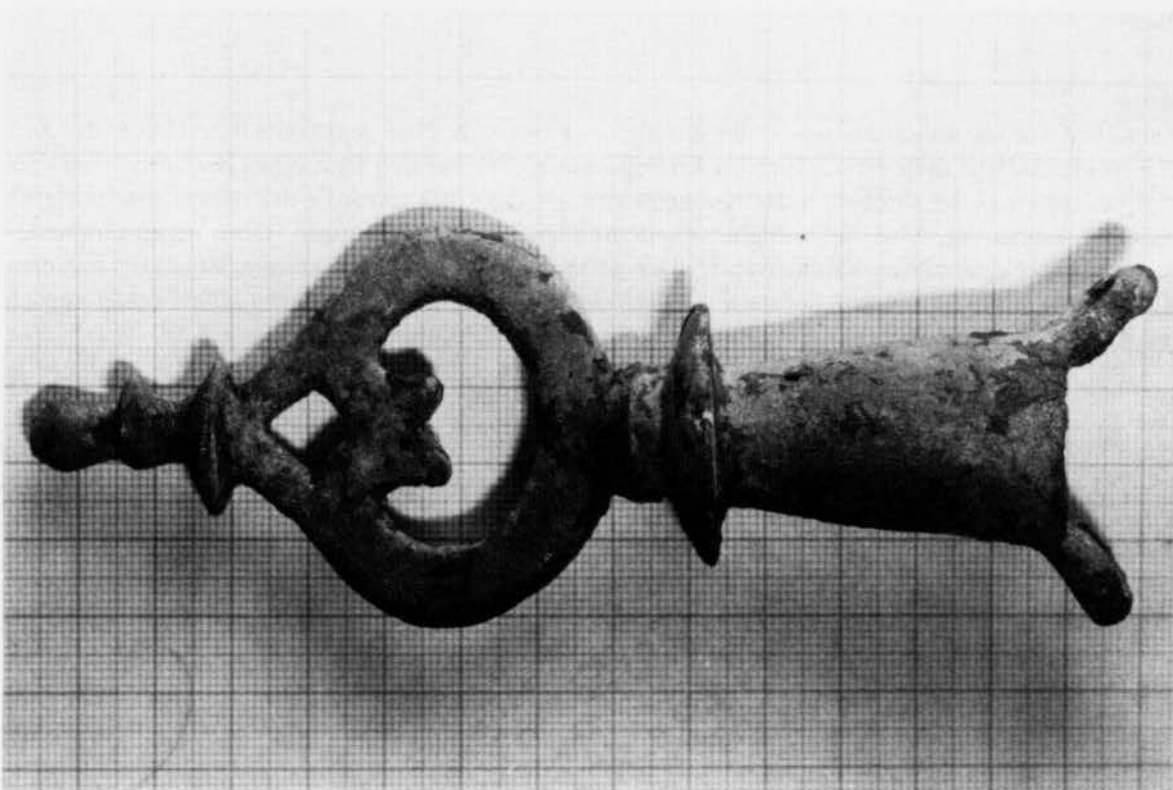
Vom Zug aus entdeckte J. Naudascher nördlich dem Aussiedlerhof von Gerhard Braunstein zwischen Schutterwald-Höfen und Hofweier im Gewann „In der Vogtslache“ (DG Bl. 7513.21) römische Trümmer. Dabei handelt es sich möglicherweise um Mauerreste, von denen bereits der Archäologe Schuhmacher im letzten Jahrhundert berichtete.

Bei einem Besuch des Zixenbergs, eines urkundlich nicht erwähnten Burgbergs nördlich von Niederschopfheim, wurden von Otto Ehret aus Niederschopfheim und J. Naudascher neben mittelalterlichen Hohlziegeln auch sehr große Backsteine, sogenannte „Klosterbrocken“, im Hangschutt unmittelbar unterhalb des Burgplateaus im Burggraben gefunden. Sie weisen darauf hin, daß neben den auf dem benachbarten Sporn festgestellten Gräbern der Merowingerzeit eine vermutete Holzburg, später in Stein aufgeführt war.

Bei einer Geländebegehung hat Heinrich Koch etwa 450 m südlich der restaurierten Mauerreste von Friesenheim im Gewann „Obere Matten“ (DG Bl. 7613.13) an der vermuteten römischen Haupttroute Nord-Süd eine Bronzespitze mit zwei aufgebogenen Kettenösen für eine Querstange gefunden. Die Fundstelle auf der auch sonstige römische Reste festgestellt wurden, liegt am Ab-



*Der Burghügel „Zixenberg“ bei Niederschopfheim. Er ist durch einen Graben vom Sporn, von dem merowingerzeitliche Gräber bekannt sind, getrennt.*



*Römische Bronzespitze mit aufgebogenen Kettenösen. Gefunden an der Römerstraße bei der römischen Straßenstation von Friesenheim.*



zweig einer römischen Seitenstraße. Sie führte nach den im letzten Jahrhundert bei der Kirche von Hugsweier entdeckten römischen Trümmern.

Bei einer Geländebegehung wurde von F. Heimburger, H. Koch und J. Naudascher auf einem bereits früher von J. Naudascher entdeckten römischen Trümmerareal nördlich von Neu-Langenwinkel im Gewann „Bruhenhausenwinkel“ (DG Bl. 7612.16) eine rechteckige Verfärbung festgestellt, auf der er eine Menge römischer Leistenziegel, die durch Überhitzung dunkel und glashart waren, beobachtete. Ein unmittelbar daran anstehendes Rotton-Areal aus Ablagerungen der Schutter, auf dem ebenfalls Leistenziegel und römische Scherben der „Dinglinger Ware“ gefunden wurden, lassen auf eine römische Ziegelei schließen.

Bei einer Geländebegehung hat Walter Fuchs im Gewann „Epsmatt“ (DG Bl. 7313.20) bei Auenheim römische Scherben und Leistenziegelreste, die auf eine kleine Ansiedlung in der Römerzeit hinweisen, gefunden.

Bei einer Geländebegehung hat Ernst Gleichert aus Allmannsweier am jüdischen Friedhof von Nonnenweier im Gewann „Auf dem Rebgarten“ (DG Bl. 7612.14) eine steinzeitliche Klinge und einen Schaber gefunden.

Auf einen Hinweis von Gerhard Braunstein vom Aussiedlerhof in Hofweier wurde unmittelbar östlich der Bahn im Gewann „Auf dem Brügel“ (DG Bl. 7513.21) ein Trümmerareal mit vielen Bruchsteinen, mittelalterlichen großen Flachziegeln und großen Backsteinen, sogenannte „Klosterbrocken“, gefunden. Bei der Fundstelle, die in einem sumpfigen Gelände am Dorfbach liegt, handelt es sich wahrscheinlich um das Areal, auf dem die „Binzburg“, eine mittelalterliche Tiefburg, gestanden hatte.

Um die Überwachungen des Mauerwerks alter Bergwerkanlagen am Rötelberg bei Ringsheim zu stoppen, trafen sich Forstdirektor Braun aus Ettenheim als Beauftragter des Naturschutzes, J. Naudascher als Beauftragter des Landesdenkmalamts Abt. Bodendenkmalpflege und Klaus Bosch aus Ringsheim vom Archäologischen Arbeitskreis. Die von Dr. Schmidt-Thomé, Landesdenkmalamt Freiburg, vorgeschlagenen Sicherungsmaßnahmen wurden an Ort und Stelle diskutiert. Man kam überein, daß die Beseitigung der Hecken und Sträucher notwendig ist und keinen hemmenden Natureingriff bedeutet. Sie sollen darum außerhalb der Schonungszeit beseitigt werden.

#### *April*

Anläßlich von Baumaßnahmen in der Kirche St. Peter von Rust sind freiwillige Helfer der Kirchengemeinde auf mehrere Gräber im Kircheninnern und auf den Rest eines Bronzearmreifs gestoßen. Da eines der Gräber in der Kirchenachse vor der Chorschranke der ehemaligen mittelalterlichen Kirche lag, wird hier von einem bedeutenden Toten ausgegangen. Die übrigen Gräber lagen im später erweiterten Kirchenschiff. Der gefundene Bronzearmreif stammt ebenfalls aus dem Kircheninnern und ist möglicherweise ein Relikt der Hügelgräber-Bronzezeit. Die Funde wurden im Auftrag des Landesdenkmalamts von J. Naudascher aufgenommen.

#### *Mai*

Anläßlich einer Flurbegehung hat Walter Fuchs nördlich von Kork im Gewann „Oberfeld“ (DG Bl. 7413.8) römische Siedlungsspuren entdeckt. Er fand dort neben römischen Leistenziegelresten, Terra sigillata und Hüttenlehm von Holz-Lehmhäusern.

Anläßlich von Baumaßnahmen wurden von Wolfgang Westermann aus Biberach in Prinzbach eine Schleuderkugel aus Stein (Dm ca. 0,20 m) und Mauerwerk von erheblicher Stärke (ca. 2 m) sowie Scherben aus dem 13. Jhd. gefunden. Der Fundplatz war wenige Meter von dem ehemaligen „Unteren Tor“ innerhalb der früher ummauerten Stadt. Bei dem Mauerwerk handelte es sich wahrscheinlich um Teile der alten Wehranlage.

#### *Juni*

Bei Kanalisationsarbeiten sind Arbeiter bei Schmieheim im Gewann „Riedacker/Steinhalde“ (DG Bl. 7713.7) unter einer ca. 1,80 m tiefen Lehmschicht auf zwei verrostete Eisenstangen gestoßen, die nach der Konservierung als alamannische Webschwerter identifiziert werden konnten.



*Eisenluppe aus Doggereisenerz von Ringsheim, gefunden an der alamannischen Grubenhütten-siedlung bei Schmieheim.*

Der Bauingenieur Wolfgang Müller aus Mahlberg meldete den wertvollen Fund. Bei einer Sondierungsgrabung fand dann der Schüler René Naudascher aus Mahlberg in fast 2 m Tiefe eine faustgroße Eisenluppe und Doggererzreste aus Ringsheim. Der Mitarbeiter im Archäologischen Arbeitskreis Manfred Schwantner aus Altdorf barg dabei Reste eines beinernen Kammes und einige Scherben. Die Scherben, Holzreste eines Tellers und zwei Messerchen weisen in die frühe alemannische Zeit. Ungeklärt bleibt der Verwendungszweck einer Knochenspitze. Dagegen künden Sandsteinplatt und vor allem Rutenabdrücke in Hüttenlehm, die in ca. 2 m Tiefe in einer Kulturschicht gefunden wurden, von alamannischen Grubenhäusern.

#### *Juli*

Zusammen mit OstR. Collmann und OstR. Zahoransky führte J. Naudascher eine archäologische Projektwoche mit Schülern der Oberstufe des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg durch. Neben dem Geschichtsunterricht wurde das Thema „Archäologische Feldmethode“ an Hand von Funden sowie mit Kartenmaterial und Lichtbildern behandelt. Es folgte eine Exkursion zur Ausgrabung des römischen Gebäudes bei Niederschopfheim und zu den restaurierten Resten der römischen Straßenstation bei Friesenheim. Mit einem Vortrag von J. Naudascher zur „Römerzeit in der Ortenau“ wurde die Projektwoche abgeschlossen.

#### *August*

Nachdem der Schüler Jürgen Kiefer auf dem Aushub einer Baugrube an der Ecke Vogesen-Hauptstraße in Urloffen mit Menschenschädeln spielte und Gebhard Schmidt sowie Peter Kirn die Relikte nach Hause brachten, wurde die Kriminalpolizei Offenburg über den makaberen Fund verständigt. Die eingeleiteten Ermittlungen ergaben, daß schon seit Jahrzehnten alle möglichen Fundgegenstände in diesem Gebiet geborgen wurden. Das sofort verständigte Landesdenkmalamt Freiburg, Dr. Schmidt-Thomé, beauftragte J. Naudascher damit, die Baugrube näher zu untersuchen. Unter der Mitwirkung von Helene Heinrich aus Herbolzheim und Karl Maier aus Appenweier wurden die Grubenwände abgeschabt und dabei Gräberspuren im Grubenprofil festgestellt.



*Die ersten Gräberspuren der Merowingerzeit im abgeschabten Profil einer Baugrube in Urloffen.*

Eine nachfolgende Ausgrabung unter der Leitung des Archäologen Dr. Struck ergab, daß es sich bei dem Fund um ein größeres Gräberfeld der späten Merowingerzeit handelt. Vgl. den Bericht von Dr. Struck auf S. 262 dieses Heftes.

#### *Oktober*

Um zwei alte Grabsteine vor dem Verfall zu retten, veranlaßte Klaus Leser aus Kappel am Rhein in Zusammenarbeit mit Pfarrer Schillinger ihren Abbau aus der östlichen Friedhofsmauer. Das war notwendig, da insbesondere der Grabstein mit gotischer Umschrift in der unteren Partie bereits stark abgewittert war. Sie wurden geschützt in der Kirche wieder errichtet.

#### *Dezember*

Anläßlich einer Geländebegehung hat Wolfgang Peter aus Ichenheim im Gewann „Steinackerfeld“ (DG Bl. 7513.26) westlich von Niederschopfheim ca. 100 m süd-östlich des römischen Gebäudes einen steinzeitlichen Schaber aus Feuerstein gefunden.

*Josef Naudascher, Mahlberg*

## Der Ortenaukreis — Rückblick 1980

*Landrat Dr. Gerhard Gamber*

Im Gebiet des heutigen Ortenaukreises kam es während des Wirtschaftsaufschwungs der fünfziger Jahre zu einschneidenden strukturellen Veränderungen in der Land- und Forstwirtschaft, in der gewerblichen Wirtschaft und im Dienstleistungsbereich. Der Wandel — vorwiegend im technischen Fortschritt und damit in der Erhöhung der Arbeitsproduktivität begründet, aber auch durch neue standortliche Voraussetzungen bedingt — spiegelte sich vor allem in der unterschiedlichen Entwicklung der Betriebs- und Beschäftigtenzahlen der drei Wirtschaftsbereiche wider. So ging der Anteil der Land- und Forstwirtschaft im Ortenaukreis zugunsten von Gewerbe und Dienstleistungen zurück. Der Rückgang erreichte aber nicht das Ausmaß der Veränderungen in Baden-Württemberg, wo der landwirtschaftliche Besatz nicht so breit und die Zahl der abhängigen Erwerbspersonen nicht so hoch waren. Darüber hinaus überwog im Ortenaukreis der kleinbäuerliche Betrieb.

Wesentliches Merkmal der gewerblich-industriellen Entwicklung zur Zeit der Hochkonjunktur waren Wachstumsprozesse mit unterschiedlicher Intensität in einzelnen Industriezweigen, die zu branchenstrukturellen Verschiebungen führten. Im Ortenaukreis erhöhte die chemische und kunststoffverarbeitende Industrie die Zahl ihrer Arbeitsplätze von 1955 bis heute um mehr als das Zwanzigfache auf rund 6.200. Auch der Maschinenbau verzeichnete erhebliche Beschäftigungszuwächse. In der Textil- und Bekleidungsindustrie sowie in der Nahrungsmittelindustrie gingen dagegen Arbeitsplätze verloren.

Die Energiepreisentwicklung und ein nicht immer günstiges Investitionsklima haben in jüngster Zeit auch im Ortenaukreis zu einer spürbaren Verlangsamung des Wirtschaftswachstums geführt. Im verarbeitenden Gewerbe und im Handwerk, die im Ortenaukreis eine hervorragende Stellung besitzen, nahm die Zahl der Beschäftigten in den letzten beiden Jahren insgesamt noch zu.

Generell ist festzustellen, daß der Ortenaukreis eine ausgewogene, relativ günstige Wirtschaftsstruktur hat, die durch große Vielfalt und hohe Differenzierung im gewerblich-industriellen Bereich gekennzeichnet ist. Nicht zuletzt die qualitativ weite Streuung der gewerblichen Arbeitsplätze mag dazu beigetragen haben, daß der Ortenaukreis in den Jahren der konjunkturellen Abschwächung — insgesamt gesehen — keinen ernsten wirtschaftlichen Einbruch erlebte. Obwohl die derzeitige Arbeitslosenquote von 3,3 % (April 1981) bei einem Landesdurchschnitt von 2,9 % alles andere als erfreulich ist, liegt sie



doch niedriger als in vielen anderen Landesteilen. Im Rahmen seiner Möglichkeiten — vor allem im Investitionsbereich — hat der Ortenaukreis zur Entwicklung der heimischen Wirtschaft beigetragen.

In Fortsetzung der bisherigen Berichte wird in diesem Heft wieder ein gestraffter Überblick über die kreispolitischen Aktivitäten des Jahres 1980 gegeben.

### *Haushalt*

Um 20 Mio DM oder 6,1 % stieg der Haushalt gegenüber 1979 auf insgesamt 362,7 Mio DM an. Vom Gesamthaushaltsvolumen des Jahres 1980 entfielen 181,6 Mio DM (50,1 v.H.) auf den Landkreisbereich und 181,1 Mio DM (49,9 v.H.) auf den Kreiskrankenhausbereich.

Die Lasten des Landkreises wurden im wesentlichen gedeckt durch die Kreisumlage von den Gemeinden (59 Mio DM), die Finanzaufweisungen (56 Mio DM), die Verwaltungs- und Benutzungsgebühren (22 Mio DM), die eigenen Kreissteuern (7 Mio DM) und durch die Erträge der neun Krankenhäuser (181,1 Mio DM).

### *Neubau des Landratsamtes*

Der im April 1980 begonnene Bau des neuen Verwaltungsgebäudes in Offenburg wird ein funktionsfähiges Zusammenfassen aller Dienststellen, die derzeit noch in acht verschiedenen Gebäuden untergebracht sind, ermöglichen und insbesondere für den ratsuchenden Bürger Erleichterungen bringen. Das neue Gebäude soll im ersten Quartal 1983 bezogen werden.

### *Kreisstraßenbau*

Die Weiträumigkeit des Gebietes, seine differenzierte Topographie und unterschiedliche Besiedlungsdichte zwangen den Landkreis auch im Jahr 1980 zu erheblichen Investitionen für den Ausbau und die Verbesserung des Kreisstraßennetzes.

Mit der Verlegung der Bahnüberführung im Zuge der Kreisstraße 5311 in Achern-Önsbach (Kosten ca. 5,6 Mio DM) und mit dem Ausbau der Kreisstraße 5349 mit Beseitigung eines schienengleichen Bahnüberganges in Ringsheim (Kosten ca. 5,8 Mio DM) wurden 1980 zwei weitere größere Straßenbauprojekte begonnen. An den Baukosten für die Bahnüberführungen beteiligen sich der Bund und die Bundesbahn mit jeweils einem Drittel. Bei der seit 1977 laufenden und mit 8,1 Mio DM veranschlagten Ausbaumaßnahme an der Kreisstraße 5362 in Hornberg-Reichenbach wurden Stützmauern mit einem Aufwand von 1,5 Mio DM hergestellt. Mit der Fertigstellung der Straße kann bis Ende 1982 gerechnet werden. Unterhalt und Ausbau der Kreisstraßen im Ortenaukreis verschlangen 1980 rd. 12,5 Mio DM.

## Krankenhäuser

Das Jahr 1980 wurde überschattet von dem schweren Brandunglück, das den Ortenaukreis im Kreiskrankenhaus Achern getroffen hat. Ausgelöst durch einen Kurzschluß im Untergeschoß des Neubauteils kam es in den Abendstunden des 28. Mai 1980 zu einem Schwelbrand mit starker Rauchentwicklung. Allem Mut und aller Risikobereitschaft zum Trotz, mit denen die Ärzte, das Pflegepersonal sowie die Angehörigen der Hilfsorganisationen an die Rettungsarbeiten herangingen, kam für neun Patienten wegen Rauchvergiftung jede Hilfe zu spät. 25 Personen wurden bei dem Großbrand verletzt.

Die Ereignisse in Achern haben die Baurechtsbehörden veranlaßt, in den Kreiskrankenhäusern vorgezogene Brandverhütungsschauen vorzunehmen. Sie führten dazu, daß in allen Kreiskrankenhäusern zusätzliche feuer- und sicherheitspolizeiliche Vorkehrungen getroffen werden müssen, die Kosten von rd. 5,2 Mio DM nach sich ziehen werden.

Der Ortenaukreis ist unter den Landkreisen in Baden-Württemberg mit neun Kreiskrankenhäusern unterschiedlicher Leistungsstufen der größte Krankenhausträger. Vom Langzeit- und Nachsorgekrankenhaus über die Grundversorgung (G), Regelversorgung (R) bis hin zur Zentralversorgung (Z), verteilen sich die Betten wie folgt:

Kreiskrankenhäuser des Ortenaukreises	Achern G	Ettenheim G	Ettenheim- münster E	Kehl G	Lahr R/Z	Oberkirch G/E	Offenburg Z	Wolfach G	Zell a.H. G/E	Gesamt
Innere Medizin	69	45		44	110	40	96	43	40	487
Infektion	16			18	10		9			53
Chirurgie	118	45		71	178	46	134	63	20	675
Gyn. Geb. H.	19	15		41	69	14	42	14	5	219
Neugeborene										
HNO	24				42	6	17			89
Neurologie					45					45
Nachsorge			80							80
Augen		10					54			64
Pädiatrie					2		60			62
Intensiv				6	16		6			28
Dialyse					8		5			13
Nephrologie							15			15
Gesamtbettenzahl	246	115	80	180	480	106	438	120	65	1830

Priorität im Krankenhauswesen des Ortenaukreises genießt neben dem Wiederaufbau des Kreiskrankenhauses Achern der Ausbau des Kreiskrankenhauses Offenburg zur Leistungsstufe der Zentralversorgung. Die Gesamtinvestitionskosten werden rd. 100 Mio DM erfordern. Der Ortenaukreis drängt in Stuttgart mit Nachdruck auf einen baldigen Baubeginn. Es zeichnet sich ab, daß zunächst in einem ersten Bauabschnitt ein Bettentrakt mit 330 Betten verwirklicht werden soll; die Kosten für diese Maßnahme sind mit rd. 43 Mio DM veranschlagt. Die medizinisch-technische Einrichtung in den anderen Häusern wurde entsprechend ihrer Leistungsstufe dem Fortschritt angepaßt. Nach dem 28. Mai 1980 ging es im Kreiskrankenhaus Achern darum, sobald wie möglich einen provisorischen Krankenhausbetrieb im bisherigen Altbau aufzunehmen. Schon wenige Wochen nach dem Brand konnten die ersten Patienten aufgenommen werden. Unter erheblichem Aufwand wurde der Altbau so umgebaut, daß in Achern wieder 180 Patienten betreut werden können.

Die im Jahre 1979 im Kreiskrankenhaus Lahr mit einem Aufwand von 2,4 Mio DM eingerichtete Abteilung für Computer-Tomographie hat inzwischen den Betrieb in vollem Umfange aufgenommen und leistet damit einen wesentlichen Beitrag zur zentralen Versorgung im Fachbereich Neurologie. Im Fachbereich Chirurgie ist das Leistungsangebot der 186 Planbetten umfassenden Abteilung intern in eine Abteilung für Allgemein Chirurgie (Abdominal, Thorax- und Gefäßchirurgie) und in eine Abteilung für Unfallchirurgie einschließlich Wiederherstellungschirurgie getrennt worden. Es wurden zwei qualifizierte Fachärzte als Nachfolger des altershalber ausgeschiedenen Prof. Dr. Maurath verpflichtet, die am 1. Juli 1980 ihre Arbeit aufnahmen: Prof. Dr. Mangold aus Mainz (Allgemeinchirurgie) und Dr. Schmelzeisen aus Tübingen (Unfallchirurgie).

Die vorübergehende niedrigere Belegung des Kreiskrankenhauses Oberkirch konnte 1980 wieder auf 90 v. H. gesteigert werden. Die Sanierung der Küche hat sich bewährt. Das Haus sollte erweitert, Funktionsräume und Verkehrsflächen sollen verbessert werden. Die schwierige Situation in der Krankenhausfinanzierung des Landes läßt eine baldige Verwirklichung dieser Pläne jedoch nicht zu.

Im Kreiskrankenhaus Wolfach ist geplant, den OP-Bereich zu sanieren und zu erweitern. Der Ortenaukreis hofft, hierfür Fördermittel des Landes zu erhalten.

Das Kreiskrankenhaus Zell a. H. war 1980 mit einer überdurchschnittlichen Belegung von 105 v. H. das meistfrequentierte der neun kreiseigenen Häuser. Die Umwandlung der bisherigen Fachabteilung „Chirurgie“ in eine Belegarzt-abteilung hat sich ohne Nachteile für das Haus vollzogen.

### *Schulen*

17.000 Berufsschüler besuchen die Kreisschulen und erwarten eine auf ihre speziellen Berufswünsche zugeschnittene Schulausbildung. Die Organe des



Ortenaukreises sind sich der Bedeutung des beruflichen Bildungsanspruchs im Rahmen der Aufgaben des Landkreises bewußt; einige Zahlen drücken dies deutlich aus: seit Bestehen des Landkreises — 1. 1. 1973 — wurden insgesamt 130 Mio DM für das berufliche Schulwesen verausgabt; davon entfallen 66 Mio DM auf Landeszuschüsse und 64 Mio DM auf kreiseigene Aufwendungen.

Obwohl das schulische Angebot auf dem beruflichen Sektor im Ortenaukreis weitgehend abgerundet ist, wurden 1980 wiederum verschiedene neue Schultypen eingerichtet, um die differenzierten Berufserwartungen erfüllen zu können:

- Einrichtung eines einjährigen Berufskollegs zum Erwerb der Fachhochschulreife an den Kaufmännischen Schulen Offenburg
- Einrichtung einer Landesfachklasse für Hüttenfacharbeiter an den Gewerblichen Schulen Kehl
- Einrichtung einer Sonderberufsschule für Hauswirtschaftstechnische Helfer an den Hauswirtschaftlichen Schulen Offenburg
- Einrichtung eines kaufmännischen Berufskollegs I an den Kaufmännischen Schulen Hausach ab Schuljahr 1981/82
- Teilung des Integrierten Beruflichen Gymnasiums Hausach—Wolfach in ein Wirtschaftsgymnasium Hausach und ein Technisches Gymnasium Wolfach.

Ferner stimmte der Kreistag den Plänen für die bauliche Erweiterung der Werkstätten der Gewerblichen Schulen Kehl und Lahr zu und genehmigte die Erweiterung des allgemeinen Unterrichtsbereichs der Gewerblichen und Hauswirtschaftlichen Schulen Kehl. Die Planung für eines der größten Bauobjekte, den Neubau des Forstlichen Ausbildungszentrums Mattenhof in Gegenbach, fand die Zustimmung des Kreistags. Die Baumaßnahme gliedert sich in den schulischen Bereich, die Werkstätten, das Internat und die Turnhalle. Das Ausbildungszentrum wird nach Schätzung des Architekten Kosten von rd. 20,7 Mio DM erfordern; neben den üblichen Schulbauzuschüssen übernimmt die Landesforstverwaltung die Kosten für das Internat voll und die der überbetrieblichen Ausbildungsstätte und der Turnhalle zur Hälfte. Der erste Spatenstich fand am 12. 11. 1980 auf dem Baugelände des Mattenhofes statt.

Der Ortenaukreis ist nicht nur Träger der beruflichen Schulen. Im Bewußtsein seiner Verpflichtung für die behinderten Kinder und Jugendlichen hat der Landkreis auch die Trägerkraft von Sonderschulen für Geistigbehinderte, Sprachbehinderte und Körperbehinderte übernommen. Um die Raumnot an der Sonderschule für Körperbehinderte in Offenburg beheben zu können, wurde beschlossen, Räume des privaten Sonderschulkindergartens der Gemeinnützigen Fördergesellschaft für das behinderte Kind in Offenburg anzumieten, die vom privaten Träger gebaut werden sollen. Der Landkreis ließ den ursprünglichen Plan fallen, einen Schulneubau für rd. 5,2 Mio DM zu errich-

ten, nachdem feststand, daß durch die beabsichtigte Erweiterung des Sonder-  
schulkindergartens Kosten von rd. 2,2 Mio DM eingespart werden können.

### *Kultur*

Der Ortenaukreis förderte im Jahr 1980 im kulturellen Bereich die drei kreisei-  
genen Volkshochschulen, die Volkshochschulen der Städte Lahr und Offen-  
burg, das bekannte Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in  
Gutach, die kreiseigene Blasmusikschule Kehl, die städtischen Jugendmusik-  
schulen Lahr und Offenburg, die Sängerbünde und Volksmusikvereinigun-  
gen, die kommunalen Büchereien, die Kunst und das Schrifttum. Der Orte-  
naukreis ist Herausgeber des Jahrbuchs „Geroldsecker Land“. Auch in der  
Denkmalpflege engagierte sich der Landkreis mit erheblichen finanziellen  
Mitteln.

Eine besondere Attraktion in der Regie des Ortenaukreises ist nach wie vor  
das

### *Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach*

Es erreichte mit 543.488 Besuchern einen neuen Rekord. Damit hat es die weit-  
aus höchste Besucherzahl aller deutschen Freilichtmuseen. Die beiden Bau-  
maßnahmen, ein naturgetreuer Nachbau eines „Hotzenhauses“ aus dem 18.  
Jahrhundert und der Wiederaufbau des „Zimmerbauernhofes“, konnten ab-  
geschlossen werden. Das „Hotzenhaus“ wurde bereits am 1. Juni 1980 zur  
Besichtigung freigegeben. Ende Oktober 1980 erfolgte der erste Spatenstich  
für den naturgetreuen Nachbau eines „Schauinslandhauses“. Mit der Fertig-  
stellung dieses historischen Gebäudes gegen Ende 1981 werden alle Schwarz-  
waldhaustypen im Freilichtmuseum enthalten sein.

### *Denkmalpflege*

Aufgabe der Denkmalpflege ist es, Zeugnisse unserer Geschichte und Kultur  
zu bewahren. In der zum Teil sehr intensiv betriebenen Denkmalpflege kommt  
ein deutlich spürbarer Wandel unserer Denkweise und unserer Wertvorstel-  
lungen zum Ausdruck. In weiten Teilen der Bevölkerung findet die Kultur-  
pflege eine immer stärkere Resonanz. Vor allem die Baudenkmalpflege im  
Stadt- und Ortskern sowie in Altbaugebieten haben die Denkmalpflege in den  
Vordergrund des öffentlichen Interesses rücken lassen. Um Objekte, die er-  
haltenswert sind, in ihrem Bestand zu sichern, stellte der Landkreis 1980 ins-  
gesamt 350.000 DM zur Verfügung. Restaurierungen und Maßnahmen, die  
vom Landkreis gefördert wurden:

*Häuser Gerberstraße 1 und 3 in Offenburg — Außeninstandsetzung*

*Fachwerkhaus Untere Hauptstraße 9 in Kippenheim — Außenrenovierung*

*Kraftlishof in Schuttertal — Renovierung*



*Schloß Ortenberg. Das Schloß, eine der beliebtesten Jugendherbergen des Landes Baden-Württemberg, erhielt einen Erweiterungsbau, den das Jugendherbergswerk und der Landkreis finanzierten.*



*Ruine Schauenburg bei Oberkirch. Die Instandsetzung der Burg wurde vom Landkreis aus Mitteln der Denkmalpflege gefördert.*

*Speicher mit Mühle in Hofstetten* — Abbruch und Wiederaufbau  
*Altes Pfarrhaus in Haslach i. K.* — Instandsetzung innen und außen  
*Kaiserhof in Hausach-Hauserbach* — Instandsetzung  
*Gasthaus „Adler“ in Friesenheim-Schuttern* — Renovierung  
*Schloß Heiligenzell* — Gesamtinstandsetzung  
*Ev. Kirche in Kippenheim-Schmieheim* — Restaurierung der Orgel  
*Stadtkirche in Ettenheim* — Außenrenovierung  
*Rohanteppich in Ettenheim* — Restaurierung  
*Kath. Pfarrkirche Schuttertal-Schweighausen* — Außenrenovierung  
*Haus Hansmann-Maldacker, Kirchgasse 1 in Haslach i. K.* — Außenrenovierung  
*Haus Steiner, Engelstr. 9 in Haslach i. K.* — Außenrenovierung  
*Haus Flechtmann, Hauptstr. 45 in Haslach i. K.* — Außenrenovierung  
*Ev. Kirche in Hornberg* — Innenrenovierung  
*Burgruine Hohengeroldseck* — Ausbesserungsarbeiten  
*Kath. Kirche in Seelbach* — Restaurierung der Orgel  
*Hofkapelle beim Hinterbauernhof im Litschental* — Renovierung  
*Rathaus Biberach* — Außenrenovierung  
*Mühle „Mailehof“ in Nordrach* — Restaurierung  
*Schloß Ortenberg* — Sanierung  
*Brandstetter Kapelle in Oberkirch-Bottenau* — Renovierung der Kapelle und Versetzung des Wegkreuzes  
*Kath. Kirche in Sasbach* — Außenrenovierung  
*Bühlwegkirche in Ortenberg* — Innenrenovierung  
*Ev. Pfarrkirche Meißenheim* — Außenrenovierung  
*Fußgängerdurchgang am Oberen Tor in Gengenbach* — Instandsetzung  
*Kinzigtor in Gengenbach* — Dacheindeckung und Restaurierung  
*Schwarzwaldhof Otter (Echle-Hof) in Gengenbach-Schwaibach* — Außensanierung  
*Fachwerkhaus Holzer, Bachgasse 9, Haslach i. K.* — Renovierung  
*Fachwerkhaus Kimmig, Bachgasse 7, Haslach i. K.* — Renovierung  
*Alte Waschküche in Zell a. H.* — Restaurierung  
*„Vollmers Mühle“ in Seebach* — Instandsetzung innen und außen  
*Kirche Welschensteinach* — Außenrenovierung

#### *Jugend- und Sozialhilfe*

Auch im Jahr 1980 wurde die in den vorhergehenden Jahren begonnene aktive Sozialpolitik des Ortenaukreises fortgesetzt. Der Sozialetat umfaßte 1980 rd.



51 Mio DM. Die offenen Hilfen wurden für den gesamten Ortenaukreis flächendeckend ausgebaut. Mit der Errichtung des Sozialen Dienstes Kehl im Jahre 1980 verfügt der Ortenaukreis — neben den bestehenden Einrichtungen in Achern, Lahr, Offenburg und Wolfach — über eine Grundausrüstung an Sozialen Diensten, die ihn in die Lage versetzt, die offenen Hilfen im Rahmen der Jugend- und Sozialhilfe zu verstärken, die entstandenen Notlagen wirksam anzugehen und die Beratungshilfen für die Bürger des Ortenaukreises zu verbessern.

Mit der personellen Verstärkung der Erziehungsberatungsstellen in Achern und Lahr, die wegen der langen Wartezeiten notwendig war, sind auch diese Stellen nunmehr in der Lage, ihre Arbeit erwartungsgemäß zu erfüllen.

Im gesamten Ortenaukreis sind Sozialstationen der freien Verbände aufgebaut. Der Ortenaukreis verfügt somit über ein flächendeckendes Netz von Sozialstationen, welche die Aufgaben der Altenpflege, Krankenpflege und Familienpflege erfüllen.

Auch im Jahre 1980 wurde deutlich, daß sich die Arbeit im Pflegestellenbereich auf lange Sicht auszahlt. Der Ortenaukreis hat im Land Baden-Württemberg die relativ geringste Anzahl an Heimkindern und eine hohe Anzahl an Pflegekindern.

Im Behindertenbereich ist es gelungen, im Jahre 1980 einen Fahrdienst für die Schwerstbehinderten einzurichten. Der Fahrdienst wird von freien Verbänden durchgeführt, liegt jedoch in der Trägerschaft des Ortenaukreises; er wird von Schwerstbehinderten in Anspruch genommen und bewährt sich.

Die Beratungen im Altenhilfeausschuß gehen zügig voran. Der Ausschuß hat sich mit zahlreichen Einzelproblemen im Rahmen der Altenhilfe befaßt, so daß mit der Verabschiedung des Altenplans in den Jahren 1981/82 zu rechnen ist.

Dennoch sind eine Reihe von sozialen Problemen im Ortenaukreis ungelöst, so insbesondere die Arbeit mit psychisch Kranken und die Probleme der zweiten Ausländergeneration. Beide Problemfelder sind Gegenstand der künftigen Arbeit.

#### *Abfallbeseitigung — Teilbereich des Umweltschutzes —*

Der Ortenaukreis verfügt glücklicherweise über mehrere große Ablagerungsplätze für Müll, welche die umweltgerechte Beseitigung der Abfälle bis zur Jahrtausendwende sichern. Die geringsten Kosten entstehen beim Ablagern des Abfalls. Deshalb wird auch im Kreisgebiet weitgehend von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Leider können nicht überall Deponien eingerichtet werden. Im ganzen Rheintal ist auf die Reinhaltung des Grundwassers Rücksicht zu nehmen. Für die Abfallentsorgung stehen im Ortenaukreis zur Zeit



fünf Abfalldeponien (Haslach i. K., Oberkirch, Oppenau, Ringsheim und Zunsweier) sowie zwei Umladestationen in Appenweier und Achern zur Verfügung. Von der Müllumladestation Appenweier wird der Abfall zur Verbrennungsanlage Straßburg und von Achern zur Deponie „Kahlenberg“ in Ringsheim verbracht. Über diese Anlagen wurden 1980 insgesamt ca. 546.200 cbm Abfallstoffe entsorgt, wovon 175.000 cbm in der Müllverbrennungsanlage Straßburg beseitigt wurden. Im einzelnen sind im Jahre 1980 ca. 230.700 cbm Hausmüll, ca. 18.700 cbm Sperrmüll sowie ca. 296.800 cbm Industrie- und Gewerbemüll angefallen.

### *Kreiswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“*

Der Ortenaukreis führt alle zwei Jahre den Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ durch. Am Kreiswettbewerb 1980 nahmen 52 Städte, Gemeinden und Ortsteile teil. Die gebotenen Leistungen waren beeindruckend; der überwiegende Teil der Teilnehmer wies beachtliche Leistungssteigerungen auf. Der Wettbewerb war wieder einmal Beispiel dafür, wie mit verhältnismäßig geringen Mitteln erhebliche Aktivitäten der Bürger ausgelöst werden können. Sechzehn I. Preise und dreizehn Sonderpreise wurden vergeben. Mit Sonderpreisen wurden herausragende Leistungen hinsichtlich des Blumenschmucks sowie der Durchgrünung der Orte mit standortgerechten Bäumen und Sträuchern belohnt.

Folgende Gemeinden erhielten I. Preise (in alphabetischer Reihenfolge):

*Gemeinden über 3.000 bis 7.000 Einwohner:* Sasbach, Schutterwald

*landwirtschaftlich orientierte Gemeinden:* Bollenbach, Fautenbach, Mösbach, Ortenberg

*Erholungsorte:* Bermersbach, Durbach, Fischerbach, Obersasbach, Steinach

*Luftkurorte:* Ottenhöfen, Seelbach

*Wohngemeinden:* Hofweier, Kork, Willstätt

Sonderpreise erhielten:

*Blumenschmuck:* Berghaupten, Bermersbach, Bollenbach, Bottenau, Durbach, Haslach i. K., Hofweier, Münchweier, Obersasbach, Ortenberg und Wittelbach

*landschaftsgerechte Baum- und Strauchpflanzungen:* Fischerbach und Seelbach

April 1981

## 25 Jahre Ensembleschutz in der Ortenau

*Carl Helmut Steckner*

Da der Denkmalschutz von bedeutenden, klassierbaren Einzelbauwerken ausgegangen ist — Merkmal seiner Entstehungszeit im 19. Jahrhundert —, blieben lange Zeit weniger bedeutende Bauten, die eine bestimmte Qualitätsschwelle unterschritten, aber in ihrer Gesamtheit einen Wert darstellten, ungeschützt. Der Blick für solche Zusammenhänge schärfte sich erst später auch für wertvolle Beispiele von Architekturen ohne Architekten in ihrer landschaftlichen, dörflichen oder kleinstädtischen Eigenart, etwa als Straßen-, Platz- oder Ortsbilder. Und sehr spät fand dies in deutschen Denkmalschutzgesetzen ihren Niederschlag. Als erstes Land formulierte es Baden 1949 und sah die Eintragung ins Denkmalsbuch vor. Es folgte das Baden-Württembergische Denkmalschutzgesetz von 1971. Es bietet die Möglichkeit des Ensembleschutzes durch Rechtsverordnung.

Davon hat das Denkmalamt Freiburg im Ortenaukreis mehrfach Gebrauch gemacht und entsprechenden Anträgen und Anregungen der Gemeinden entsprochen, wenn wissenschaftliche, künstlerische, aber auch lokale historische Gründe dafür sprachen.

Eingeleitet wurde die Reihe der geschützten Anlagen in der Ortenau mit Gengenbach (1956) und bisher abgeschlossen mit Bodersweier (1980). In den dazwischen liegenden Jahren waren es Ettenheim (1963), Kork (1968), Schiltach (1971), Zell a. Harmersbach (1975), Haslach i.K. (1978) und Sasbachwalden (1979). Die geschützten Gesamtanlagen sind in ihrer Größe durchweg verschieden. Sie umfassen eine Platzanlage, den historischen Mittelpunkt oder einen größeren Bereich einer Gemeinde.

In *Gengenbach* ist die Altstadt innerhalb der Stadtmauern geschützt. Der Ensembleschutz umfaßt Stein- und Fachwerkbauten, die romanische Kirche mit dem ehem. Klosterbereich, das Rathaus, die Stadttore und einen Teil nördlich des Obertores.

Auch *Ettenheim* ist innerhalb des Stadtmauerringes geschützt, der Kirche, Rathaus, Rohan-Schloß, Fachwerkbauten und unter Straßburger Einfluß entstandene Steinbauten einschließt.

Beispiel für einen denkmalgeschützten Platz ist der *Korker Bühl*, einst Gerichtsstätte des Korker Waldgerichts. Kork gehört zu den ältesten Siedlungen in der früheren Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Einbezogen ist die wohl ins 8. Jahrhundert zurückgehende heutige barocke Kirche (1731—1733) mit gotischem Turm und Chor und die den Platz bildenden Fachwerkbauten des 18. Jahrhunderts. Hier hatte die ursprüngliche Planung eine Straße mit Bürgersteigen durchführen wollen und die Asphaltierung des Platzes vorgesehen. Er erhielt Kleinpflaster, und ein Steinbau wurde an die Umgebung angepaßt. Vorgesehen ist die Aufstellung alter Laternen. Noch wird nach einer Lösung gesucht, wie der Platz von parkenden Wagen freigehalten werden kann. Versuche, das geschmiedete Aushängeschild mit vergoldeter Krone vom Ende des 18. Jh. vom ehemaligen Gasthaus „Krone“ wieder an seinem alten Platz aufzuhängen, hatten bisher keinen Erfolg, jedoch wurden die Bemühungen, es vom heutigen Eigentümer zurückzuerhalten, noch nicht aufgegeben. Die Anregungen, dieses Ensemble zu schützen, gingen wie im Fall von Bodersweier, von Mitgliedern des Historischen Vereins bzw. des Arbeitskreises Hanauer Museum aus.

In *Schiltach* wurde der Ortskern mit dem gesamten reichen Bestand an Fachwerkhäusern geschützt. In besonders intensiver fortgesetzter Zusammenarbeit zwischen Gemeinde und Denkmalpfleger konnten seit 1971, nachdem der Denkmalschutz ausgesprochen war, der Zustand der Altbauten verbessert und nach Beratung durch die Denkmalpflege bei der weiteren Bauentwicklung Neubauten maßstäblich und architektonisch gut in den Rahmen eingefügt werden.

In der ehemaligen kleinsten freien Reichsstadt *Zell a. H.* wird das Bild von zwei- bis dreigeschossigen Fachwerkbauten und mittelalterlicher Kleinmaßstäblichkeit bestimmt. Der erhaltenswerte Bereich innerhalb der Stadtmauern mit Storchenturm und Hirschenturm wurde 1975 erstmals nach dem neuen Denkmalschutzgesetz als Gesamtanlage geschützt.

In *Haslach* hat man neben dem mittelalterlichen Altstadtbereich auch außerhalb liegende Bauten des 18. und 19. Jahrhunderts unter Denkmalschutz gestellt (Fürstenberger Hof von 1840 und Gasthof Kanone von 1832), allerdings unter Ausschluß des ehem. Kapuziner-Klosters.

Anders als in den übrigen Gemeinden wurde in *Sasbachwalden* fast die gesamte locker bebaute Ortslage unter Denkmalschutz gestellt. Hier gilt das Interesse dem „Fremdenverkehrsort“, wo die „wertvollen gut erhaltenen Fachwerkhäuser diesem Ortsbild einen besonderen Charme verleihen“.

Obwohl von der fernstraßenähnlich ausgebauten B 36 durchschnitten, zeigt der Ortskern von *Bodersweier* (Ortsteil von Kehl) noch eine relativ geschlossene Anlage von ein- bis zweigeschossigen Fachwerkbauten des 18. und 19. Jahr-



*Am Korker Bühl: Ehemaliges  
Gasthaus „Krone“*



*Fachwerkhäuser im Ortskern von Bodersweier*

hunderts mit Gasthaus, ehemaliger Schmiede, Rathaus und Kirche (1616). Nach Freilegung des Fachwerks im Jahre 1959 konnte der vom damaligen Leiter des Denkmalamtes Freiburg, Landeskonservator Martin Hesselbacher, empfohlene Ensembleschutz für die großräumige Platzanlage 1980 ausgesprochen werden. Beständigkeit führte zum Ziel. Dennoch könnte der Verfall eines einzigen Fachwerkhauses innerhalb dieses Ensembles das eben noch gerettete Ortsbild wieder gefährden.

Von den 32 im Regierungsbezirk Freiburg geschützten Gesamtanlagen liegt ein Viertel in der Ortenau.



# Die Rechtsfakultät der Universität Straßburg und die Regionalgeschichte

Festvortrag, gehalten auf der Jahresversammlung am 12. Oktober 1980  
in Kehl

*Marcel Thomann, Straßburg*

Schon im XV. Jahrhundert wird an der städtischen Schule in Straßburg das Recht gelehrt. Die „Akademie“ — ab 1556 — und die Universität — 1621 — führen diese Tradition mit einer kurzen Unterbrechung in den Jahren der Französischen Revolution bis auf den heutigen Tag fort.

Auf die wechselvolle Geschichte der Universität kann hier nicht eingegangen werden, obwohl unterstrichen werden muß, daß die politischen, religiösen und kriegerischen Ereignisse mehr als anderswo die Art der Ausstrahlung dieser Fakultät auf das umgebende Land bedingten<sup>1</sup>.

„Recht ist die Gesamtheit der Normen und Regeln des gesellschaftlichen Lebens“. Stimmt man dieser Definition zu, so ist zu ersehen, daß eine ordentlich funktionierende Rechtsfakultät die Schule der gesellschaftlichen Ordnung und Wirklichkeit sein sollte. Recht bewirkt also Geschichte in Gegenwart und Zukunft, und könnte man rückblickend die gesamten Leistungen der Rechtsschulen überschauen, so würde sich das ganze institutionelle Leben der Vergangenheit vor dem Historiker ausbreiten. Leider ist eine solch ideale Vergegenwärtigung des Vergangenen nicht möglich. Schon der Wunschtraum läßt jedoch erkennen, daß die Geschichte des Rechts eine fruchtbare Quelle der Geschichtsforschung sein könnte. Leider ist aber die historische Wissenschaft vom Recht immer noch ein vernachlässigter Zweig am Baum des universitären Wissens.

---

<sup>1</sup> Unter den neueren Arbeiten über die Straßburger Rechtsfakultät, ihre Statuten und die Lehrmethoden: Anton SCHINDLING, *Humanistische Hochschule und freie Reichsstadt*. Wiesbaden 1977 (XV. bis Anfang des XVII. Jhr.) und für das XVIII. Jahrhundert Jürgen VOSS, *Universität, Geschichtswissenschaft und Diplomatie im Zeitalter der Aufklärung: Johann Daniel Schöpflin (1694—1771)*. München 1979. — Daniel SCHNEIDER, *L'Université de Strasbourg au XVIIIe s. Les Facultés de Droit et de Médecine*, *Mémoire de D.E.S. d'Histoire*. 1965. 227 S. Maschinenschr. (in der Bibliothek der Archives Municipales Strasbourg einzusehen). — Alain Serge MESCHERIAKOFF, *L'ancienne Faculté de Droit de Strasbourg au XVIIe et XVIIIe s.* *Mémoire de D.E.S. Droit*. Strasbourg, 1970. 150 S. Maschinenschr.

Denn wo spüren die Historiker in aller Regel der vergangenen Wirklichkeit zuerst nach? In den Urkunden der Archive. Dort finden sie zwar Zeugnisse von Prozessen oder juristischen Handlungen, übersehen aber oft, daß diese Dokumente nur bruchstückhafte Zeitaufnahmen eines ungeheuer vielfältigeren Geschehens sind. Ist man sich genügend bewußt, daß der Notar oder der Schreiber beim Ausarbeiten der Urkunden in Form und Inhalt von Grundsätzen und Vorschriften abhängig war, die einem ordnenden Willen entsprachen? Nur wer die Geschichte, d. h. den Inhalt, den Sinn, den Zweck dieser Ordnung kennt, erfaßt auch das wahre Wesen der Institutionen. Gewiß, auch die Archive enthalten einen Teil der Vorschriften gesetzlich-rechtlicher Art. Weit mehr aber ist in juristischen Bibliotheken zu finden. Dort stehen, systematisch zusammengefaßt, die Leitsätze und Regeln, welche die Praxis der vergangenen Jahrhunderte bestimmten, mitsamt Begründung und Historie. Die aus Amtsstuben stammenden Erlasse wurden von Juristen immer wieder mit anderen Prinzipien und Texten verglichen und in Lehrbüchern erläutert. Vergleich, Erläuterung und Einordnung gehört zur vornehmlichen Aufgabe des Rechtslehrers.

Es ist hier nicht der Ort weiter auf Wesen und Bedeutung der Juristenschulen im allgemeinen einzugehen. Es sollte nur ganz kurz der Versuch unternommen werden, unter dem soeben angedeuteten Blickwinkel einen Überblick über das geschichtliche Wirken der Rechtsfakultät Straßburg zu verschaffen und auch dies nur im Hinblick auf die Landschaft, welche die Universität umgibt. Dabei soll auch die Ambivalenz, d. h. der doppelte Sinn des Wortes „Geschichte“ in Kauf genommen werden. „Geschichte“ ist ja einerseits eine Wissenschaft, die Historie, und andererseits konkretes Geschehen, Wirklichkeit im Zeitablauf. Deshalb kann zuerst einmal festgestellt werden, inwieweit die Regionalhistorie, d. h. die Geschichtsforschung des Elsaß und Badens von den universitären Lehren der Rechtsfakultät Straßburg beeinflußt worden ist. In einem zweiten Teil sollte dann untersucht werden, wie die juristischen Doktrinen in Institutionen und Strukturen der Praxis umgesetzt wurden, also wie die Rechtstheorien in den Landen links und rechts des Rheins beigetragen haben, Geschichte zu gestalten.

### *I Rechtsfakultät und regionale Rechtshistorie*

Aus den Anfängen der Straßburger „Akademie“ ist von geschichtswissenschaftlicher Tätigkeit der Juristen auf regionaler Ebene nicht viel zu berichten, wohl aber in europäischer Sicht. Im Gefolge der Reformationswirren kamen in Straßburg Lehrer zu Wort, die in der juristischen Welt jener Zeit führend waren.

Vor ihnen hatte man aus Italien, dem Land, das bisher alle Juristen Europas ausgebildet hatte, eine völlig unhistorische Art der Quelleninterpretation übernommen. Diesem „*Mos Italicus*“ folgt im Zuge des französischen Huma-

nismus eine revolutionäre, geschichtliche Art, das Recht zu finden. Die Quellen müssen nach Ansicht der Neuerer philologisch-kritisch untersucht werden, und aus dem erschlossenen wahren Text muß das Recht systematisch aufgebaut werden. Die allgemein bekannten Namen sind hier François Cujas, Charles Baudouin, François Dumoulin, François Hotman, Ulrich Zasius. Es ist eine kaum zu überschätzende Tatsache, daß die Straßburger Rechtsschule nicht nur engste Beziehungen zu diesen Neueren unterhält, sondern auch daß die bekanntesten unter ihnen in Straßburg selbst lehren<sup>2</sup>. Erwähnen wir hier nur einen unter ihnen *François Hotman*, der von 1556 bis 1560 in Straßburg weilte<sup>3</sup>. Als erster schlägt er eine in dieser von dem klassischen römischen Recht ausgehenden Jurisprudenz völlig originelle und zukunftssträchtige Richtung ein. Er verlangt nämlich die Ausrichtung des öffentlichen Rechts auf die germanischen Volksrechte und insbesondere auf die des Stammes der Franken. Das Modell dieses auf Geschichte fußenden Rechtsgebäudes legt er 1573 in dem Traktat „*Francogallia*“ vor, das dem Inhalt nach etwa mit „Frankenreich in Gallien“ zu übersetzen wäre. Damit markiert er den Anfang einer Bewegung, die sich die Erforschung der sonst von den Humanisten verachteten mittelalterlichen Vergangenheit zur Aufgabe macht, eine Richtung, die an der Straßburger Fakultät in der Folgezeit besonders gepflegt wurde. So wichtig die humanistischen Lehrer in Straßburg auch gewesen sind, für die bessere Kenntnis der Regionalgeschichte haben sie nur indirekt beigetragen, insofern als sie den Wert der geschichtlichen Kritik herausstellen und teilweise auch schon Germanenrechte berücksichtigen. Nur allmählich jedoch entwickeln sich im Laufe des 17. Jahrhunderts Methoden, welche auch die regionalen Geschichtsquellen für die Jurisprudenz nutzbar machten. Zwei Gründe trugen dazu bei:

Zuerst nahm eine bestimmte Art der Geschichtsschreibung im Gefolge der sogenannten „*Kameralisten*“ ihren Aufschwung. Kameralismus ist in seinen Anfängen mit Verwaltungswissenschaft gleichzusetzen, und es ging oft darum, den Herrschaftsanspruch oder die Legitimität juristischer Institutionen durch altes Herkommen zu fundieren. Andererseits galt es aber auch ganz allgemein, die deutschrechtlichen, landesrechtlichen und stadtrechtlichen Bestimmungen in Einklang zu bringen mit dem als „Reichsrecht“ eingeführten Römischen Recht.

Zur Lösung dieser Aufgabe hat der in Straßburg wirkende Rechtslehrer *Johann Schilter* (1632—1705) vorrangig beigetragen. Als Professor an der Universität und Consilius des Stadtrates ist Schilter einer der angesehensten

---

2 Über den „*Usus Modernus*“: Franz WIEACKER, *Privatrechtsgeschichte der Neuzeit*, 2. Aufl., Göttingen, 1967; dort weitere Literatur.

3 Donald R. KELLEY, *François Hotman, A revolutionary's ordeal*. Princeton, 1973, 370 S.  
Das 1573 erschienene lateinische „*Francogallia*“ wurde bereits 1574 ins Französische übersetzt und mehrfach aufgelegt. Eine Faksimileausgabe der ersten französischen Übersetzung (Cologne, par Hiérome Bertulphé 1574) erschien 1977 bei EDHIS, Paris. — Englische Übersetzung von J.H.M. SALMON, Cambridge, 1972.



europäischen Juristen der letzten Jahrhunderte des Ancien Régime. Sein Interesse für die Geschichte ist in eine These eingebettet, die fortan in großen Teilen Europas führend sein wird. Nach diesem Prinzip ist in erster Linie das römische Recht des „Corpus Juris“ anwendbar, es sei denn, es könne bewiesen werden, daß die römisch-rechtliche Regel nicht rezeptiert wurde, daß sie nie den Vorrang über Landes- und Gewohnheitsrecht hatte, oder aber daß gesetztes Herrenrecht sie ausdrücklich ausgeschlossen hatte. Es galt also, in jedem Fall gewohnheitsrechtliche oder deutschrechtliche Präjudizien festzustellen und womöglich durch geschriebene Zeugnisse, d. h. durch Textstellen zu belegen. Daß eine derartige Methode zum Durchsuchen der Archive, der Stadtrechte oder der Weistümer geradezu herausforderte, jedenfalls wenn die Interessenlage es gebot, ist ersichtlich. Schilter selbst hat in einem dreibändigen Werk „Praxis juris romani in foro germanico“, das in 8 Auflagen verbreitet war, ein Beispiel vorgelegt. Die gesamte Rechtsmaterie — also alle sanktionierten Regeln des täglichen Lebens in Stadt und Land — ist in diesem Werk systematisch nach der römischen Ordnung aufgeführt, und in jedem Falle wird auf die tatsächlich im Lande üblichen Regeln verwiesen unter Hinweis auf älteres Schrifttum, also auf historische Zeugnisse<sup>4</sup>.

Schilter ist deshalb einer der ersten Geschichtsforscher — im modernen Sinne des Wortes — des Elsass, ja Europas. Ihm verdankt man die Publizierung der berühmten Königshofener Chronik, die handschriftliche Ausarbeitung der Straßburger Stadtrechte mit Kommentar, aber auch den Druck des salischen Rechts, der alemannischen und fränkischen Stammesrechte und eines Wörterbuchs der alten fränkischen und alemannischen Sprache, in welchem die ältesten Zeugnisse der Rechtssprache aus gedruckten und ungedruckten Quellen, „Weistümern“, Gesetzessammlungen in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt wurden — alles heute noch unentbehrliche Hilfsmittel der Geschichtsforscher —, die Schilter sowohl den lobenden Titel „Deutscher Papinian“ als auch den eines „Wortkönigs“ einbrachten. Es sei an einem Exempel des Boden- und Landwirtschaftsrechts erläutert, wie interessant diese Art der Rechtsfindung für uns heute noch sein kann. Wenn Schilter genau die Rechtslage und die Modalitäten der Flursteinsetzung beschreibt, so weist er außer dem klassischen Römischen Recht u. a. auf folgende Quellen hin: den Sachsenspiegel, das Württembergische Landrecht, die Gothaer Landesordnung und die Satzung der Straßburger „Allmendherren“ sowie einige Monographien in deutscher Sprache — wahrlich eine Fundgrube für den rechtsge-schichtlich interessierten Historiker.

Ist Schilter der berühmteste unter den Straßburger Juristen, die Geschichte in die Jurisprudenz einbezogen, so ist er doch nicht der einzige. Die meisten sei-

---

4 Eine erschöpfende Monographie über Schilter steht noch aus. Gute Übersichten bei F. WIEACKER, o.c.; siehe auch ALLGEMEINE DEUTSCHE BIOGRAPHIE, Bd. 31, S. 266; Ch. GIRAUD, Eloge à Schilter (mit Liste der Werke) 1845.

ner Kollegen haben bis ins 19. Jahrhundert hinein immer wieder die Geschichtsforschung als wichtigen Teil der Rechtslehre betrachtet. Unter denen die europäischen Ruf erlangten seien Johann Georg Kulpis und Johann Georg Scherz genannt. Der noch deutschrechtlicher eingestellte direkte Vorgänger Schilters *Johann Georg Kulpis* (1652—1698), späterer Rat des Herzogs von Württemberg, veröffentlichte u. a. den von Bischof Erkanbald im X. Jahrhundert aufgestellten Katalog der Bischöfe von Straßburg. Er hat die Wichtigkeit des Studiums der Historie besonders für die Juristen stark unterstrichen<sup>5</sup>. Ein Nachfolger Schilters, *Johann Georg Scherz* (1678—1754) erweiterte dessen „Thesaurus Antiquitatum teutonicarum ecclesiasticarum civilium litterarium“ zu einem Wörterbuch der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprache, dem „Glossarium Germanicum medii aevi“<sup>6</sup>.

Am Rande unseres Themas sei noch erwähnt, daß der geschichtszugewandte Unterricht im XVIII. Jahrhundert nicht nur der Entwicklung der deutschen Historie förderlich war: in Straßburg entstand 1751 das erste Compendium der französischen Privatrechtsgeschichte.<sup>7</sup>

Ebenfalls auch nur am Rande sei hier eines Rechtsgeschichtlers mit Namen *Johann Wolfgang Goethe* (1749—1832) gedacht. Dieser Straßburger Jura-student hatte über das Recht des Landesherren, die Religion seiner Untertanen zu bestimmen, eine politisch so brisante historisch-juristische Doktordissertation geschrieben, daß sie trotz aller Liberalität der Fakultät abgelehnt werden mußte. Goethe begnügte sich deshalb mit dem Lizentiatentitel, für den bloße „Positiones Jurae“, also keine Dissertation, genügten. Ein Jahr später, 1772 berichtet der Professor Elias Stoeber, diese Dissertation „dürfte wohl bei keiner guten Polizei zum Druck erlaubt oder gelassen werden“. Hätten die Professoren diese Dissertation angenommen, wären sie selber abgesetzt worden, und dieser Herr Goethe muß „wie man fast durchgängig von ihm glaubt, in seinem Obergebäude einen Sparren zuviel oder zu wenig haben“. Zur Regionalgeschichte gehört die Episode der verworfenen Goethe-Dissertation, insofern als seine Arbeit wohl Teil eines großangelegten Planes war, in dem die Historie die praktische Politik beeinflussen sollte, ein Unternehmen, dem auch seine Freunde *Saltzman*, *von Türckheim* und *Wagner* dienbar waren — eine Angelegenheit, die jedoch noch zu erforschen ist und zum Problemkreis des Wirkens geheimer politischer Gesellschaften, u. a. derjenigen der „Illuminaten“ in Straßburg gehört<sup>8</sup>. Mit der Erwähnung des Illuminatenproblems ist

---

5 ALLGEMEINE DEUTSCHE BIOGRAPHIE, Bd. 17, S. 364. Den Bischofskatalog veröffentlichte Kulpis in den *Rerum Germanicarum Scriptorum*, 1685, S. 120.

6 Der „Thesaurus. . .“ von Schilter wurde 1727 in Ulm herausgegeben; er enthält u. a. den „Krist“ des Otfried von Weissenburg — Das „Glossarium“ von Scherz erschien posthum, 1781—1784. Siehe SITZMANN, *Dictionnaire de biographie des hommes célèbres*, 1909—1910 und J. VOSS, a. a. o., S. 148.

7 Von Martin SILBERRAD, *Historiae Juris Gallicani Epitome*, 79 S., als Zusatz zur Ausgabe 1751 und 1765 der (lateinischen) Geschichte des römischen u. germ. Rechts von J. G. HEINECCIUS.



man auch schon bei der sogenannten Straßburger „Diplomatenschule“ angelangt, die im XVIII. Jahrhundert im Zusammenhang mit den Illuminaten genannt wurde.

Im XVIII. Jahrhundert war nämlich der Ruf der Universität Straßburg zum großen Teil einem Geschichtsprofessor zu verdanken, der zwar eigentlich zur Philosophischen Fakultät gehörte, der aber so eng mit den Juristen zusammenarbeitete, daß er hier nicht unerwähnt bleiben darf: *Johann Daniel Schoepflin* (1694—1771). Schoepflin gründete um 1752 eine „Europäische Staatsschule“, auch „Institutum historico-politicum“ genannt, wo historische, politische *und* juristische Fächer gelehrt wurden, und aus der in der Regionalgeschichtsschreibung so bekannte Forscher wie Christian Friedrich Pfeffel, Andreas Lamey, Jean Michel Lorentz, Jeremias Jacob Oberlin, Philippe André Grandidier und Christian Wilhelm Koch hervorgingen. Von Ihnen sagte Voltaire: „Ces gens-là savent l’histoire comme les Français les chansons“, also „Diese Leute kennen die Geschichte so gut wie wir Franzosen unsere Lieder“. Statt aller erwähnen wir nur den Schüler und Freund Schoepflins, *Christoph Wilhelm Koch* (1737—1813), der 1773 in die Juristische Fakultät aufgenommen wurde und dort 1782 eine ordentliche Professur erhielt<sup>9</sup>. Die Rolle Kochs am Ende des „Ancien Régime“ ist deshalb höchst interessant, weil dieser im internationalen Recht und in der großen europäischen Geschichte spezialisierte Lehrer in Verbindung mit seinen Kollegen von vor der Revolution, insbesondere Jean Frédéric Herrmann (1743—1820), dem späteren Dekan der juristischen Fakultät und Maire von Straßburg, sowohl die spezifische regional-historische als auch die verwaltungstechnische Tradition der Rechtsfakultät über die Französische Revolution hinaus ins XIX. Jahrhundert hinüberrettete. Diese Entwicklung erfolgte in engster Verbindung mit Göttingen dem Zentrum der sogenannten „Historischen Schule“ im Europa des XVIII. Jahrhundert. Koch, der u. a. auch Mitglied der „Mannheimer Akademie“ und der „Lateinischen Sozietät“ der Markgrafschaft Baden war, hatte zwar für sich selbst 1779 einen Ruf nach Göttingen abgelehnt, sorgte aber für einen regen studentischen Austausch mit der dortigen juristischen Fakultät. Durch die Vermittlung Kochs und der Göttinger „Historischen

---

8 Eine eingehende Studie über Goethes Doktordissertation und seine „Positiones Jurae“ fehlt noch; ebenso steht ein größeres Werk über das Elsaß im XVIII. Jahrhundert immer noch aus. . . Höchst interessante Beiträge bei Jürgen VOSS, a.a.o. Siehe auch Marcel THOMANN, Kapitel „Lumières ou Aufklärung?“ in Band 3 der *Histoire de Strasbourg*, 1981. Das Zitat über Goethe ist wiedergegeben bei STOCKMANN-BAUMGARTNER, *Goethe — sein Leben u. seine Werke*, 2. Aufl. 1911, S. 58—60 u. 100 ff.

9 Das beispielhafte Buch von Jürgen VOSS über Schoepflin bringt viel Neues, auch über KOCH, GRANDIDIER usw.

Folgende mit Baden in Beziehung stehende Persönlichkeiten verdanken Schoepflin ihre Anstellung: Johann Friedrich Boehm (1740) — Professor in Karlsruhe; Joh. Rudolf Valtravers (1747) — Diplomatischer Vertreter des badischen Hofes in London; Dominikus Ring (1726—1809) — Badischer Hofrat und Prinzenenerzieher (1759); Johann Friedrich Herbster — Archivar im markgräflichen Archiv in Basel. — Das Zitat von Voltaire stammt aus einem Brief vom 9. 10. 1753.

Schule“ konnte die Rechtsfakultät Straßburg auch nach der Französischen Revolution (ab 1806) nicht nur ihre geschichtsverbundene Eigentradition bis auf den heutigen Tag fortführen, sondern sie wurde auch zur Gründungsstätte der Rechtsgeschichte in Frankreich. Zwei Persönlichkeiten verdienen in diesem Zusammenhang besondere Beachtung: Georges Daniel Arnold (1780—1829) und Henri Klimrath (1795—1835).

Am Ende der revolutionären Periode hatte das Gesetz vom 30. Ventöse An XII in einem einzigen Satz mit der geschichtlichen Tradition Schluß gemacht: „. . . die römischen Gesetze, die Verordnungen der Könige, das allgemeine oder lokale Gewohnheitsrecht, die Satzungen und die Reglementierungen aller Art sind abgeschafft und haben keine gesetzliche Kraft mehr“. Die wörtliche Auslegung des „Code Civil“ wird von jetzt an die einzige Rechtsquelle sein, und Tradition und Geschichte können bei der Rechtsfindung nicht mehr herangezogen werden. Wird es den elsässischen Juristen gelingen, das neue Gesetz und die starke regionale Tradition zu versöhnen?

Noch unter Napoleon (bereits 1809) lehnt sich der in Göttingen ausgebildete spätere Dekan Arnold gegen das napoleonische Prinzip auf: „es ist ein fataler Irrtum zu glauben, daß das Auswendigkönnen des neuen Code als Wissenschaft genüge“, wagt er zu schreiben und offen plädiert er für das Studium der kaum noch erlaubten Rechtsgeschichte an den Rechtsfakultäten, denn „. . . man muß die Vergangenheit mit der Gegenwart verkettten“. . . „und nur ein auf die Geschichte aufgebautes Jurastudium kann gebildete Rechtsgelehrte, weise Richter und gute Verwalter und Politiker hervorbringen. . .“<sup>10</sup> Nach dieser unerhörten und im damaligen Frankreich einzigartigen Forderung, die aber vorerst ohne Erfolg bleiben wird, wiederholt im Jahre 1833 ein brillanter Schüler Arnolds, *Henri Klimrath*, den selben Ruf, diesmal in einer epochemachenden Doktordissertation, die den Titel trägt „Versuch über die Rechtsgeschichte und ihre Nützlichkeit für die Interpretation des Code Civil“. Auch Klimrath widersetzt sich jener „. . .schädlichen Sucht, die unser gesamtes Recht auf die 2000 Artikel des Code beschränkt“. Auch er bezieht Front gegen das Gesetz vom 30. Ventöse, indem er feststellt, daß „. . .alle Gesetze historisch gedeutet werden müssen“. Ja er fordert, „. . .die Prinzipien unseres alten Gewohnheitsrechts müssen eingesammelt und bestätigt werden, denn sie sind aus dem Geist und den Sitten der heutigen Gesellschaft erwachsen. . .“ und, fügt er hinzu, „es ist das unbestreitbare Verdienst der deutschen Historischen Schule, den Nutzen der Rechtsgeschichte aufgezeigt zu haben“.<sup>11</sup>

---

10 Ein Aufsatz über die juristische Lehre von G.D. ARNOLD soll 1982 erscheinen.

11 Henri KLIMRATH, *Essai sur l'étude historique du droit et son utilité pour l'interprétation du Code Civil*, Strasbourg, 1833; siehe auch: *Etudes sur la Coutume*, Paris, 1837 und *Travaux sur l'histoire du droit français*. Paris, 1843.

Diese Forderungen geben das regionalgeschichtliche Klima der Fakultät in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert wieder: der Dekan Arnold ist ja auch der Autor des antikisierenden Dialektstückes „*Der Pfingstmontag*“, und der Dekan Hermann ist Verfasser eines hervorragenden zweibändigen Werkes über „*Straßburg in Vergangenheit und Gegenwart*.“<sup>12</sup> In Paris, wo er kurz darauf lehrt, hat Henri Klimrath, dessen Doktorarbeit „*aux applaudissements de toute la Faculté*“ gekrönt wurde, außerordentlichen Erfolg. Dieser Straßburger gilt denn auch als Begründer der französischen Rechtshistorie, die dann sehr schnell an allen französischen Universitäten als Pflichtfach Eingang findet. An der Rechtsfakultät der Universität Straßburg jedenfalls lehren heute 5 Titularprofessoren ausschließlich Rechtsgeschichte, und die regionale Rechtsgeschichte wird dabei oft herangezogen.

## II *Rechtslehre, die Geschichte macht*

Nach der Übersicht über die Regionalhistorie an der Straßburger Rechtsschule wäre nun zu untersuchen, inwiefern die Straßburger Rechtsprofessoren auch mitgeholfen haben, die geschichtliche regionale Wirklichkeit zu begründen. Es lohnt sich, das Augenmerk auf diese Juristen zu richten, da sie in der Tat Geschichte gemacht haben.

Kehrt man zu den Anfängen zurück, so müßten zuerst *Sebastian Brant* (1457—1521)<sup>13</sup> und *Thomas Murner* (1475—1537)<sup>14</sup> genannt werden. Ihre Namen erscheinen zwar meist in den Literaturgeschichten, es muß aber doch wenigstens erwähnt werden, daß sie an der Rechtsschule als Lehrer tätig waren.

Der Einfluß der Straßburger Juristen der Humanistenzeit auf das politische und soziale Geschehen ist nicht immer positiv zu bewerten. Für kritische Zustände, welche die Reformation und den blutigen Bauernkrieg zur Folge hatten, sind sie leider mitverantwortlich<sup>15</sup>. Angenehmer ist es, über die auch für die Regionalgeschichte lohnenden Anstrengungen des Gründers der vorhin erwähnten „*Kameralwissenschaft*“ *Georg Obrecht* zu berichten, der von 1575

---

12 Jean Frédéric HERMANN, *Notices historiques, statistiques littéraires sur la ville de Strasbourg*. 1813—1819. 2 Bde.

13 Zu Sebastian Brant als Jurist gibt KLEINHEYER-SCHRÖDER, *Deutsche Juristen aus fünf Jahrhunderten*. Heidelberg 1976, S. 47—49 einen bequemen Überblick. In den letzten Jahren entstand ein neues Brant-Bild durch die Arbeit von Thomas A. BRADY, *Ruling Class, regime and reformation at Strasbourg 1520—1555*. Leiden, 1978 und die meines Schülers Alain HARTWIG, *Sebastian Brant, le Juriste et son temps*, Mémoire de DEA. Strasbourg, 1978, Maschinenschr. 121 S. (An der Bibliothèque Nationale et Universitaire in Straßburg einzusehen).

14 Über MURNER s. Adalbert ERLER, *Thomas Murner als Jurist*. Frankfurt 1956 und Marie Paule HEITZ, *Les conceptions politiques et juridiques de Thomas Murner*. Mémoire de DES d'Histoire des Institutions. Strasbourg, 1970, Maschinenschr. 113 S. (An der Bibliothèque Nationale et Universitaire in Straßburg einzusehen).

15 s. Marcel THOMANN, *Humanisme et Droit en Alsace*, in dem Sammelband: „*Grandes Figures de l'Humanisme Alsacien*“, Strasbourg.



an bis zu seinem Tod im Jahre 1612 d. h. 37 Jahre lang an unserer Rechtsfakultät gelehrt hat und zudem als Mitglied des Stadtrates auch in der Praxis für die Allgemeinheit tätig war. Der Sinn seines Wirkens geht aus dem Titel seines Gesamtwerkes hervor: „Fünf Unterschiedliche Secreta Politica. Von Anstellung, Erhaltung und Vermehrung guter Policey, und von billicher rechtmäßiger und nothwendiger Erhöhung eines jeden Regenten Jährlichen Gefällen und Einkommen“, wobei zu bemerken ist, daß „Policey“ in jener Zeit soviel wie heute Verwaltung bedeutet. Von diesem Buch schreibt u. a. der jetzige Bayrische Staatsminister Hans Maier, es sei „das erste umfassende Konzept einer modernen Verwaltungsordnung in der deutschen politischen Literatur“. Es illustriert jedenfalls die Tatsache, daß man an der Rechtsfakultät bis ins Detail ökonomische, finanzielle und verwaltungstechnische Strukturen ersann und beschrieb, die für die „gemeine Wohlfart“ als notwendig erschienen<sup>16</sup> bis hin zur Sozialfürsorge und zur Lebensversicherung, hält man doch Georg Obrecht für den Initiator dieser Einrichtung. Daß die kameralistische Wissenschaft auch nach dem 30jährigen Krieg in Straßburg gepflegt wurde, zeigt das Beispiel des bedeutendsten „Verwaltungswissenschaftlers“ der europäischen Neuzeit *Veit Ludwig von Seckendorf* (1626—1692). Seckendorf studierte in Straßburg Philosophie, Geschichte und Recht. Nach Abgang von dieser Universität publizierte er, kaum dreißigjährig, den „*Teutschen Fürstentum*“, ein immer wieder neu aufgelegtes Standardwerk, das jahrhundertlang an den meisten Universitäten Europas als Lehrbuch für Verwaltung und Politik benutzt wurde<sup>17</sup>. Es kann hier interessieren, was Seckendorf alles vorschreibt, denn sein Programm sieht ziemlich genau das vor, was an der Straßburger Rechtsfakultät bis 1793 gelehrt wird. Genaue Landesbeschreibung mit Aufstellung einer Landkarte ist die erste Forderung. Dann empfiehlt er genaue Inventare aller Städte, Dörfer, Höfe und Abteien mit Aufzählung der Einwohnerzahlen, der Handelsaktivitäten, der Schulen, Mühlen, Straßen usw. Ein Grundbuch muß angelegt werden mit Angabe von Größe und Lage aller Fluren, dem Namen ihrer Besitzer und dem juristischen Statut der Bebauung. Der berühmte Schilter und seine Nachfolger greifen immer wieder auf die detaillierten Leitsätze und Modelle Seckendorfs zurück und reichern sie mit historischen und rechtsvergleichenden Beispielen an. Eine Schrift, welche der Professor und Straßburger Ammeister *Caspar Bernegger* 1675 veröffentlichte, „Beschreibung etlicher Staedte, Schloesser und Doerfer welche um Strassburg gelegen“ kann als Beispiel für die Verwirklichung des kameralistischen Ideals bewertet werden<sup>18</sup>.

16 Hans MAIER, Die ältere deutsche Staats- und Verwaltungslehre. Neuwied/Berlin 1966. Eine vorläufige Orientierung über Obrecht gibt die unter meiner Leitung geschriebene Diplomarbeit von Paule REVILLE-FLECHER, Notes de travail sur quelques aspects du caméralisme. Strasbourg 1977, Maschinenschr. 61 S.

17 S. Artikel Seckendorff in KLEINHEYER/SCHRÖDER, a.a.o. S. 241—243 mit Literaturangaben besonders H. MAIER, a.a.o. S. 170—184 und Paule REVILLE-FLECHER, a.a.o. p. 23—56.

18 Über BERNEGGER als Historiker s. Rodolphe REUSS, De scriptoribus rerum alsaticarum historicis. Strasbourg, 1897, S. 225.



Für die praktische Gestaltung des regionalen Zeitgeschehens zeugen aber auch Tausende von gedruckten *Dissertationen* der Straßburger Rechtsfakultät. Um den wissenschaftlichen Wert dieses überaus reichen Fundus anzudeuten, sei auf die vorrangige Originalität der Straßburger Universität hingewiesen, die in einer Formel zusammengefaßt werden kann: eine freie, europäische Universität unter französischer Oberherrschaft.

Diese im damaligen Europa einzigartige Stellung hatte zur Folge:

1. daß die Lehre freier war als im Reich, wo Territorialherren oder Kirchen weit mehr in Universitätsangelegenheiten eingriffen, als es der französische König in Straßburg tat, 2. daß die Studenten aus aller Herren Länder — im wörtlichen Sinne — hier sowohl im Recht des Reiches als auch im französischen Recht, in französischer Sprache, in französischer Zivilisation ausgebildet wurden und Vorlesungen sowohl in lateinischer als auch in deutscher und französischer Sprache hören konnten.

Die von den Universitätssatzungen streng festgelegte *Lehrweise* an der Rechtsfakultät war einer vielseitigen sowohl deutschen als auch französischen Bildung förderlich. Die von Schilter und vom französischen Einfluß geprägte Straßburger Version der damals üblichen „*Usus Modernus*“ genannten Lehrweise drückte die Forderung nach vergleichendem deutsch-römischen, französischen und regionalem elsässischen Recht zwingend aus. Danach durfte der Professor des römischen Kodex nur die noch in Kraft stehenden römischen Gesetze erklären und zwar „kurz“, er mußte bei jedem Gesetz hinzufügen, inwieweit es durch kaiserlich-deutsches Recht, durch Landesrecht, Ordonnanzen der französischen Könige oder andere Satzungen abgeändert worden war. Der Professor, der die Anfänger in den römischen „Institutionen“ unterrichtete, mußte seinerseits „... alle Fachausdrücke der juristischen Terminologie erklären und hinzufügen, wie sie in deutscher (und französischer) Sprache zu übersetzen seien“. Französisch-deutsche Juristische Terminologie ist heute noch ein Lehrfach der Fakultät. 5 000 gedruckte Dissertationen etwa sind die handfesten Zeugnisse der geleisteten Arbeit. Bis jetzt konnten 3 000 davon aufgefunden, katalogisiert und analysiert werden. Gewiß, diese Dissertationen haben nicht alle Ewigkeitswert, was ja wohl auch über heutige Schriften dieser Art ausgesagt werden kann, und nicht alle haben vom Thema her geschichtliche Bedeutung. Da für die Mehrzahl dieser Schriften die Professoren selbst als Verfasser gelten, sind sie aber zumeist von Qualität und haben für den heutigen Leser nur den einen Nachteil, daß sie ohne Ausnahme in lateinischer Sprache verfaßt sind. Ist der an seiner Heimat interessierte Historiker in der Lage, diese Hürde zu überwinden, so eröffnet sich ihm ein traumhaftes Eldorado, reich an Schätzen. Alle Themen des Privatrechts, des öffentlichen Rechts, des Strafrechts, des Feudalrechts sind für ihn behandelt worden, und es würde zu weit führen, hier auch nur eine Aufzählung zu bringen. Daß das Recht der Stadt Straßburg und andere elsässische Rechte bevorzugt werden,

ist selbstverständlich. Aber auch viele andere Themen finden ihre monographische Behandlung: die Mühlen, die Goldwäscherei auf den Rheininseln, die Friedhöfe, das Bankwesen, wie ein Bannbuch ausgestellt werden soll, das Recht der Juden, das Recht der Zehntherrn und in reicher Auswahl das Agrarrecht usw. Es gibt kaum ein Gebiet des gesellschaftlichen Lebens, das nicht von Juristen aufs genaueste und nach dem aktuellsten Stand der Zeit durchleuchtet worden wäre. Und wenn alle seriösen Themen ausgeschöpft waren, so konnte man sich auch Spaßiges leisten. So schreibt ein Johann Decimator über „De jure decimandi“, ein Johann Baptist Salomon über „Das salomonische Urteil“, Johann Friedrich Faust erklärt, was „Faustrecht“ sei, ein Herr Daniel Cappaun studiert die Hochzeit der Eunuchen, vulgo Kappauer Hochzeit, und der Doktorand Bartmann referiert auf recht interessante Art über „De jure barbae“. Jede dieser Arbeiten beginnt mit sprachvergleichender Terminologie lateinisch, deutsch; französische Rechtsvergleichung wird selten vergessen — so lauten ja die Vorschriften, und endlich fehlt es nicht an detaillierten bibliographischen und archivalischen Hinweisen und Referenzen. Eine Fundgrube, die ich in allernächster Zeit durch die Veröffentlichung eines Kataloges zugänglich zu machen hoffe. Diese Arbeiten sind aber nicht nur Feststellung der bestehenden Wirklichkeit, sie wollen oft auch die Norm herausarbeiten, aufzeigen, was rechtens wäre. Was man „Juristenrecht“ nennt, entsteht jedenfalls aus der Masse dieser Arbeiten. Die Straßburger Dissertationen und die Lehrbücher der Professoren illustrieren aber auch noch später im XIX. Jahrhundert den Kampf der elsässischen Juristen für das überkommene Gewohnheitsrecht und gegen gewisse Regelungen des „Code Civil“, welche der Tradition zuwider laufen.

Der vorhin festgestellte, geradezu passionierte Einsatz der ARNOLD, HERMANN oder KLIMRATH für die Rechtsgeschichte kam nämlich nicht von ungefähr. Diese Juristen hatten hauptsächlich ein praktisches Problem im Sinn: die Aufrechterhaltung des im Elsaß geübten ländlichen Erbrechts. Anders als in Baden, wo ein Zusatzartikel bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts diese Frage gelöst hatte, war nämlich im Elsaß durch den Code Civil und das Gesetz vom 30. Ventôse An XII das Anerbenrecht, die sogenannte „*Vorsitzgerichtigkeit*“ abgeschafft worden. Statt daß der Hof und die Äcker in ihrer Gesamtheit alle dem ältesten oder jüngsten der Brüder zukommen, wie es seit Jahrtausenden die Sitte befiehlt, sollten sie nun zu gleichen Teilen unter allen Miterben aufgeteilt werden. Diese für den Bestand des bäuerlichen Eigentums tödliche Regelung konnte auf keinen Fall angenommen werden und ist trotz gegenteiliger Gesetze bis auf den heutigen Tag im Kochersberg oder sonstwo auch nicht angenommen worden. Eine jahrhundertlang geübte Komplizität zwischen Familien und Praktikern des Agrarrechts wußte die Anwendung des Gesetzes meist zu vermeiden. Und wagte es einer, sich dem überkommenen Gewohnheitsrecht zu entziehen und die gesetzlich zustehende Teilung und die

Versteigerung zu beantragen, war er auch ipso facto aus der dörflichen Gemeinschaft ausgeschlossen<sup>19</sup>.

An der Fakultät fanden diese Bestrebungen Unterstützung durch namhafte Theoretiker. Nicht nur die bereits genannten Dekane ARNOLD und HERMANN setzten sich für diese regionalen Belange ein, sondern auch die Professoren AUBRY und RAU, welche noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts die berühmtesten Juristen und Praktiker Frankreichs waren und in der Jury von Klimraths These saßen. Sie verteidigten die gewohnheitsrechtliche Anerbensitte so energisch und so gewandt, daß es Ihnen glückte, lange die Rechtsprechung der Gerichte in ihrem Sinne zu beeinflussen und endlich ein nur im Elsaß anwendbares Gesetz durchzusetzen, das dem sonst überall beibehaltenen Code Civil in diesem Punkt zuwiderläuft. Obwohl die landwirtschaftlichen Berufsverbände in den letzten Jahren die gesamte französische Bauernschaft in den Genuß ähnlicher Bestimmungen gebracht haben, gibt es im Elsaß seit 1924 ein offizielles Erbrecht, von dem auch elsässische Juristen schreiben, es sei „für die Miterben des Bewirtschafters höchst ungerecht“, daß es aber der althergebrachten „Vorsitzgerichtigkeit“ entspreche. Diese Frage im Detail auszuführen ist hier nicht möglich. Das aktuelle Beispiel zeigt jedoch, daß an der Straßburger Rechtsfakultät nicht nur Rechtsgeschichte studiert, sondern auch Rechtsgeschichte verwirklicht worden ist.

---

19 Diese komplexe Frage habe ich in einem Beitrag des Sammelbandes *l'Alsace Rurale*, Verlag Istra, Straßburg (im Druck) behandelt. — Über die „Vorsitzgerichtigkeit“ s. u.a. Ed. BONVALOT, *La juveigneurie ou le privilège de l'enfant dernier né chez les roturiers et les nobles de la Haute Alsace*. Paris, 1901. — Für das Anerbenrecht u.a. in Baden, s. Karl KROESCHELL, *Geschichtliche Grundlagen des Anerbenrechts*, in: *Agrarrecht (Zeitschrift)* Juni 1978, s. 147—155.

# Stadtgründung und Pfarrei

Zur Topographie der Pfarrkirchen in den Städten der Ortenau im Mittelalter

Wolfgang Müller

## Vorbemerkungen

Einige Vorbemerkungen mögen zur Klärung der folgenden Ausführungen nützlich sein. Man kann sie an die einzelnen Begriffe anschließen, die in der Überschrift verwendet werden. Es wird nach der *Topographie* der Pfarrkirchen gefragt,<sup>1</sup> d. h. an welchem Platz sie stehen und was sich aus diesem Platz erkennen läßt. Es wird also keine Geschichte der einzelnen Städte geboten, noch eine Geschichte der jeweiligen Pfarrei. Nicht einmal die vielfältigen Beziehungen zwischen Pfarrei und Stadt in der Frage der Pfarreigründung, der Rechte der Stadt oder der Bürger (z. B. über Pfründstiftungen) gegenüber der Stadt sollen erörtert werden, auch nicht die Bedeutung der Stadtpfarrei für das Umland der Stadt.

Der Aufsatz beschränkt sich auf die Städte der *Ortenau*<sup>2</sup> im alten Sinne, wie sie sich in der Zugehörigkeit zum Bistum Straßburg durch über 1000 Jahre dokumentierte. Im Kinzigtal ging dieser rechtsrheinische Bistumsteil flußaufwärts bis einschließlich Haslach. Die nächsten Städte, die zum Bistum Kon-

- 
- 1 E. Keyser, Badisches Städtebuch. Stuttgart 1959. (Deutsches Städtebuch IV 2. Teilband Baden). — W. Müller, Pfarrei und mittelalterliche Stadt im Bereich Südbadens, in: Neue Beiträge zur südwestdeutschen Landesgeschichte. Festschrift für Max Müller (1962), S. 69-80. Diese kurze Zusammenfassung wird durch den vorliegenden Beitrag für die Städte der Ortenau konkretisiert und ergänzt (Prinzbach), aber auch korrigiert (Ettenheim, Oberkirch, Offenburg). — Ders., Die Stadtpfarrei im Bereich des Bistums Worms. Archiv für mittelh. Kirchengeschichte 15/1963, S. 486-493  
W. Stettner, Pfarrei und mittelalterliche Stadt zwischen oberem Neckar und oberer Donau. Zs. f. württembergische Landesgeschichte 25/1966, S. 131-181  
H. Wörner, Pfarrei und mittelalterliche Stadt in der deutschen Schweiz. Zulassungsarbeit 1972 (ein Exemplar im Kirchengeschichtlichen Seminar der Universität Freiburg i. Br.)  
W. Müller, Der Beitrag der Pfarreigeschichte zur Stadtgeschichte. Histor. Jahrbuch 94/1974, S. 69-88.  
Ders., Pfarrei und mittelalterliche Stadt im nordbadischen Raum, in: Oberrhein. Studien III. Festschrift für Günther Haselier, hgg. v. Alfons Schäfer. Karlsruhe 1975, S. 199-208  
Ders., St. Luzens Bedeutung für das religiöse Leben Hechingens. Zs. f. Hohenzollerische Geschichte 99/1976, S. 107-122  
Ders., Geschichte der Schwarzwaldpfarreien, in: Der Schwarzwald, hgg. v. Liehl und Sick, Bühl 1980 S. 205/229; dieser Arbeit, die schon länger abgeschlossen wurde, fehlt noch der Hinweis auf den Ausgangspunkt der Stadtgründung nicht von einem geschlossenen Dorf, sondern von einer Kirche aus, die für weit zerstreut liegende Einzelhofsiedlung gegründet ist, wie in Oppenau, Prinzbach, Hornberg, Wolfach, Schiltach.
- 2 Die vom Historischen Verein für Mittelbaden herausgegebenen Ortslexika: Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Offenburg 1964, . . . des Kreises Kehl 1964, . . . des Kreises Wolfach 1970



stanz gehörten, Hausach, Wolfach, Schiltach und Hornberg sind aber unter der Frage der Topographie der Stadtkirche so bezeichnend, daß ich an dieser Stelle über die alte Grenze der Ortenau hinausgreife. Daß diese Städte seit der Auflösung des Landkreises Wolfach nun auch zum neuen, erweiterten Landkreis Ortenau gehören, ist Zufall.

Es wird vor allem auf die Anfangsbedingungen der Stadtpfarreien gesehen, und diese sind mit den *mittelalterlichen* Stadtgründungen gegeben; es bleiben daher auch die Städte, die nur ganz vorübergehend einen Stadtcharakter hatten, ohne sich von der alten Dorfposition zu entfernen (Renchen 1318 — 1333, Schuttern, 1451 XII 22 einzig als Stadt erwähnt<sup>3</sup>) und die Stadtanfänge des 18. Jahrhunderts (Neufreistett 1745, Kehl 1774) und des beginnenden 19. Jahrhunderts (Achern 1808, Herbolzheim 1810 und Bühl 1835)<sup>4</sup> außer Betracht.

### *Die Entwicklung des städtischen Lebens in unserer Heimat*

Es gehört zu den bewegendsten Augenblicken unserer heimatlichen Geschichte, als die ganz und gar dem bäuerlichen Leben verpflichtete Bevölkerung begann, neben dem Dorf ein neues, *städtisches* Leben aufzubauen. Bis zu diesem Zeitpunkt waren auch die führenden Kräfte ganz in das bäuerliche Leben gebunden: der König lebte auf dem *Königshof* (ein großes Anwesen mit landwirtschaftlichem Betrieb, Ställen und Scheunen), zog von einem zum anderen durch das Land von Nord nach Süd, von Ost nach West, auch gelegentlich Bischöfe und Äbte, die dazu von ihm mit Besitz ausgestattet waren, zu seiner Beherbergung heranziehend. Selten waren Königshöfe so ausgebaut, daß man sie als Königspfalz (= Palatium regis, Palast des Königs) bezeichnen konnte. Eine Hauptstadt hatte der König nicht. Auch der Adel saß auf dem Dorf im Herrenhof. Nun begann aber gerade der Adel, vor allem gezwungen durch die vielen Fehden, sich ein steinernes Haus hinter Mauern und mit uneinnehmbarem Turm zu bauen, auf dem nächsten Hügel als Höhenburg oder von Wassergräben abgesichert als Wasserburg. Zu gleicher Zeit greift man wieder nach der alten Siedlungsform der Stadt, die einerseits dem Ortskern eine erweiterte Verteidigungsmöglichkeit bot, aber durch die größere Einwohnerschaft auch eine Spezialisierung der Handwerke ermöglichte — gegenüber dem autarken Bauernhof, auf dem man mit eigenen Kräften gemetzgert, gebacken, gesponnen, gewoben, geschneidert und gebaut hat („die Axt im Hause erspart den Zimmermann“). Die erhöhten Lebensansprüche begünstigten auch den Handel, nicht nur im nahen Markt, sondern auch den viel weiter reichenden Fernhandel. Der Markt wurde unter das einen starken Schutz vermittelnde Marktrecht gestellt.

Die Stadt geht ja in die frühe Zeit der Menschheitsgeschichte zurück: mächtige Städte haben schon die großen Reiche Mesopotamiens im Altertum gebracht;

3 A. Krieger, Topographisches Wörterbuch für das Großherzogtum Baden. Heidelberg I/II 1904-1905, hier II 981: „Schutternburg und statlüte“ GLA 29/7

4 Vgl. Keyser (Anm. 1)

Kleinasien und Griechenland waren voller Städte, deren Aufblühen, Kämpfen und Untergehen vielfach bezeugt ist. Das gewaltige Römische Reich, mit der Stadt Rom auf sieben Hügeln beginnend, trug, den Griechen nachfolgend, die Stadt und städtische Kultur in weite Lande. Damals kamen auch zu uns die ersten Städte: das römische Augst bei Basel, das in Basel seine Fortsetzung fand, das der Ortenau so nahe und so verbundene Straßburg, ein Speyer, ein Worms, ein Mainz usw., alle links des Rheines. Wenn auch die Römer, sich von ungefähr 70 — 260 hinter der Limeslinie jenseits des Neckars verschanzend, auch eine Zeitlang im rechtsrheinischen Dekumateland (Zehntland) weilten und Spuren römischer Landhäuser, kleine Tempelfundamente (s. Schuttern, Riegel) und römische Straßenzüge davon Zeugnis ablegen, so sind doch keine großen Städte rechts des Rheins zur Entwicklung gekommen, so imponierend die Reste in Rottweil auch sein mögen; sie verteilen sich auf dreierlei Kastelle. Mit dem Alemannensturm 260 ist im Dekumateland alles untergegangen, und die Römer haben sich hinter den Rhein zurückgezogen. Auch die linksrheinischen Städte sanken nach 400 weithin in Trümmer. Was zurückblieb, waren vor allem arme Leute, die nur kümmerlich lebten und oftmals zur Landwirtschaft zurückkehrten. Einzig der Bischof, der beim Übergang des alten Römertums zur christlichen Religion im vierten Jahrhundert in den Städten seinen Sitz genommen hat, trug vom Städtischen noch durch, was möglich war. Im zehnten Jahrhundert begannen die Bischöfe ihre Stadt wieder zu ummauern, im elften fangen sie an, ihre Kathedralen neu und größer zu bauen (das „Wernermünster“ in Straßburg, dessen Fundamente heute noch den romanisch-gotischen Bau tragen; Gründung des jetzigen Domes in Speyer 1030) und einen großen Reichtum religiösen Lebens in den neugegründeten Stiftskirchen der Bischofsstadt zu entwickeln. Es ist die Zeit, in der auch in Italien, Frankreich und Spanien die alten Stadtgemeinden neues Leben entfalten, die Zeit, wo man nun auch in Deutschland rechts des Rheines *neue* Städte gründet. Ein fixes Datum kann jedem Betrachter das Datum des Anfangs der Stadt Freiburg sein: 1120. Die mächtigen Geschlechter beginnen: die Zähringer, die Staufer, die Welfen; kleinere folgen: die Markgrafen von Baden, die Grafen von Württemberg, schließlich geringere Herren: die Geroldsecker, die Üsenberger, Bischöfe und Klöster. Die spät gegründeten Städte bleiben meist klein und erheben sich selten über den Charakter eines Ackerbaustädtchens hinaus.

### *Was sind Pfarreien?*

Aus dem Vorgetragenen geht ohne weiteres hervor, daß die *Pfarreien* der Ortenau<sup>5</sup> älter sind als ihre Städte. Doch was sind denn nun Pfarreien? Aus den durch die natürliche Gegebenheit sich erwachsenen Bedingungen der räumlichen Nähe und des Sichkennens bildeten sich früh, sich von jüdischen

5 D. Kauß, Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau. Bühl 1970

H. Kewitz, Daten zur Geschichte der alten Ettenheimer Kirche, in: Ettenheim. Geschichte einer Stadt in ihrer Landschaft. Ettenheim 1978, S. 91-95

Gemeinden u. U. absetzend, christliche Gemeinden, sich in Predigt und gläubiger Belehrung helfend, in gemeinsamem Gebet und gottesdienstlicher Handlung vereinigt. Mittelpunkt christlichen Lebens waren die Bischöfe und die um sie versammelten Helfer; wir wissen, daß von diesen im 4. und 5. Jahrhundert schon manche auf den Dörfern tätig waren. Auch dort wurden gottesdienstliche Räume nötig, man erbaute Kirchen. Als die Ortenau etwa im 7. Jahrhundert christlich wurde, war man auch hier auf Kirchenbau und Priester angewiesen. Es ist kein Zweifel, daß, wie anderwärts, vielfach die die Orte leitende Herrschaft im Bau der Kirchen und der Bestellung von Priestern führend war. Man spricht von Eigenkirchenwesen, weil diese Kirchen zunächst Eigen ihrer Erbauer, auf ihrem Hof errichtet, erst allmählich einen öffentlichen Charakter annahmen. In dem Maße, als die christliche Kirche sich bestimmte Ordnungen gab, wurde auch das Niederkirchenwesen in klaren Rechtsordnungen eingefaßt, die bei dem damaligen Ineinander von Staat und Kirche von beiden verfügt und gewahrt wurden. Nicht jeder Kirche, die irgendwo gebaut wurde, hat man volle Rechte zuerkannt: nur bestimmte Kirchen, die offenbar auch der Größe nach den ortsgegebenen Umständen entsprachen, hat man zugestimmt, daß der dort tätige Geistliche das Sakrament der Taufe spende; in diesen Kirchen war die österliche Beichte abzulegen und hatte man an Ostern die Kommunion zu empfangen — diese Termine wurden durch das Laterankonzil 1215 geregelt —; nur hier an dieser Kirche sollte man im Kirchhof bestattet werden können; nur der Geistliche dieser Kirche ist bevollmächtigt, einem kirchlich rechtsgültigen Eheabschluß zu assistieren, den er zum Nachweis des Vollzugs in ein beim Pfarramt geführtes Ehebuch einzutragen hat. Und — was sehr wichtig war, nur diesem Priester sollte zustehen, den Zehnten von den Feldfrüchten zu empfangen, um dadurch seinen Unterhalt zu bestreiten, den Kirchenbau zu unterhalten und Almosen für die Armen zu geben. Die Zehntrechte sind allerdings rasch vielfach in Laienhände gekommen, z. B. durch Einräumung eines eigenen Gutes für den Priester oder durch Übernahme der Kirchenbaupflicht gegen Erhebung des Zehnten in der Hand des Adels geblieben. Eine Kirche, der solche Rechte zustehen, war eine Pfarrkirche; die Gläubigen eines bestimmt umgrenzten Gebietes waren ihr zugeteilt in Rechten und Pflichten.

Das schließt nicht aus, daß in diesem Pfarrgebiet auch noch *Kapellen* waren, die privater Andacht dienten, in denen aber vielleicht auch gelegentlich Gottesdienst war. Andere galten ausdrücklich als Filialen einer Pfarrei, mit u. U. regelmäßigem Gottesdienst. Dies war gern dann der Fall, wenn sie in von der Pfarrkirche weiter entfernten Dörfern standen, so daß die dortigen Einwohner einen weiten Weg zur Pfarrkirche hatten. Solche Filialgemeinden suchten gerne wenigstens einige Rechte zu erlangen, wenn sie es auch nicht soweit bringen konnten, einen eigenen Priester zu bekommen: z. B. das Beerdigungsrecht oder einen eigenen Taufstein, was bedeutet, daß der Pfarrer in der Filialkirche tauft und nicht der Täufling in die Pfarrkirche getragen werden muß. Einen Schritt in die Richtung größerer Selbständigkeit bedeutete es u. U. auch, wenn



in einer Filialkirche das Altarsakrament aufgehoben werden durfte, ein Recht, das ursprünglich Filialkirchen nicht zustand (s. unten unter Oppenau). In der Rechtssprache ist die Unterscheidung zwischen einer Pfarrkirche und einer Filialkirche oder einem anderen kleinen Gotteshaus gern in die Worte gebracht, daß es sich einmal um eine Kirche (*Pfarrkirche, ecclesia*) handle, andermal um eine *Kapelle (capella)*. Doch mag es leicht vorkommen, daß eine Filiale oder sonstige kleinere Kapelle einfach und weiter nicht bedacht als Kirche bezeichnet wird. Eine Pfarrkirche ist aber nie als Kapelle bezeichnet. In unserer heutigen Sprache achtet man ja auf rechtliche Unterscheidungen nicht mehr, sondern gebraucht den Namen Kirche für jedes größere Gotteshaus, Kapelle aber dann, wenn es gewisse Größe nicht erreicht. Die Anwendung richtet sich also nur noch nach der Größe des Bauwerkes.

Als die Städte der Ortenau gegründet wurden, war das Netz der Pfarreien schon eindeutig gegliedert. Es war nur noch dort in Bewegung, wo in den Schwarzwald hinein, der ja erst etwa ab 1000 n. Chr. besiedelt wurde, neue Siedlungen entstanden, die natürlich auch mit Seelsorge und Gottesdienst versorgt werden mußten.<sup>6</sup>

Nun ist aber die Gründung einer Stadt doch auch häufig ein Akt der Besiedlung an neuem Platz. Schlichtweg möchte man im Hinblick auf die Pfarrei vermuten, daß mit dem Aufbau einer Stadt auch der Bau einer Kirche und die Errichtung einer neuen Pfarrei gegeben sei. Ob dem so ist, wäre nun für die Ortenau genau zu untersuchen.

Beginnen wir zunächst mit einem Fall, der eine Stadtgründung unmittelbar am alten Siedelplatz zu verwirklichen scheint, mit **Mahlberg**.<sup>7</sup> Das traditionsreiche Alter des Ortes scheint der Name zu belegen, der eine alte Malstätte charakterisiert auf einem in die Ebene vorgeschobenen Berg, der begreiflicherweise rasch eine Mittelpunktfunktion erhielt. Im unmittelbaren Anschluß an die sich dort erhebende Burg, zu deren Füßen das Dorf Mahlberg lag, hat sich auf dem schmalen Bergrücken ein kleines Städtchen entwickelt. Es hat später wie das zugehörige Dorf in das ca. 2 km entfernte Pfarrdorf Kippenheim gehört, zuvor aber in die Pfarrei Orschweier/Altenmahlberg, die für 1419 belegt ist.<sup>8</sup> Die Andreaskirche bei Orschweier hatte Pfarrcharakter, der durch den Dreißigjährigen Krieg erloschen ist. Seitdem war für Mahlberg Kippenheim zuständig. Eine Katharinenkapelle vor dem Schloß ist erst 1666 genannt. Am Nordrand des Dorfes Mahlberg wurde 1672 ein Kapuzinerkloster gegründet<sup>9</sup>, das seelsorgerlich Mahlberg und das Dorf Orschweier betreute. Nach der Säkularisation wurde an der Kapuzinerkirche eine Kuratie errichtet, die 1831 un-

6 Vgl. W. Müller 1980 (Anm. 1)

7 Gustav Binz, Mahlberg. Karlsruhe 1923; H. Rieder, Die Stadt Mahlberg im Wandel der Zeiten. Ettenheim 1956

8 Mitt. der Bad. Hist. Kommission 24/1902, S. 193

9 Die Ortenau 58/1978, S. 515



ter Ausgliederung aus der Mutterpfarre Kippenheim zur Pfarrei Mahlberg erhoben wurde.<sup>10</sup>

War in Mahlberg eine Burg und ein zugehöriges Dorf zu einem städtischen Platz ausgebreitet, alles aber im Bereich einer auswärtsliegenden Pfarrkirche zunächst in Orschweier, dann Kippenheim verblieben, so gibt es zwei Fälle in der Ortenau, in denen eine klare Neugründung mit neuem Namen vollzogen wurde, die Stadt aber zunächst unverändert im Bereich der benachbarten Dorfpfarrei verblieb: die städtische Bevölkerung war pfarrhörig in das benachbarte Dorf, in dessen Pfarrbezirk die neue Stadt entstand. Beidesmal handelt es sich um die Gründung einflußreicher Herren, die von einer neuerbauten Burg ihren Anfang nahm: in Lahr, von den Herren von Hohengeroldseck und in Lichtenau von denen von Lichtenberg, die die Stadt sogar nach dem eigenen Geschlecht benannten.

Die Entwicklung **Lahrs**<sup>11</sup> läßt sich außerordentlich gut verfolgen: der Anfang ist mit der etwa in der Mitte des 13. Jahrhunderts erbauten viertürmigen Wasserburg an der Schutter gegeben, von der heute noch ein Rundturm steht, der sogenannte „Storchenturm“. Ihr hat sich zunächst nördlich eine kleine Ministerialiensiedlung angeschlossen. Durch dreimalige Erweiterung nach Norden wuchs, was unbedeutend angefangen, zu einer ansehnlichen Stadt aus. Kirchlich blieb, was hier gewachsen war, zunächst selbstverständlich gemäß den überlieferten Grenzen im Bereich der noch weiter nordöstlich am steigenden Berg befindlichen St. Peterspfarrkirche des Dorfes Burgheim<sup>12</sup>, deren Anfänge man durch Ausgrabung auf früheste Zeit hat zurückführen können, und zwar auf das Ende des 7. Jahrhunderts. Als der nordwestlichste Teil der letzten Erweiterung in das Gebiet der westlich liegenden Nachbarpfarrei, St. Martin in Dinglingen, griff, war dieser Teil der Stadt dorthin pfarrhörig. In der Stadt gab es vor dem Schloß zunächst nur eine Kapelle. Die Hohengeroldsecker haben nun aber 1262 südöstlich vor der Stadt ein Kloster mit Spital gegründet und einem im Unterelsaß gegründeten kleinen, nach der Regel des Heiligen Augustinus lebenden Orden, den sog. „Steigerherren“ übergeben.<sup>13</sup> Die wenigen Häuser dieses Ordens betrieben Ende des 15. Jahrhunderts eine Umwandlung in eine jeweilige Gemeinschaft von Stiftsherren. Auch in Lahr wurde so 1482 aus der Klosterkirche eine Stiftskirche — sie trägt heute noch diesen Namen. Im Zug dieser Aktion wurden aber die Pfarrechte der Burgheimer Kirche auf diese Stiftskirche übertragen und den Stiftsherren die Pfarrei anvertraut. Die Dorfkirche blieb zwar stehen — bis heute —, aber nur noch als Filialkirche. Obwohl die Stiftskirche immer noch mit beachtlichem Abstand vor der Mauer lag, hatte nun doch Lahr einen respektablen Pfarrmittel-

10 Ebd. S. 520

11 W. Knausenberger, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte von Lahr und Umgebung. Lahr 1954; K. Roth, Die Stadt Lahr. Forschungen zur Deutschen Landeskunde Bd. 123. Bad Godesberg 1961

12 Literatur zu Burgheim, s. Bibliographie der Badischen Geschichte V (1966) nr. 29095 — 29100; VIII (1979) nr. 45755 — 45756

13 Die Ortenau 58/1978, S. 417—430

punkt gewonnen, der räumlich ausreichend war und an dem auch ein zahlreicher Klerus für Gottesdienst und Seelsorge zur Verfügung stand. Diese Verhältnisse haben durch die Reformation und der damit gegebenen Auflösung des Stiftes räumlich keine Änderung erfahren.

Die zweite Stadtgründung, die von einer neu erbauten Burg ausging und im Pfarrbezirk eines benachbarten Dorfes lag, ohne zunächst Pfarrcharakter zu erlangen, war **Lichtenau**<sup>14</sup> im Bereich der 2 km entfernten Pfarrei Scherzheim. Auch hier hat das Städtchen es zunächst nur zu einer Kapelle gebracht, die vielleicht mit der der Burg identisch ist.<sup>15</sup> Eine Änderung brachte hier die Reformation: durch sie wurde der Pfarrer von Scherzheim in die Stadt transferiert. Aber noch bestattete man die Toten nach wie vor draußen an der nun zur Filialkirche gewordenen alten Matrix Scherzheim. Diese hat aber 1746 doch wieder den früheren Stand einer Pfarrkirche erhalten<sup>16</sup> und so ihre alte Selbständigkeit wieder erlangt. In Lichtenau hat übrigens der Kirchenbau bezeichneterweise nur noch in Randlage, an der Südmauer des Städtchens, Platz gefunden.

In einer großen Reihe von Fällen ist an den Städten der Ortenau an der Lage der Pfarrkirche die ursprüngliche Situation des Anfangs klar zu erkennen: die Kirche liegt im Bereich des Dorfes außerhalb der Mauern der neugegründeten Stadt, die eine klar umrissene eigene Position eingenommen hat, aber keine Veranlassung sah, neben der unweit von den Mauern stehenden Dorfkirche eine eigene Kirche zu bauen. Dieses Verhältnis von Pfarrkirche und Stadt ist ein sehr häufiges und bei kleineren Städten sehr naheliegend. Aber selbst bei größeren Städten bilden sie die Ausgangslage, die zumindest unter jahrhundertelanger Beibehaltung der Wahrung der Pfarrechte der alten Dorfkirche vor den Mauern die überkommene Situation unverändert ließen. Als Beispiele seien genannt: Kenzingen, Waldkirch, Villingen, Rottweil, Reutlingen, Ulm, Pforzheim, Heidelberg, Weinheim oder Adelsheim.

In dieser Art höchst instruktiv ist für jeden, der die Situation der Kirchen in **Gengenbach** überlegt, deren räumliche Verhältnisse (St. Martin, durch sein Patrozinium schon auf hohes Alter verwiesen, heute noch vom Friedhof umgeben) kennzeichnet die Lage des alten Dorfes Gengenbach. Die Pfarrei hat eine beachtliche Ausdehnung und mehrere sehr alte Filialkapellen. Sie war der Großpfarrei Offenburg unmittelbar benachbart. Das Dorf mit Kirche war meines Erachtens schon vor dem Kloster besiedelt, das in 600 m Entfernung von der Kirche im 8. Jahrhundert gegründet wurde.<sup>17</sup> Die Aufgliederung der Bevölkerung nach drei Dinghofzugehörigkeiten hielt sich bis in die Neuzeit.<sup>18</sup>

14 Vom Rhein zum Schwarzwald. Der Kreis Kehl. Bühl 1960 S. 158—163; Die Ortenau 31/1951, S. 123—140; 42/1962, S. 207—213; Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Kehl, Offenburg 1964, S. 55—57

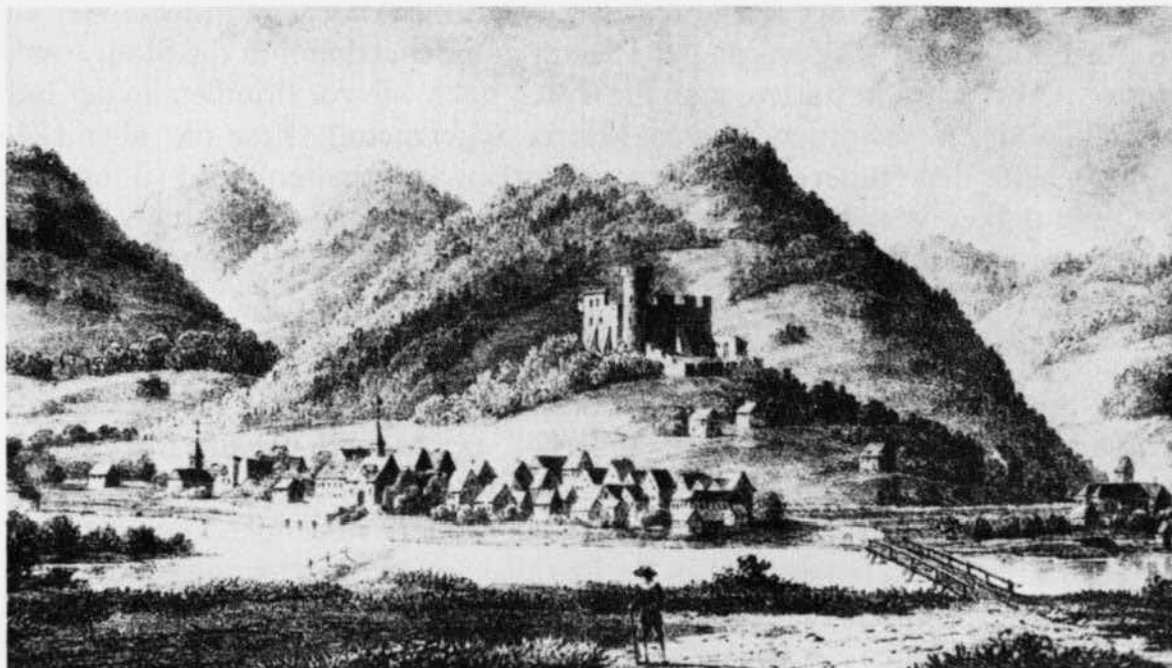
15 Zu der geringen Entwicklungskraft des Städtchens. vgl. Die Ortenau 42/1962, S. 213

16 Kreis Kehl. 1964, S. 80, wo aber die Jahreszahl wegen Satzfehler falsch angegeben ist

17 Die Ortenau 58/1978, S. 215—242

18 Kreis Offenburg (Anm. 2) S. 47

Die oberhalb der Stadt ins Pfaffenbachtal ziehende Siedlungszeile wird Oberdorf genannt. Im 13. Jahrhundert erbaute das Kloster unmittelbar vor den eigenen Mauern die Stadt, die sich als kompakter Siedlungsblock in langgezogener Halbkreisform längs des klösterlichen Immunitätsbezirkes erstreckte, das Dorf samt seiner Kirche unberührt lassend. Diese blieb bis zur Säkularisation des Klosters 1803, dessen weiträumige Kirche erst dann zur Pfarrkirche gemacht wurde, die Pfarrkirche der Stadt. Nach diesem Wechsel blieb sie aber, vom Kirchhof umgeben, als Friedhofskirche bestehen.



*Hausach, im Jahre 1688 — nach einer Zeichnung von Heunisch-Schreiber von 1838. Am rechten Bildrand ist die Kirche von Hausach-Dorf zu erkennen; im Städtchen liegt die Franziskanerkirche St. Sixtus.*

Noch distinguiert ist die Situation in **Hausach**:<sup>19</sup> der alte Siedelplatz mit seiner Mauritiuskirche und den in ihr mehrfach sichtbaren Bezügen zu einem hier intensiv betriebenen Bergbau ist in eine Mulde des Kinzigtals gebaut. In die Pfarrei Hausach gehört heute noch die zerstreut besiedelte und sich quer über das Kinzigtal ziehende Gemeinde Einbach, aus deren Gemarkung die von Hausach herausgeschnitten ist.<sup>20</sup> Östlich der Kirche erhebt sich der steile Berg, 70 m über dem Tal, der die Burg Hausach getragen hat, deren Palas und Bergfried noch ins Tal hinausschauen.<sup>21</sup> Jenseits der die Burg tragenden Bergnase wurde das Städtchen Hausach gebaut, von der Kirche 1,3 km entfernt, dessen Sichtverbindung durch den Burgberg verwehrt wird. 1475 haben die Grafen von Fürstenberg, die nunmehrigen Herren von Hausach, vor den Mauern der

19 H. Schneider-Strittmatter, Chronik der Stadt Hausach. Hausach 1966; Die Ortenau 51/1971, S. 151—154

20 Siehe Karte in Kreis Wolfach (Anm. 2). S. 8—9

21 Vgl. Die Ortenau 47/1967, S. 112—122; 50/1970, S. 410—421



Stadt ein kleines Franziskanerklosterlein gegründet.<sup>22</sup> Doch bis Ende des 19. Jahrhunderts gingen die Hausacher ins Dorf<sup>23</sup> in ihre Pfarrkirche; erst 1894 wurde im Städtchen eine — wieder St. Mauritius geweihte! — Kirche gebaut. Damit ist die alte Pfarrkirche im Dorf zur Friedhofskirche abgesunken. Noch heute ist aber der dortige Friedhof wie eh und je in Gebrauch.

Mit Hausach vergleichbar ist die Situation von **Oppenau**.<sup>24</sup> Wo das Lierbachtal, in dessen obersten Bereich das Prämonstratenserklöster Allerheiligen<sup>25</sup> seinen Platz gefunden hat, auf das Renchtal stößt, bildete sich eine Siedlung, dessen Kirche um 1225 in dem Augenblick zu fassen ist, als sie offenbar von der Mutterkirche Nußbach abgelöst und selbständig wird. Oppenau gehört im Renchtal als erster Ort jener Siedelzone an, in der die Gemengelage der Grundstücke nicht mehr die landwirtschaftliche Struktur bestimmt, sondern der Einzelhof. Die Hube, in deren Bereich die Kirche stand, war identisch mit der des Gerichtsplatzes. Sie lag im Umkreis zerstreut liegender Höfe auf dem Hügel über der Taleinmündung. Der Bereich wird heute noch „Dorf“ genannt. Anfang des 14. Jahrhunderts wurde im Lierbachtal durch Allerheiligen eine Burg Friedberg und ein zugehöriges Städtchen erbaut. Die Entfernung zur Pfarrkirche beträgt etwa 1 km; die Baulücke zwischen Dorf und Stadt wurde erst im späten 18. Jahrhundert durch eine Häuserreihe „Beilerstadt“ einigermaßen geschlossen. Der Name Friedberg konnte sich gegen den des Dorfes Oppenau nicht durchsetzen. Innerhalb der Mauer kann eine Kapelle St. Sebastian nachgewiesen werden. Aber die Dorfkirche St. Johann, deren Chor inmitten des Friedhofs auf erhöhtem Platz über dem Dorf noch heute steht, blieb als Pfarrkirche zuständig. 1699 wurde aber verordnet, in der Stadtkapelle das Altarsakrament aufzubewahren.<sup>26</sup> 1668 haben die Kapuziner eine kleine Niederlassung gegründet<sup>27</sup>, deren Patres auch für die Stadt, aber besonders für Peterstal zu sorgen hatten. Als die Säkularisation diesem Klosterlein ein Ende bereitete, wurde der Pfarrgottesdienst in ihre Kirche verlegt und 1826 an deren Stelle eine neue Pfarrkirche erbaut. Die Kirche auf dem Friedhof war von nun an, wie in Gengenbach, nur noch für Totengottesdienste verwendet; Turm und Schiff hat man schließlich abgebrochen und nur noch den Chor übriggelassen.

In **Zell a. Harmersbach** hatte sich das Dorf in dem leicht aufsteigenden Gelände hinter der Stelle entwickelt, an der die Bäche Harmersbach und Nordrach zusammenfließen. Gegen den Südrand des Dorfes zu steht die Pfarrkirche St. Symphorian. An diesen Rand schloß sich in dem sich nach dem Harmers-

---

22 K. Klein, in: Die Ortenau 58/1978, S. 445—454

23 Die 1652 beginnenden Kirchenbücher von Hausach sprechen in ihren Ortsbezeichnungen eindeutig von „Hausach-Dorf“

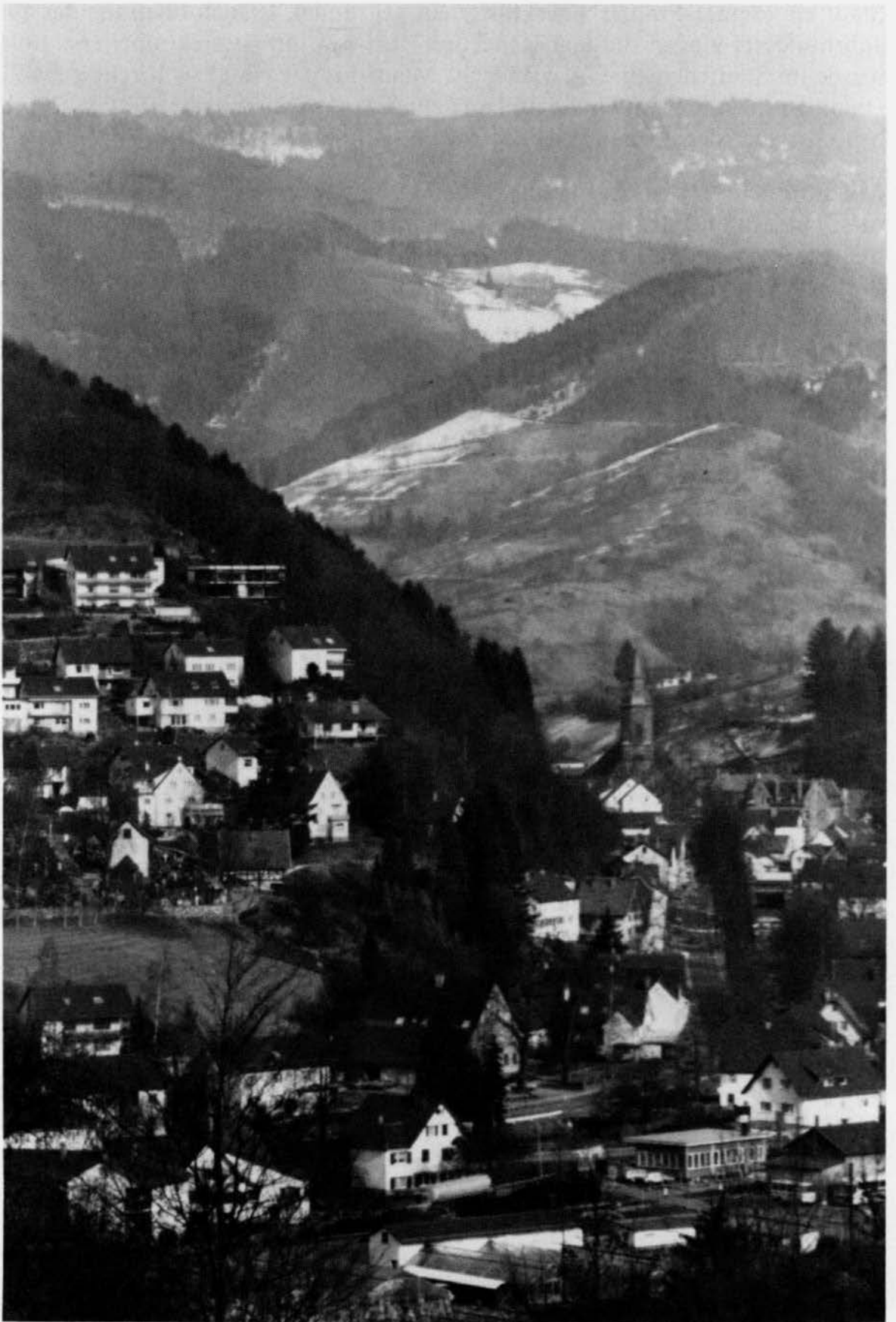
24 Josef Börsig, Geschichte des Oppenauer Tales. Oppenau 1951

25 P. Schmidt-Thomé und H. Schneider, in: Die Ortenau 58/1978, S. 342—387

26 FDA 30/1902, S. 316

27 Die Ortenau 58/1978, S. 507—511





*Oppenau. Am linken Bildrand im Friedhof der Chor der alten Dorfkirche auf der Bergnase über der im Tal gelegenen Stadt. Aufn.: R. Fettig, Oppenau.*

bach zuneigenden Platz die städtische Neugründung des Klosters Gengenbach 1287 an. Diese hat aber die im Dorf nebenan liegende Pfarrkirche nicht in den Mauerring mit einbezogen.<sup>28</sup> Der Weg in die Pfarrkirche und in den sie umgebenden Friedhof war so nahe, daß kein Bedürfnis bestand, *in* der Stadt eine Kapelle zu errichten.

Während in Zell sich die Stadtgründung auf einem Platz vollzog, der zwischen dem Dorf mit seiner Pfarrkirche und dem das Tal durchziehenden Bach liegt, gibt es eine Reihe von Fällen, in denen die Stadt jenseits des Wasserlaufes erbaut wurde, so daß dieser zwischen der Stadt und dem Dorf eine klare Zäsur setzt und damit auch zwischen der Stadt und seiner Pfarrkirche, die im Dorf, außerhalb der Mauern stand — und heute noch steht.

Der eindrucklichste Fall begegnet uns in der Situation von **Wolfach**.<sup>29</sup> Wieder liegt das alte Dorf (Nieder-)Wolfach über der Einmündung der Wolfach in die Kinzig an deren rechtem, nördlichen Ufer. Die Stadt aber wurde jenseits der Kinzig am linken, südlichen Ufer erbaut. In den südlichen kurzen Mauerzug, beiderseits des Stadtttores, das die Landstraße in die Marktstraße einführt, steht das Schloß, das mit einzubeziehen offenbar Anlaß genug war, da die vorausgehende Höhenburg der Herren von Wolfach 1,2 km oberhalb des Dorfes im Wolfachtal stand, halbwegs gegen Oberwolfach zu.

In diesem Schloß gab es eine Kapelle, aber die Pfarrkirche in die Stadt zu ziehen lag kein Anlaß vor: sie war drüben im nahen Dorf, der nicht ummauerten „Vorstadt“, wenn auch jenseits des Flusses. Der nächste Weg zur Kirche von der Stadt aus führte über den Gassensteg, der für Fußgänger bestimmt war; Wagen und Vieh konnten daneben eine gepflasterte Furt benutzen.

Auch **Schiltach**<sup>30</sup> liegt an einer Einmündung eines kleineren Tales in ein größeres: von Süden fließt hier die Schiltach, von Schramberg kommend, in die Kinzig: links der Schiltach am südlichen Ufer der Kinzig steht die auf einem ansteigenden Bergrücken übers Tal erhobene Kirche St. Johannes der Täufer, um sie bis 1846 der Kirchhof. Sie war von je bestimmt für die zerstreut liegenden Einzelhöfe. Noch heute gehört Lehengericht dazu, das politisch erst 1817 von der Gemeinde Schiltach abgetrennt wurde.<sup>31</sup>

Auf der rechten Seite der Schiltach, wieder über einen Bergrücken erreichbar, steht die Burg und neben dieser, zunächst des Geländes wegen mit schmaler Straße beginnend, dann aber im Marktplatz breiter angelegt, das um Mitte des 13. Jahrhunderts gegründete Städtchen, ein ausgesprochenes Burgstädtchen.

28 G. Grimm, Zell am Harmersbach. Zell 1970 Karte 5. Ders., Badische Heimat 49/1969, S. 413—432; s. a.: Die Ortenau 51/1971, S. 159; Franz Disch, Chronik von Zell a. H. Lahr 1937

29 Ders., Chronik von Wolfach. Wolfach 1920; Die Ortenau 51/1971, S. 157

30 Die Ortenau 24/1937, S. 64—78; 28/1940, S. 49—63; 50/1970, S. 291—312 und 51/1971, S. 158; H. Harter — E. Harter - Bachmann. Freiburg 1980, bes. S. 42—45

31 Zum Pfarrbereich vgl. Die Ortenau 28/1941, S. 56—57



*Schiltach, Merianstich 1643. Die Kirche liegt jenseits der Schiltach außerhalb des Städtchens, das sich unter der Burg den Berg hinauf erstreckt.*

Es war in etwa mit einer Mauer umzogen, die aber die tiefer und jenseits der Schiltach liegende Kirche nicht umfaßte. Wieder war der Weg zur Pfarrkirche für die Einwohner des Städtchens über einen Wasserlauf zu nehmen, von einem ansteigenden Berg hinunter über die Brücke zu der wieder höher liegenden Kirche.

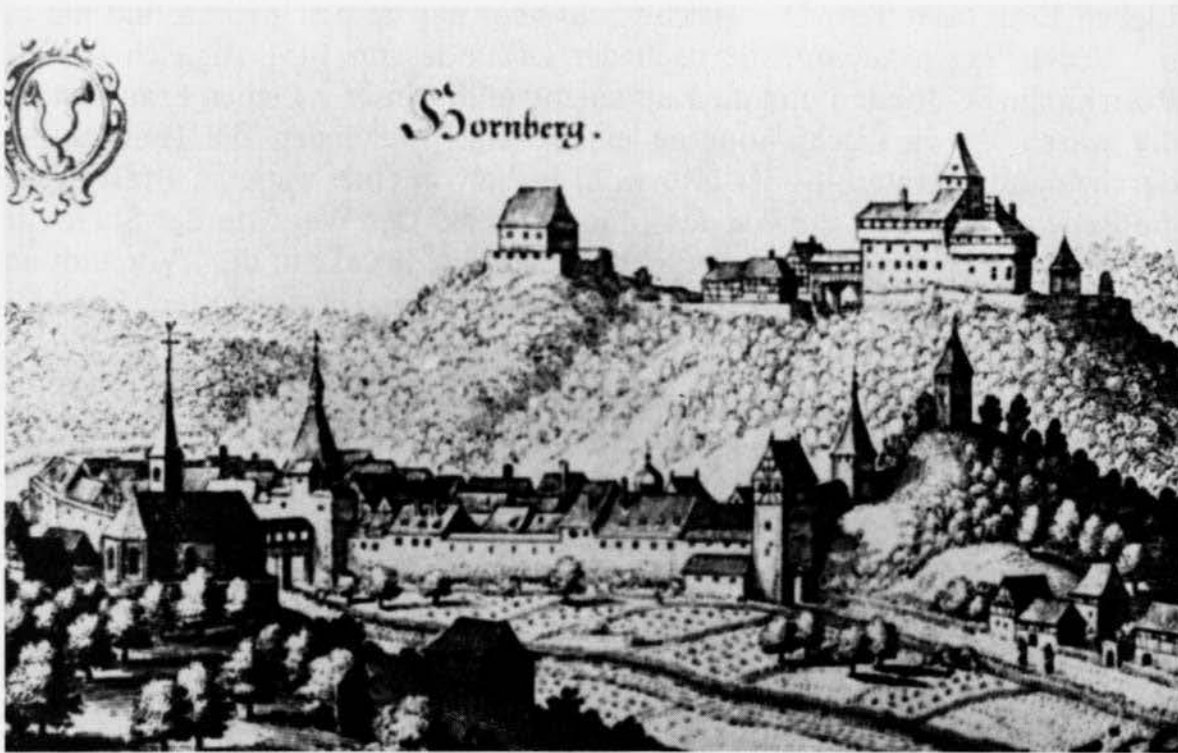
Ob **Prinzbach**, heute eindeutig ein Dorf, je wirklich ein Städtchen war, wurde lange bestritten. Nun ist aber der Nachweis erbracht:<sup>32</sup> durch einen dort betriebenen Silberbergbau ist im 13. Jahrhundert ein Städtchen rasch aufgeblüht, aber nach dessen Rückgang auch bald wieder verwelkt. Noch bis 1500 läßt sich der Stadtcharakter archivalisch nachweisen. Die Stadt hatte zwei Tore; Mauer und Graben sind heute noch im Gelände zu erkennen. Sie liegen am rechten, südlichen Ufer des Prinzbachs und zeigen in ihrem Verlauf<sup>33</sup> eindeutig, daß sie nicht auf die andere Bachseite hinübergegriffen haben. Dort steht aber die Pfarrkirche St. Mauritius, allerdings nahe dem Platze, den das Städtchen eingenommen hatte. Daß sie älter ist als die Stadt, dürfte keinem Zweifel unterliegen.<sup>34</sup>

32 H. Ammann, R. Metz. Die Bergstadt Prinzbach im Schwarzwald. Alemannisches Jahrbuch 1956, S. 283—313; bei Keyser (Anm. 1) noch nicht berücksichtigt, da bei der Aufstellung der Liste badischer Städte, die dem Badischen Städtebuch zur Orientierung diente, dieser Aufsatz offenbar noch nicht vorlag; vgl. Die Ortenau 51/1971, S. 159—160

33 Siehe den Plan bei Ammann-Metz (Anm. 32) S. 299

34 Ebd. S. 289





*Hornberg. Merianstich vor 1602. Die Talkirche liegt jenseits der Gutach vor der Stadt, von der aus man durchs Brückentor den Zugang zu ihr gewinnt.*

Mit **Hornberg**<sup>35</sup> treffen wir eine Stadt, die ganz unter den Bedingungen einer ausgesprochenen Gebirgslandschaft steht; die nächsten Berge haben eine Gipfelhöhe, die gegen 400 m über dem Talgrund liegt, das Tal ist eng, und die Gutach zieht sich im leichten Bogen um den Schloßberg hin. Wieder steht die Kirche auf der anderen Seite des Wasserlaufs an seinem rechten, östlichen Ufer, während die Stadt, als diese unter der 100 m höher auf steilem Berg liegenden Burg gegründet wurde, nur einen schmalen Streifen entlang dem linken westlichen Ufer einnehmen konnte. Die Kirche, in die noch heute die Gemeinde Reichenbach gehört, aus deren Gemarkung die von Hornberg herausgeschnitten ist,<sup>36</sup> ist sicher älter wie die Stadt. Sie war St. Johannes geweiht. Ihr Patrozinium ist 1451 belegt.<sup>37</sup> Die Tatsache, daß kurz zuvor 1447 eine Maria Pfarrkirche genannt ist,<sup>38</sup> verleitet Hitzfeld<sup>39</sup> dazu, eine eigene Pfarrkirche in der Stadt anzunehmen, der er aber selbst nur kleine Dimensionen zuerkennen kann. Ich halte den Heiligtitel für die Pfarrkirche in der Urkunde von 1447 für einen Irrtum. Es sind zwar gleich zwei Urkunden, unter demselben Datum ausgestellt, die ausdrücklich von der Hornberger Pfarrkirche Unserer Lieben Frau sprechen und zweierlei Vorgänge im Bereich der Kaplaneipfründe Unserer

35 K. Hitzfeld, Hornberg. Hornberg 1970; Die Ortenau 24/1937, S. 64—78; 45/1965, S. 189—222; 51/1971, S. 154—156

36 Siehe die Karte Kreis Wolfach S. 8—9

37 GLA 21/237, 1451 V 25

38 GLA 21/200, 1447 I 17

39 S. 54; die Berufung auf das Merianbild scheint mir nicht stichhaltig, da das dort sichtbare Zwiebdach einem Treppentürmchen angehören kann. Ein Kreuz, wie er meint, ist nicht zu erkennen.



Lieben Frau betreffen. Der gleiche Schreiber hat sie geschrieben und hat es mit den Pflögern zu tun, die nach der Urkunde von 1451 zugleich für die Pfarrkirche St. Johann und die Kaplaneipfründe Unserer Lieben Frau zuständig waren — wie leicht konnten einem Außenstehenden die Heiligtitel durcheinandergeraten. So ist also wohl nicht von einer anderen Pfarrkirche die Rede als von der, die vor den Mauern steht. Der Weg von der Stadt zur Kirche führte zu einem Torturm hinaus über eine Brücke in die „Vorstadt an den Brücken“, die aber außer der Kirche nur wenige Häuser hatten. Der Merianstich führt uns dies in bester Weise vor.

Die Situation der Kirche in der Stadt **Haslach**<sup>40</sup> ist eindeutig: die Kirche liegt innerhalb der Stadt an der Südmauer. Westlich an ihren Bereich schließt das Gelände an, das einmal von einem Schloß besetzt war, das ganz verschwunden ist, aber auf einer Zeichnung von 1602 sehr gut erkannt werden kann. Schmider glaubt, eine entscheidende Phase in der Ausweitung der Stadt zu erkennen, sodaß an die erste Stadt sich der Bau dieses Schlosses mit einer nördlich anschließenden „Neustadt“ in der Breite eines Straßenzuges anschloß. Hildenbrand hat manches von Schmiders Ausführungen als zu sehr konstruiert bezeichnet und namentlich im Politischen wertvolle Ergänzungen eingebracht, die besonders das Motiv der Stadtgründung einleuchtend machen: Schutz des Bergbaus. Schmider postuliert als Anfang Haslachs den Bau der Pfarrkirche St. Arbogast, die zunächst den benachbarten Siedlungen, vor allem dem Hofstettertal und Mühlenbach gedient habe. Beachtlich ist vor allem, daß nie von einem Dorf Haslach die Rede ist, so daß die Möglichkeit durchaus besteht, daß eine Kirche für eine zerstreut vorhandene Bauernschaft über einen an ihr wachsenden Markt zu den Anfängen einer Stadt führte. Für einen vorstädtischen Status des Gotteshauses zeugt auch der in der Kirche noch verwendete romanische Türsturz des 12. Jahrhunderts.

Auch das Werden der Stadt **Offenburg**<sup>41</sup> wird neuerdings mit der Lösung der Pfarreifrage im weiten Bereich einer Markgenossenschaft in Zusammenhang gebracht.<sup>42</sup> Die Bühlwegkirche am Käfersberg scheint 1144 als Pfarrkirche belegt, seit 1188 aber die von Offenburg. Späterhin ist die Bühlwegkirche nur noch Filiale bis sie ab 1788 als Pfarrkirche für Ortenberg Verwendung findet. Die Überlegung ist nicht von der Hand zu weisen, daß im Rahmen einer größeren Konsolidierung der Ortschaften, zu der vor allem die Gründung der Stadt Offenburg gehörte, die Verlegung des Pfarrzentrums in diese Stadt zu verstehen ist. An deren Westmauer, die über dem Hochufer der Kinzig liegt, wurde die Heiligkreuzkirche erbaut. Ihr Platz nimmt so die Nordwestecke der

40 F. Schmider, in: Die Ortenau 51/1971, S. 143—207, bes. S. 161—207; M. Hildenbrand, ebd. 54/1974, S. 260—268; vgl. aber auch Die Ortenau 12/1925, S. 19—22; 21/1934, S. 387—389 und 50/1970, S. 463—468

41 O. Kähni, Offenburg und die Ortenau. Offenburg 1976; *Ders.*; in: Badische Heimat 50/1970, S. 99—112.

42 F. Vollmer, Die Bühlwegkirche zu Käfersberg und die Gründung Offenburgs im 12. Jahrhundert, in: Die Ortenau 33/1953, S. 112—114; K. Hitzfeld, ebd. 48/1968, S. 119—141; ebd. S. 127 der Beschrieb des Umfangs der Pfarrei

Stadt ein. Da unmittelbar vor der Nordmauer Offenburgs das Dorf Kinzigdorf gelegen war, das schon ab 926 belegt ist, aber inzwischen in Offenburg aufging — noch 1564 ist von Kinzigdorf die Rede — läßt sich die Frage stellen, ob diese Stadtkirche Heiligkreuz an eine vorausgehende Dorfkapelle für Kinzigdorf anschloß, bzw. auf ihrem Gelände erbaut wurde. Urkundliche Belege sind dafür nicht vorhanden, die Frage könnte nur durch die Mittelalterarchäologie beantwortet werden, durch eine Grabung in der Heiligkreuzkirche, um die Geschichte ihrer Vorgängerbauten abzuklären. Ob diese Kirche erst mit der Stadt errichtet wurde oder die bisherige Kirche von Kinzigdorf Stadtkirche wurde, beidemal haben wir es mit einem Fall zu tun, der die Kirche voll in die Stadt einbezieht und mit einem Fall, der der Stadtkirche eine weitreichende Mittelpunktfunktion einräumt.

Die Position der mittelalterlichen Kirche von **Ettenheim**<sup>43</sup> ist bis ins Letzte noch nicht abgeklärt. Noch nicht lang sind die beiden Positionen erneut formuliert worden: Harden-Rauch sieht die Kirche Sancta Maria, die schon 762 belegt ist, im Bereich der Unterstadt beim späteren Abtshof des Klosters Ettenheimmünster, das bis ins 18. Jahrhundert eine Marienkapelle gehabt hat, Hubert Kewitz<sup>44</sup> aber seit der Gründung der Stadt auf dem Kirchberg über der Stadt, in etwa der heutigen Position entsprechend. Fest steht, daß einzig diese Berglage sicher seit dem Wiederaufbau nach den Zerstörungen des 30jährigen Krieges in Frage kommt; denn dem jetzigen Bau ging in etwa an dieser Stelle, aber nicht deckungsgleich und doch der Materialgewinnung wegen sofort abgebrochen, eine Kirche des 17. Jahrhunderts voraus. Ein Patroziniumswechsel zu S. Bartholomäus fand aber schon vor 1605 statt,<sup>45</sup> also nicht mit einer möglichen Verlegung auf den Berg in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Überprüft müßte werden, ob im Zusammenhang mit der Vorstellung einer ersten Position der Pfarrkirche in der Unterstadt, dort der Friedhof einer Kirche fixiert werden kann; wohl nötig dazu wäre eine klare Position des Hexenturmes, der im Zusammenhang mit dem Friedhof genannt wird. Beachtlich ist auch, daß der Stadtplan in der Nähe des Abtshofes Grundstücksgrenzen zeigt, die der städtischen Regelmäßigkeit entbehren, also aus der vorstädtischen, dörflichen Zeit stammen können und damit die Stelle des alten Dorfes — in Kirchnähe! — fixieren würden. Wie dem auch sei, für Ettenheim haben wir so oder so eine Topographie der Kirche, die sie in den unmittelbaren Kreis der Stadt einbezogen zeigt: einmal wäre es so, daß mindestens Teile des Dorfes mit der Kirche von dem Nordteil des Mauergürtels umfassen worden wären und so die alte Dorfkirche unmittelbar den Dienst für die Stadt übernommen hätten. Im anderen Fall wäre es zu einem Bau auf dem ansteigenden Berg gekommen, dessen Nase in den Stadtbereich vorspringt, der ebenfalls diesen Kirchbau als unmittelbar zur Stadt gehörig kennzeichnet.

43 Ettenheim. Geschichte einer Stadt in ihrer Landschaft. Ettenheim 1978; Ph. Harden-Rauch, Die Ettenheimer Stadtpfarrkirche,<sup>2</sup> Ettenheim 1969

44 Ettenheim (Anm. 43) S. 91—95

45 W. Müller, Die Ortenau als Chorturmlandschaft, Bühl 1965, S. 31

Sehr verschiedene Ansichten hat es schon über die früheste kirchliche Situation in **Oberkirch**<sup>46</sup> gegeben. Südlich der Stadt liegt jenseits der Rench im heutigen Friedhof die alte Kirche Oberdorf, so daß die Annahme sich aufdrängt, daß man es hier mit der ehemaligen Dorfkirche zu tun hat, die zunächst für die Stadt als Pfarrkirche zuständig war. Genau besehen, scheint aber das Ganze wesentlich vielgestaltiger zu sein. Fest steht, daß 1225 die Kirche von Oberkirch aus einer Abhängigkeit von der Matrix Nußbach, die heute das Sebastianspatrozinium, früher anscheinend das des Heiligen Martin gehabt hat,<sup>47</sup> entlassen wurde, ähnlich wie die Kirche von Oppenau. „Oberkirch“ = die obere Kirche hat diesen Ortsnamen im Bezug auf die Mutterkirche Nußbach. Der vorstädtische Siedelplatz liegt nach dem archäologischen Befund und dem Gewannamen „Altenstadt“ nördlich des späteren Stadtbereichs auf die Schauenburg zu,<sup>48</sup> so daß von hier aus die Möglichkeit, als sei die Stadtgründung vom Oberdorf aus gegangen, verwehrt ist. Schon 1235 ist die Rede vom „alten Friedhof“ von Oberkirch;<sup>49</sup> dies sieht aus, als ob im Zusammenhang mit der Stadtgründung eine Friedhofsverlegung vorgenommen worden sei, was auch den Bau einer Kirche an neuem Platz anzeigen würde. Unabhängig davon hat sich die alte Kapelle von Oberdorf, das seinen Namen aus seinem Bezug zu Oberkirch begründet — nicht zu Nußbach! — im 14. Jahrhundert zum Sitz einer Pfarrei entwickelt, unter anderen Herrschaftsverhältnissen stehend wie das dem Bischof von Straßburg zugehörnde Oberkirch. Die Position der Kirche von Oberkirch in der Stadt ist inmitten der nördlichen Stadthälfte. Sie war vom Friedhof umgeben. Dessen Verlegung in den von Oberdorf, das vor 1624 nach Oberkirch eingemeindet war, wird erst Anfang des 19. Jahrhunderts faßbar.<sup>50</sup>

Eine klare Situation, in ihrer Art aber einzig in der Ortenau, hat die Stadtkirche in **Steinbach**<sup>51</sup> bei Bühl. Sie ist Mittelpunkt einer Großpfarre und liegt erhöht inmitten des Städtchens, das südlich vom Steinbach begrenzt ist. Der an sich nicht große ummauerte Raum, „das Städtle“, tangiert die in langer Zeile entlang dem Bach gebaute bäuerliche Siedlung, das „Ober-“ und das „Unterdorf“, deren Bewohner nicht unter städtischem Recht standen, sondern als Leibeigene galten. Auch sie gehörten natürlich zur Pfarrei, für die solche Rechtsunterschiede ohne Bedeutung waren. Die Kirche war wie üblich vom Friedhof umgeben; er wurde 1550 aus der Stadt hinaus verlegt.<sup>52</sup> Es läßt sich gut verstehen, wieso der Raum um die Kirche für die Erbauung einer Stadt zur Verfügung stand, die Kirche lag ursprünglich außerhalb des Dorfes auf einem

46 Festschrift zum 600jährigen Jubiläum der Stadtgemeinde Oberkirch. Oberkirch 1926; H. M. Pillin, Oberkirch I, Oberkirch 1975; Börsig (Anm. 24); D. Kauß, in: Die Ortenau 53/1973, S. 245—246

47 Angrenzer „uf St. Martins Aichen“ GLA 67/7, 708; s. a. 67/22, 309 von 1636 V. 17

48 Börsig (Anm. 24) S. 189

49 Ebd. 191; ZGO 39/1885, S. 107

50 Pillin (Anm. 46) S. 175

51 K. Reinfried, Die Pfarrei Steinbach. FDA 41/1913, S. 82—133

52 Ebd. 103.



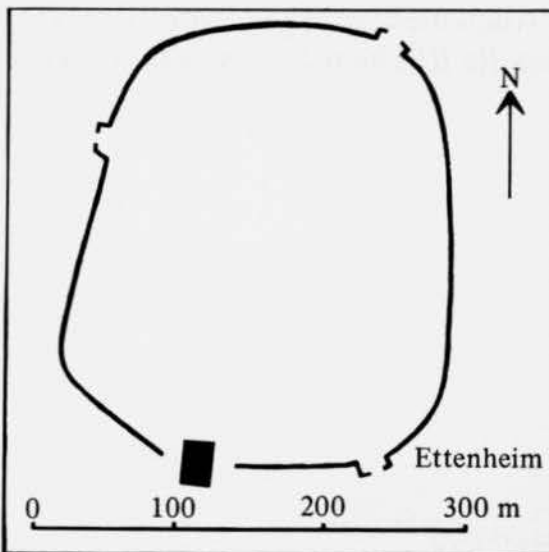
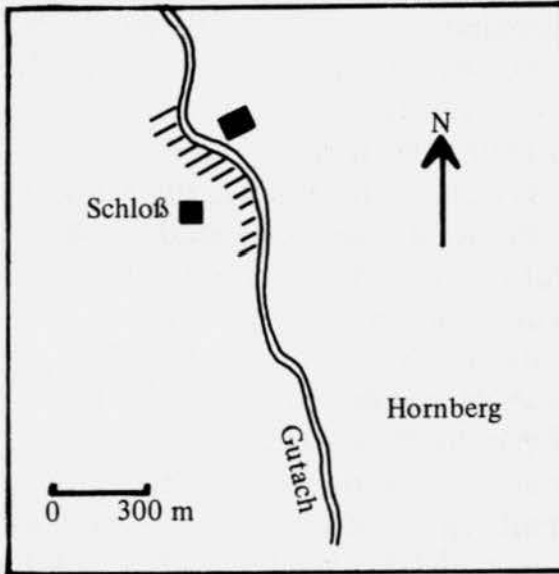
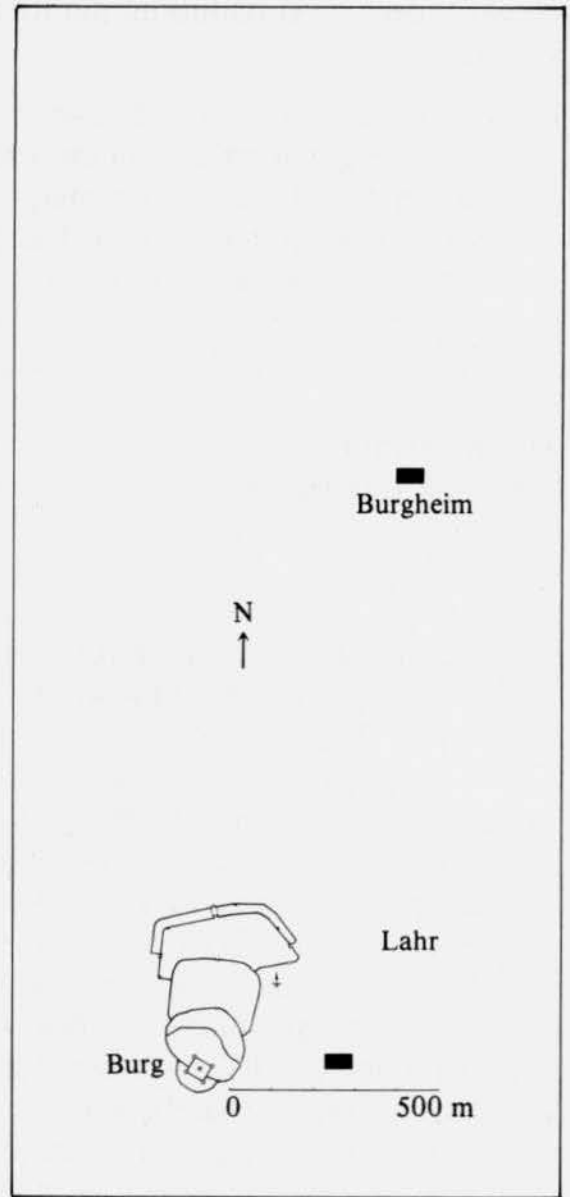
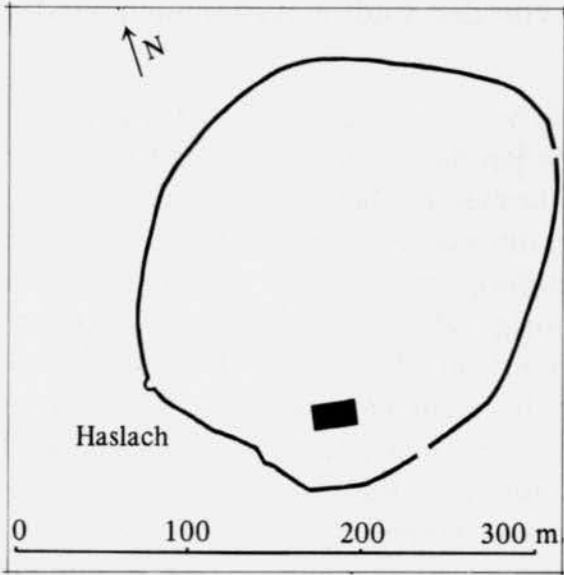
Hügel,<sup>53</sup> der im Anschluß an die Kirche von der Stadt eingenommen werden konnte.

Rückblickend mag man sich noch einmal vergegenwärtigen, daß Stadtgründungen vollzogen worden sind im weiteren Bereich einer dörflichen Pfarrei, so daß zunächst, trotz der Entfernung zur Pfarrkirche, ein weiter Weg zu Taufe, Gottesdienst, Begräbnisplatz in Kauf genommen wurde, so über einen alten Platz mit Mittelpunktfunktion in Mahlberg, entfernt zu St. Andreas bei Orschweier, dann zu Kippenheim pfarrhörig, oder bei Gründungen „auf der grünen Wiese“ wie Lahr (Pfarrei Burgheim) und Lichtenau (Pfarrei Scherzheim). Näheren Kontakt hatten Städte, die nicht weit von dem Dorf ihren Aufbau erfuhren wie Gengenbach, erbaut vor dem Klosterbereich, Zell und Oppenau. Dasselbe gilt auch, wenn die Stadt einen Bereich jenseits eines Wasserlaufes einnimmt wie in Wolfach, Schiltach, Hornberg oder Prinzbach, wobei die Umgebung der Kirche offenbar zunächst gar keine kompakte Besiedlung aufwies, die Kirche aber für weit verstreute Einzelhöfe zuständig war. Eine ähnliche Situation dürfte für Hausach gelten, wo sich eine Bergnase zwischen die Stadt und die Pfarrkirche schiebt. An Haslachs Kirche, zuständig für die mit vielen Einzelhöfen besiedelten Täler Mühlenbach und Hofstetten bildet sich Markt und Stadt unter Einbeziehung der Kirche, ähnlich in seiner Art in Ettenheim. Bei Offenburg ist eine Verlegung der Kirche, zuständig für eine weitreichende Mark, an den Rand der sie umfassenden Stadtmauer im Augenblick der Erstentwicklung der Stadt möglich. Es könnte in Oberkirch auch eine Verlegung der Kirche in die werdende Stadt in Frage kommen, während in Steinbach alles danach aussieht, als ob die Stadt im Anschluß an die alte Dorfkirche gegründet worden wäre. Auch an den Städten der Ortenau zeigt der Blick auf die Lage der Pfarrkirche die Position der vorstädtischen Verhältnisse, die im pfarrlichen Bereich durch die Stadtgründung zunächst — vielleicht mit der einzigen Ausnahme Offenburg — nicht geändert wird, auch nicht dort, wo die Kirche gar nicht von einem gleichsam schützenden und die Position verfestigenden Dorfkern umgeben ist, sondern zunächst weit verstreuter bäuerlicher Siedlung gedient hat. Auch diese sind gegenüber der (kleinen) Stadt von solchem Gewicht, das diese die Kirche nicht an sich zu ziehen vermag.

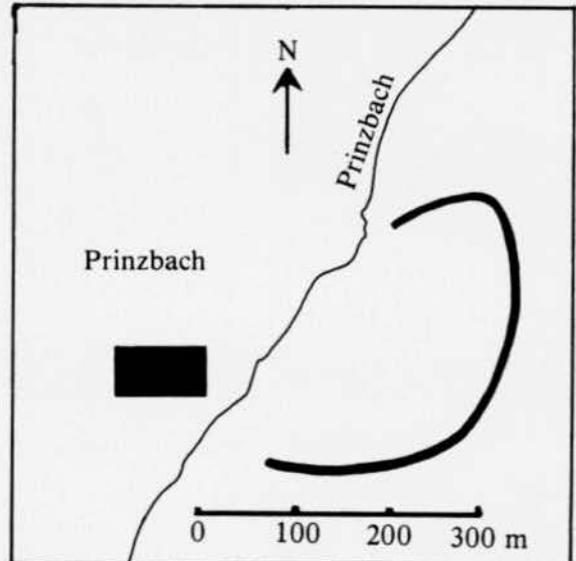
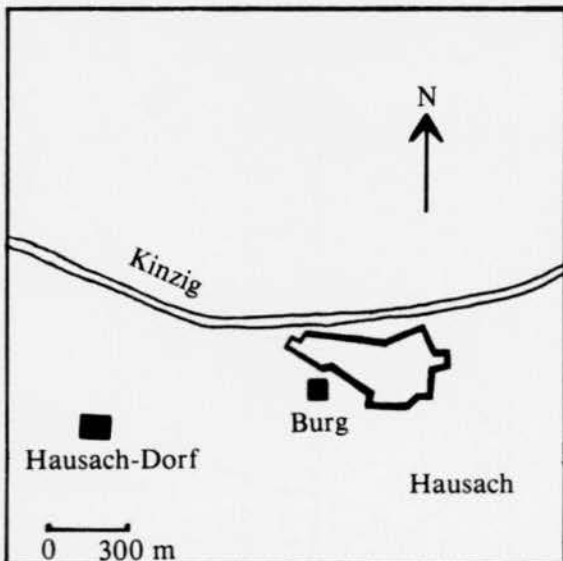
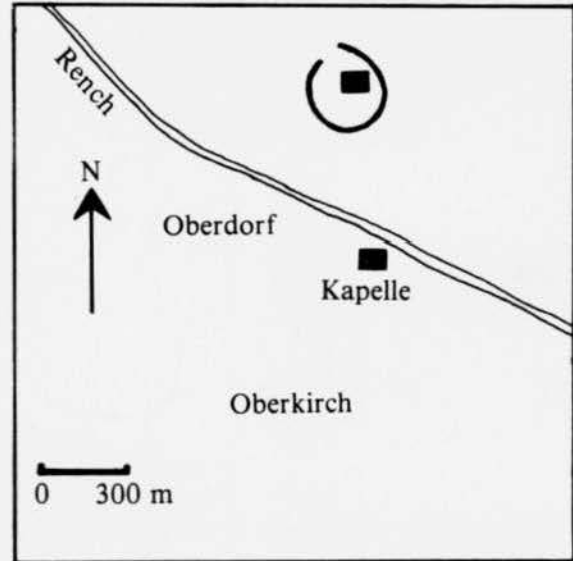
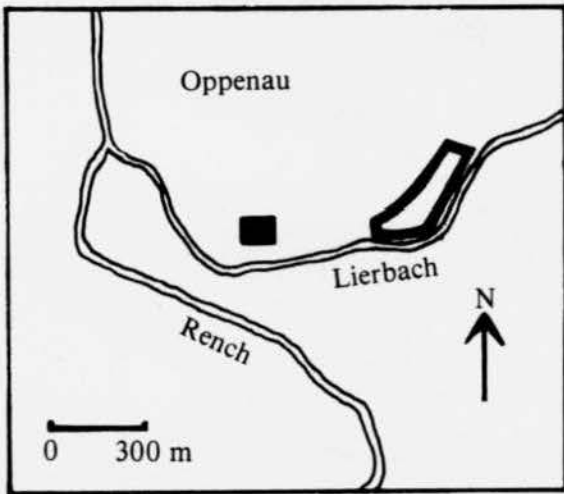
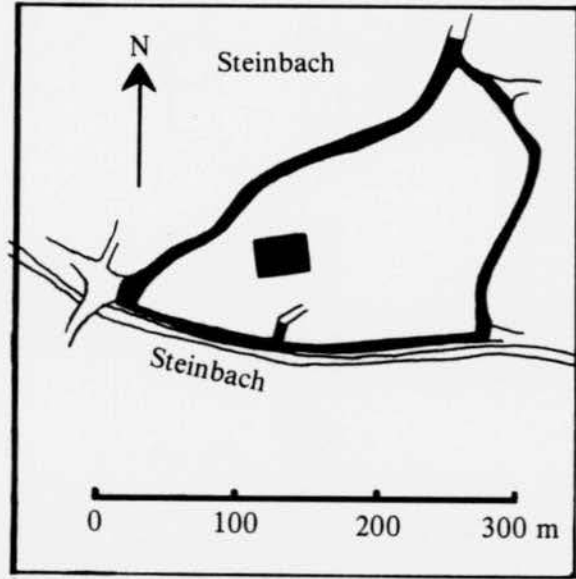
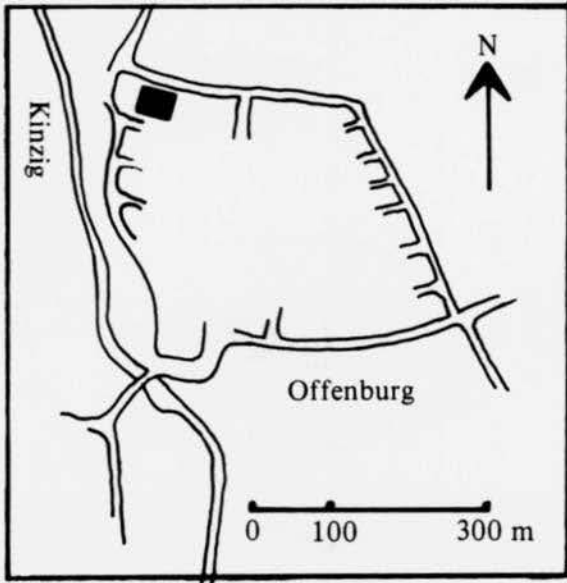
---

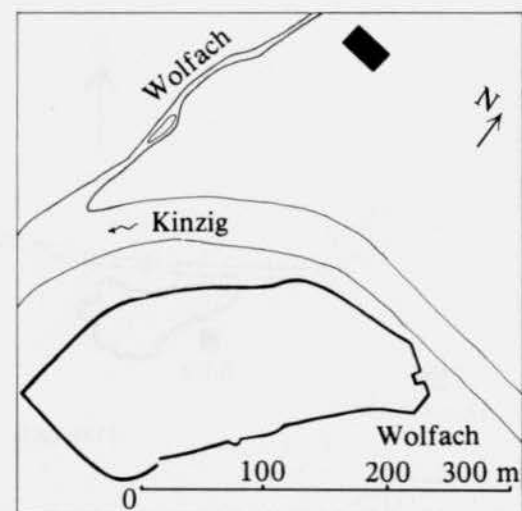
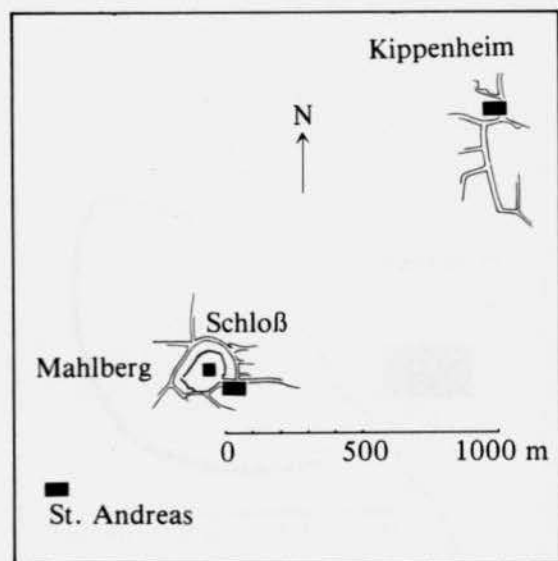
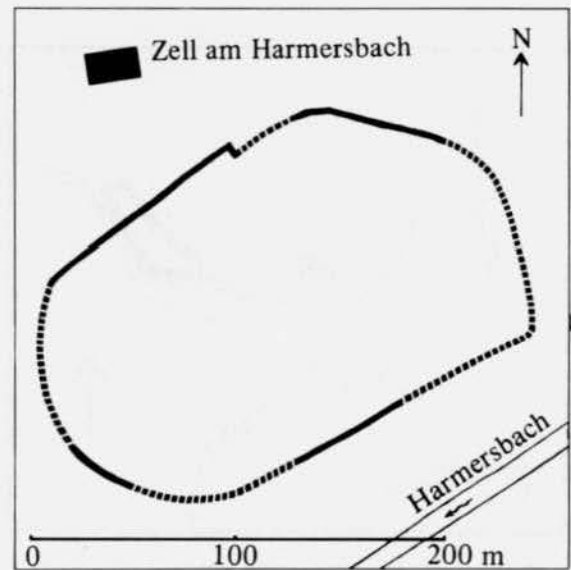
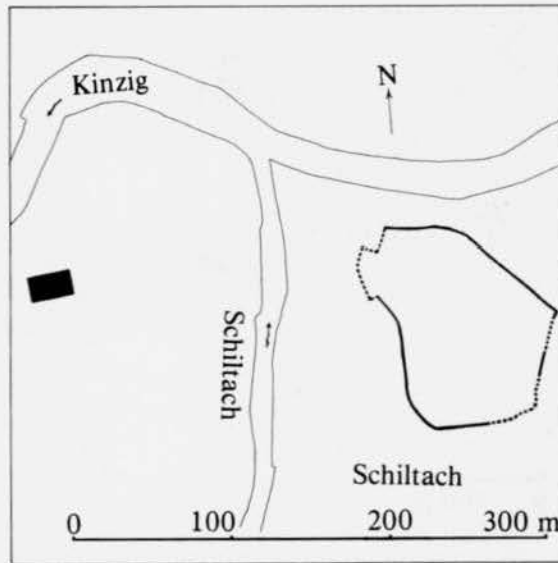
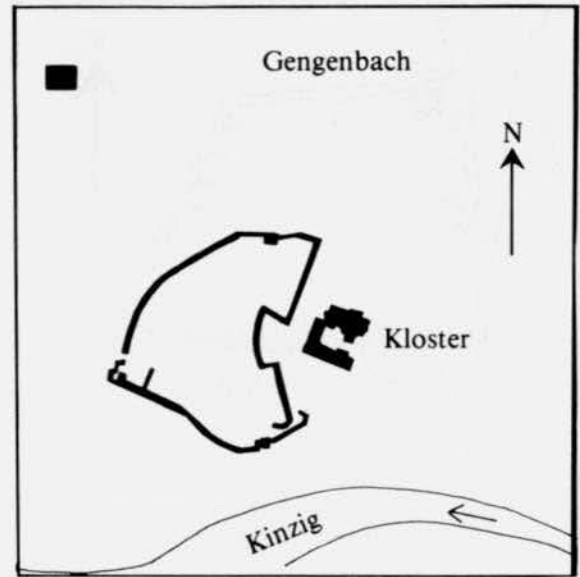
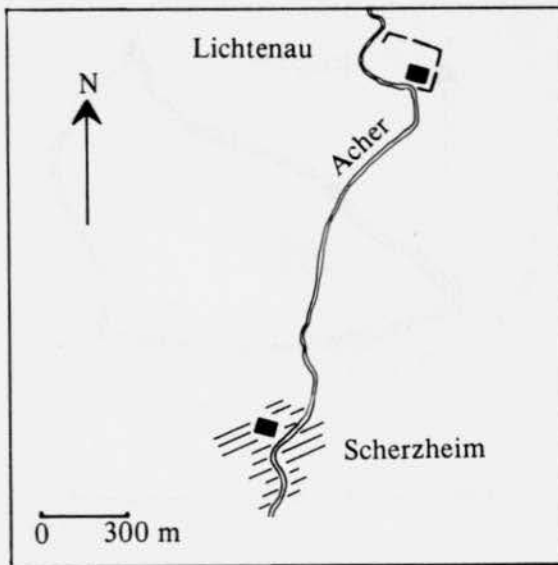
53 Vgl. die Karte Steinbacher Amt von 1784 in GLA H Steinbach 2





Pfarrkirche
  Stadtkern





## 700 Jahre Schiltach — Schiltach vor 700 Jahren

*Rede zum Festakt vom 18. Juli 1980 anlässlich des siebenhundertjährigen Stadtjubiläums von Schiltach*

*Hans Harter*

„Was für ein Jammer, Heulen und Schreien wir an unseren Weibern und Kindern sehen müssen, ist nicht zu sagen und zu schreiben.“

Mit diesem Satz hat der damalige Schiltacher Schultheiß am 27. August des Jahres 1590 ein flehentliches Bittschreiben an den Landesherrn in Stuttgart eingeleitet, nachdem am Tag zuvor das ganze Städtchen innerhalb von 2 oder 3 Stunden durch eine katastrophale Feuersbrunst vernichtet worden war. Bis auf die Grundmauern abgebrannt waren 32 Wohnhäuser samt dem Rathaus; 51 Familien hatten Hab und Gut verloren und wußten nicht, wie es weitergehen sollte.<sup>1</sup> Es war auch nicht das erste Mal, daß Schiltach derart heimgesucht wurde: Im Gedächtnis der Bürger stand die Erinnerung an zwei andere, genau so verheerende Feuer, die ihr Städtchen erst ein oder zwei Menschenalter zuvor verwüstet hatten, und so verwundert es nicht, wenn berichtet wird, daß seine Bewohner „in den Zweifel und Superstition“ (Aberglauben) gerieten. Man weigerte sich ganz einfach, an den Wiederaufbau zu gehen und weiter an diesem unglückseligen Ort zu wohnen, man war bereit auszuwandern und die öde Stätte sich selbst zu überlassen. Es bedurfte eines herzoglichen Befehls, um die Bewohner zum Bleiben zu zwingen, der Hilfe der Nachbarorte und des gesamten Herzogtums sowie der Aufbauleistung der Baumeister Beer und Schickhardt, um Schiltach nicht wüst werden, sondern neu und schöner aus der Asche erstehen zu lassen.<sup>2</sup>

Feuer ist schlimm, doch, so sagt man, schlimmer ist Wasser. Und auch das Wüten dieses Elementes blieb Schiltach und den Schiltachern nicht erspart, man braucht nur einen Blick auf die an verschiedenen Häusern angebrachten Hochwassermarken zu werfen.

Von ihnen ist die mit dem Datum des 29. Oktober 1824 versehene die höchste und markiert, wie es der Floßherr und Bürgermeister Adolf Christoph Trautwein aufgeschrieben hat, „eine furchtbare Überschwemmung“.

<sup>1</sup> Vgl. H. Fautz, Die Schiltacher Stadtbrände, in: Die Ortenau 41 (1961), S. 13—43, hier S. 21ff.

<sup>2</sup> Vgl. ebda. — Vgl. auch: F. Meckes, Zur städtebaulichen und architektonischen Entwicklung des Stadtbildes seit 1491, in: Schiltach — Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, bearbeitet von H. Harter und E. Harter-Bachmann, Schiltach 1980, S. 251—279, hier S. 265 ff.



Als sechsjähriger Knabe hat er dieses Ereignis miterlebt und wurde, wie alle Bewohner der Häuser an Kinzig und Schiltach, vor den reißenden Fluten evakuiert. Erst „am andern Tag“, so berichtet er, „konnten wir wieder in unser Haus auf dem Grün einziehen. . . Aber wie hat es da ausgesehen! Es hatte Löcher vor den Häusern mannshoch und in den Häusern zwei bis drei Fuß tiefen Schlamm.“<sup>3</sup>

Und sehr viel enger noch als die Stadtbrände des 16. Jahrhunderts, denen nochmals schwere Brünste 1791 und 1833 folgten, liegen die Jahre der Hochwasser und der Eisgänge beisammen. Besonders gefährlich wurde es immer, wenn, etwa im Gefolge der Schneeschmelze oder von Wolkenbrüchen, beide Flüsse, die Kinzig und die Schiltach, über die Ufer traten. Dann konnte es vorkommen, daß, wie 1778, Särge vom Schramberger Friedhof angeschwommen kamen oder auch in Schiltach die Gräber verwüstet und Leichen freigelegt wurden, wie zuletzt im Jahre 1919.<sup>4</sup>

Es scheint, daß man in unserem Schiltach in früheren Zeiten selten ruhig und friedlich hat leben können. Zu dem Wüten der Elemente gesellten sich kriegerische Ereignisse, die oft genauso urplötzlich und verheerend über das Städtchen hereinbrachen, wie es etwa der damalige Pfarrer Morgenstern für den 31. März 1799, den Konfirmationstag, berichtet: „Schon hatten die Glocken zum Gottesdienst gerufen, als sich auf einmal französische Truppen auf der Staig sehen ließen. Panischer Schrecken fiel auf alle Einwohner, so daß Predigt und Konfirmation eingestellt werden mußten. Die Franzosen lagerten sich hier, pflanzten vor der Kirche zwei Kanonen und einen Pulverwagen auf, ließen oben auf der Staig Bäume fällen und den Weg verhauen und plagten die hiesigen Bürger fast bis aufs Blut. . .“<sup>5</sup>

Was Wunder, wenn es in Schiltach nie zu allgemeinem Wohlstand kam, wenn es hier kein anderen Städten vergleichbares Patriziat gab. Ist in den Quellen von Schiltach die Rede, so fehlt das Wort „Armut“ selten, und seine Bewohner werden des öfteren, wie im Freiheitsbrief des Jahres 1430, als „arme Leut“ angesprochen, der herrschaftlichen Hilfe dringend bedürftig.<sup>6</sup>

Von den sage und schreibe 140 Handwerksmeistern und Geschäftsleuten, die 1720 in Schiltach Arbeit und Brot suchten, galten nur die 22 Schiffer, die 12 Gerber und die 4 Färber sowie die 10 Wirte als wohlhabend, alle anderen, etwa die Bäcker, Hafner, Krämer, Metzger, Sattler, Schneider, Schreiner, Schuhmacher, Seiler, Wagner oder Zimmerleute litten an der Überbesetzung

3 A. Ch. Trautwein, Handschriftliche Selbstbiographie (in Privatbesitz), S. 8 ff.

4 Vgl. H. Fautz, Die Flurnamen von Schiltach im Amt Wolfach, Heidelberg 1941, S. 9f. — Vgl. auch: G. Elwert, Stamm- und Familienbuch der Familie Dorner aus Schiltach, Schwäbisch Hall 1932, S. 35. — Mündliche Überlieferung in Schiltach.

5 Vgl. M. Mayer, Eine durch Franzosen gestörte Konfirmation, in: Evangelisches Kirchenblatt von Schiltach-Lehengericht Nr. 2/1929. — Vgl. auch: Schiltach — Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, a. a. O., S. 110.

6 Vgl. H. Fautz, Die alten Lagerbücher als Quellen für die Geschichte der Gemeinden Schiltach-Stadt und Lehengericht. Schiltach erhält das Stadt- und Marktrecht, in: Die Ortenau 33 (1953), S. 72—88, hier S. 74f.

ihrer Berufe, klagten über wenig Arbeit und geringen Verdienst und hatten oft nicht das Geld, um sich die notwendigen Materialien zu beschaffen. Viele von ihnen werden einfach als „arm“ oder „schlecht bemittelt“ bezeichnet, mit dem Zusatz, daß sie mangels Arbeit sich als Tagelöhner verdingen mußten.<sup>7</sup> Möglich war eine Existenz nur als „Ackerbürger“: Während der Mann seinem Handwerk nachging oder als Floßknecht und Waldarbeiter etwas Bargeld verdiente, rackerten sich die Frau und die Kinder auf den steilen und steinigen Äckern ab und versorgten die Kuh oder einige Geißen, die bis in unser Jahrhundert hinein in fast jedem Hause standen. Wie schlecht die Lebensverhältnisse tatsächlich waren, das beweisen nicht zuletzt die Auswanderungen des vorigen Jahrhunderts, in dem zahlreiche Schiltacher in den Vereinigten Staaten und in Südamerika eine neue Heimat suchten.<sup>8</sup>

Unsere Stadt und ihre Bewohner, das zeigt der Blick in die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der letzten Jahrhunderte mit bedrückender Deutlichkeit, waren weder von den Zeitläuften noch von den natürlichen Grundlagen der Lebensbedingungen begünstigt oder von ihnen auch nur wenigstens ab und zu in Ruhe gelassen worden. Im Gegenteil, die Sorgen und Nöte, die das Dasein den Menschen sowieso nicht erspart, wurden sehr oft durch Katastrophen zusätzlich beschwert und vergrößert, die ihre Ursachen ganz offenkundig in der Ungunst der Lage unseres Ortes besaßen: Die engen Täler, deren Bäche zu reißenden Flüssen anschwellen können; die steilen Hänge, die eine landwirtschaftliche Nutzung mühsam und wenig ergiebig machen; die vorbeiführende Straße, die Freund und Feind sehr leicht den Weg nach Schiltach finden ließ; das felsige und abschüssige Terrain des Städtchens selber, das schwer und nur mit großem Aufwand zu bebauen war und dessen verwinkelte Enge den verheerenden Bränden geradezu Vorschub geleistet hat.

Es ist kein Geheimnis, daß — wenn ich mich so ausdrücken darf — „die Last seiner Lage“ Schiltach bis heute drückt: Im Landesentwicklungsplan gilt der Raum unserer Gemeinde zugleich als „strukturschwach“ und als „von der Natur benachteiligt“.<sup>9</sup> Und Bürgermeister Peter Rottenburger, der sich in einem Beitrag für das soeben erschienene Schiltachbuch mit den strukturellen Problemen seiner Stadt auseinandergesetzt hat,<sup>10</sup> nennt einige aktuelle kritische Punkte der Gemeindeentwicklung: An erster Stelle stehen die rückläufigen Einwohnerzahlen, auch auf Grund von Wanderungsverlusten, vor allem von jüngeren Einwohnern mit qualifizierter Ausbildung, die in Schiltach oft nicht die entsprechenden Arbeitsplätze finden können. Drückend sind die

7 Vgl. H. Fautz, Die Handwerkszünfte in einer Schwarzwälder Kleinstadt, in: Mein Heimatland 26 (1939), S. 211—221, hier S. 218f. — Vgl. auch: Schiltach — Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, a. a. O., S. 299ff.

8 Vgl. die Bevölkerungsentwicklung von Schiltach und Lehengericht, in: Schiltach — Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, a. a. O., S. 449. — Vgl. auch: H. Fautz, Abriß der Geschichte der Stadt Schiltach, Schiltach 1953, S. 9.

9 Vgl. auch: Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden, Bd. 1, Stuttgart 1974, Kartenbeilage Nr. 5.

10 P. Rottenburger, Schiltach — gestern — heute — morgen, in: Schiltach — Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, a. a. O., S. 370—378.

Verkehrsprobleme, die sich durch die Enge von Stadt und Landschaft zu einer immer größer werdenden Belastung summieren. Schwierig ist auch die Neuweisung von Industrie- und Gewerbeflächen oder von Wohngebiete, die immer mehr an die Grenzen der beengenden Tallage stößt.<sup>11</sup>

Was wir vorher als die „Last der Lage“ unserer Stadt bezeichnet haben, erweist sich immer mehr als das eigentliche Kontinuum ihrer Existenz, als ihre strukturelle Schwäche in Vergangenheit und Gegenwart; man ist fast versucht, von einem „Geburtsfehler“ zu sprechen, der früher wie heute die Vielzahl der Katastrophen, Nöte und Probleme wenn nicht verursacht, so doch begünstigt hat.

Damit sind wir bei der entscheidenden Frage angelangt, die sich beim Anblick unserer Stadt, beim Lesen in ihrer Vergangenheit und bei der Beschäftigung mit ihrer Gegenwart stellt: Die Frage, welchen Kräften und Motiven sie ihre Existenz überhaupt zu verdanken hat, oder: Wie es gekommen ist, daß sich an dieser Stelle des oberen Kinzigtals die Stadt Schiltach gebildet und entwickelt hat.

Eine solche Fragestellung ist geschichtlich, erwartet sie doch die Antworten von einer Befragung der Vergangenheit und fordert sie ein Vorstoßen auf Anfänge, eine Klärung von Ursprüngen in längst verschwundenen Zeiten, die aber offenbar bis heute nachwirken und damit, wenn vielleicht auch in veränderter Form, immer aktuell geblieben sind.

Der Weg zurück ist nicht ganz einfach. Da ist einmal die gewaltige Distanz, die uns von diesen gesuchten Anfängen trennt: 700 Jahre und mehr oder etwa 30 Generationen. Sodann das Eintauchen in eine uns nicht mehr recht verständliche, fremde Welt, nämlich die des Hochmittelalters, als die Könige und Kaiser aus dem schwäbischen Geschlecht der Staufer regierten, als in den Städten die Baustellen für Münster und Dome eingerichtet wurden, und als die Ruinen und Trümmer auf unseren Bergen noch wehrhafte Burgen waren, von denen aus ein kriegsgewohnter und waffengeübter Adel das Land mit seinen Kirchen und Klöstern, Dörfern und Städten beherrschte.

Eine solche adelige Gesellschaft traf sich am 1. Mai des Jahres 1280 zwecks Abschlusses eines Gütergeschäftes „in der halben mile“, eine Örtlichkeit, deren Lage in der darüber ausgestellten Urkunde durch den Zusatz „zwischen Wolfach und Schiltach“ präzisiert wurde.<sup>12</sup> Nach Halbmeil — vielleicht in den dortigen „Engel“, der als Wirtschaft sehr früh belegt ist<sup>13</sup> — waren gekommen die Inhaber der Herrschaften Hornberg, Triberg und Wolfach, sowie der Herzog Ludwig von Teck mit seinen beiden Söhnen,<sup>14</sup> die im oberen Kinzigge-

11 Vgl. ebda.

12 GLA 21/268. — Diese Urkunde ist abgebildet in: Schiltach — Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, a. a. O., S. 58.

13 Vgl. F. Disch, Chronik der Stadt Wolfach, Wolfach 1920, S. 129.

14 Vgl. auch: H. Fautz, Siebenhundert Jahre Schiltach, in: Die Ortenau 55 (1975), S. 188—206, hier S. 189f.



biet so wichtige Rechte wie die Vogtei des Klosters Alpirsbach und die Burg Schilteck besaßen.<sup>15</sup> Um Schiltach ging es bei diesen Verhandlungen sicher nicht — es wird nur als geographischer Punkt genannt — doch bestätigt diese Erwähnung die Existenz unseres Ortes, nachdem er und seine Pfarrei schon im Jahre 1275 erstmals aktenkundig geworden war.<sup>16</sup> Und ohne Zweifel läßt sich unser heute zu feierndes Jubiläum auf diese Urkunde von 1280 stützen, auch wenn sie Schiltach noch nicht als Stadt, nur als Ort oder Siedlung ohne irgendeine rechtliche Charakterisierung ausweist.

Eine solche läßt jedoch nicht mehr lange auf sich warten: Schon 1293 lesen wir von „Bürgern in Schiltach“,<sup>17</sup> und damit ist, da Bürger nur in einer Stadt, nicht in einem Dorf beheimatet sein können, die städtische Eigenart von Schiltach endgültig erwiesen.

Auf der Suche nach den frühesten Nennungen unseres Ortes sind wir also bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts vorgestoßen, in der wir zwischen den Jahren 1275 und 1293 die ersten Hinweise auf unser Schiltach, und zwar als einer Stadt, gefunden haben.

Bürger zu sein, in einer Stadt zu wohnen, das war in der damaligen Zeit durchaus eine Besonderheit, die vielleicht 10% der deutschen Bevölkerung, die sonst bäuerlich lebte, vergönnt war. Bürgerrechte bedeuteten weniger Abhängigkeit und mehr Freiheit, weniger Abgaben und Lasten; sie bedeuteten auch größere wirtschaftliche Möglichkeiten in Handel und Gewerbe und nicht zuletzt stärkeren Schutz hinter festen Stadtmauern. Seit dem 12. Jahrhundert war eine Welle von Stadtgründungen über das Reich hinweggegangen, mit denen Herrscher wie Friedrich Barbarossa oder Fürsten wie die Herzöge von Zähringen sich angesichts eines lebhaften Aufschwungs des Fernhandels die wirtschaftlichen Vorteile des Besitzers von Städten und Märkten sicherten.

Vor diesem Hintergrund kann die Existenz einer „Stadt Schiltach“ in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nicht mehr überraschen; und doch bleiben Fragen angesichts der festgestellten Standortnachteile und ihrer ärmlichen Entwicklung, nämlich: welche Absichten wohl welchen adeligen Herren dazu bewogen haben, diese Gründung, wohl etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts, ins Leben zu rufen.

Wenden wir uns auf der Suche nach Antworten zunächst den Örtlichkeiten zu, die Stadtherren und Stadtgründer im Mittelalter zu bewohnen pflegten, den Burgen, von denen sich auch eine auf dem Schloßberg über unserer Stadt erhob.<sup>18</sup>

---

15 Vgl. dazu: I. Gründer, Studien zur Geschichte der Herrschaft Teck, Stuttgart 1963, S. 25f., R 111.

16 Liber decimationis, hg. von W. Haid, in: FDA 5 (1870), S. 1—303, hier S. 40. — Vgl. auch: H. Fautz, Siebenhundert Jahre Schiltach, a. a. O., S. 188f.

17 WUB 10, S. 177f.

18 Vgl. H. Fautz, Burg und Stadt Schiltach, in: Die Ortenau 50 (1970), S. 291—312.



Die geringen dort noch vorhandenen Reste lassen kaum mehr erahnen, daß das *Schloß Schiltach*“, wie es in den Urkunden heißt, einst eine große und stolze Anlage gewesen war. Der Merian-Stich von 1643 zeigt sie noch in voller Größe, mit ihrem an den Halsgraben gestellten Bergfried, dem an die Talseite gebauten hohen Palas, der Ringmauer mit ihrem Wehrgang und den ganzen notwendigen Nebengebäuden — eine Anlage, die wohl um die Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet worden ist. (Bild S. 10)<sup>19</sup>

Es war im Jahre 1324, als eine nicht ganz alltägliche Besucherin an das Tor dieser Feste klopfte und verlangte, vor den Burgherrn geführt zu werden. Auf dem Wege nach Wittichen, wo sie auf Grund göttlicher Eingebung ein Kloster gründen wollte, war die fromme Schwester Luitgard auf die Burg Schiltach gekommen, deren Herr, der Herzog Hermann II. von Teck, freilich wenig entzückt war, bettelte sie doch um Almosen für eine Sache, die ihm offenkundig nicht behagte: Zornentbrannt hätte er Luitgard aus der Burg hinauswerfen lassen, wenn dieser nicht die Herzogin beigestanden hätte und ihr, nach einigem Hin und Her, schließlich einige Geldstücke mitgeben durfte, nach deren Zählung es aktenkundig ist, daß man sich von Schiltach aus mit ganzen 5 Hel- lern an der Gründung des Klosters Wittichen beteiligt hat.

So bemerkenswert diese Erfahrung für Luitgard gewesen sein mag, so wichtig ist für uns diese Episode aus ihrer Biographie<sup>20</sup> in geschichtlicher Hinsicht: Der Herzog Hermann II. von Teck, dem sie damals im Jahre 1324 begegnete,<sup>21</sup> ist nämlich der erste nachweisbare Bewohner und Besitzer der Burg Schiltach und gleichzeitig Angehöriger einer der mächtigsten und vornehmsten süddeutschen Adelsfamilien, die sich nach der gleichnamigen Burg am Rande der Schwäbischen Alb benannte.

Herzöge von Teck sind uns schon einmal begegnet: In der unserem Jubiläum zugrunde liegenden Urkunde von 1280 und zwar der Vater und der Großvater Hermanns II., die sich damals in Halbmeil aufgehalten hatten. Diese Belege lassen den wohlbegründbaren Schluß zu, daß es die Herzogsfamilie von Teck gewesen war, die Schiltach im 13. Jahrhundert besaß und die dann auch, da die Burg und die Stadt in eben diesem Zeitraum entstanden sein müssen, beide Anlagen begründet hat.<sup>22</sup>

Herzöge von Teck als die gesuchten Gründer von Burg und Stadt Schiltach — diese Information wirft sofort die neue und schwerwiegende Frage auf, wieso denn gerade dieses hochadelige Geschlecht dazugekommen war, sich auf diese Art und Weise im Mündungswinkel von Kinzig und Schiltach niederzulassen.

19 M. Merian, Schiltach, in: Topographia Sueviae (1643).

20 Leben der seligen Luitgart, der Stifterin von Wittichen, von dem Pfarrer Bertholt von Bombach, in: F. J. Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 3, Karlsruhe 1863, S. 438—468, hier S. 451.

21 Vgl. I. Gründer, Teck, a. a. O., Stammtafeln S. 44ff.

22 Vgl. dazu weiter: H. Harter, Kirche, Burgen und Stadt — Die geschichtlichen Anfänge Schiltachs im Mittelalter, in: Schiltach — Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, a. a. O., S. 42—64.

Die vor einigen Jahren auf dem „Schlöbleberg“ über der Staig begonnenen Grabungen haben hier auf archäologischem Wege Licht in das geschichtliche Dunkel gebracht: In Gestalt einer Befestigungsanlage mit dem Namen „Willenburg“ hatte schon vor der Gründung von Schiltach in unserem Gebiet ein Herrschaftszentrum bestanden, das — nach Ausweis der gemachten Funde — nochmals um ein Jahrhundert weiter, in die Zeit um 1130/40 datiert.<sup>23</sup>

Damals aber wurde das obere Kinziggebiet, wie seit der Kreisreform neuerdings wieder, von Rottweil aus verwaltet, und zwar durch die Herzöge von Zähringen, die freilich auch in der Ortenau und im unteren Kinzigtal Rechte besaßen. In den Zusammenhang der Politik dieser Zähringer, die darauf ausgerichtet war, ihre Position auf beiden Seiten des Schwarzwaldes zu einem einheitlichen Herrschaftsgebilde zusammenzufügen, muß auch die Errichtung der Willenburg gehören.<sup>24</sup> Der Beweis für diese Aussage liegt, bei dem Fehlen jeglicher schriftlicher Überlieferung, in dieser zwar verhältnismäßig kleinen, aber doch recht starken Burg selber: Die Staig, über der sie thronte, war im 12. Jahrhundert von ihrer Beschaffenheit her möglicherweise zwar auch nur, so wie heute, ein immer schlechter werdender Waldweg, von ihrer Bedeutung jedoch nicht weniger als ein wichtiges Teilstück einer überregionalen Verkehrsverbindung. Ich meine die sogenannte „Kinzigtalstraße“, die Hauptstrecke für den Verkehr zwischen dem Oberrhein mit seiner Metropole Straßburg und dem Land am oberen Neckar und von dort weiter zum Bodensee. Schon die Römer hatten vor 1900 Jahren die Verkehrsgunst des Kinzigtales, das als einziges der Schwarzwaldtäler dieses Gebirge ganz von Osten nach Westen durchquert, herausgefunden und hier eine befestigte Straße durchgezogen.<sup>25</sup> Diese Verkehrsmöglichkeiten wurden nie mehr vergessen, dafür zeugen beispielsweise die Reiserouten deutscher Herrscher wie Otto der Große, Konrad II. oder Heinrich III., die ihren Weg von Straßburg nach Ulm durch das Kinzigtal genommen haben.<sup>26</sup>

Die Rede war von der Willenburg, die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf einem diesen Straßenzug überragenden Berggipfel erbaut worden war, und zwar ganz augenscheinlich in der Absicht, von ihr aus die unten vorbeiführende Straße zu kontrollieren und zu beherrschen. Das politische Interesse daran, aber auch die rechtlichen Möglichkeiten dazu können nur den Herzögen von Zähringen zugesprochen werden, die, wohl von Rottweil her, diese schon im angrenzenden Schwarzwald gelegene Position besetzt und ausgebaut haben.

23 Vgl. dazu: H. Harter, Die Willenburg, in: Die Ortenau 50 (1970), S. 274—291.

24 Vgl. ebda., S. 287ff.

25 Vgl. dazu: H. Fautz, Die Landstraßen im oberen Kinzigtal, in: Die Ortenau 45 (1965), S. 169—183, hier S. 169 ff. — R. Nierhaus, Römische Straßenverbindungen durch den Schwarzwald, in: Berichte zur Deutschen Landeskunde 31/2 (1963), S. 253—283.

26 Vgl. die entsprechenden Herrscheritinerare, beispielsweise bei Th. Mayer, Mittelalterliche Studien, Darmstadt 1963, Kartenbeilagen.

Noch im endenden 12. Jahrhundert kam es im Hause Zähringen jedoch zu einer Erbaufteilung, die nicht nur die Abtrennung von ganzen Besitzkomplexen an der Alb und am oberen Neckar, sondern auch die Abspaltung eines Familienzweiges mit sich brachte, der sich unter dem Namen „*Herzöge von Teck*“ selbständig machte und fortan seine vom Hauptstamm getrennten Wege ging. Es ist nicht anders erklärbar, als daß damals auch die Willenburg und die zu ihr gehörenden Rechte von den Zähringern an die Tecker weitergegeben wurden, so daß jetzt geklärt ist, weshalb diese Familie in unserem Raum besitzmäßig präsent und politisch aktiv werden konnte: Es war zähringisches Erbe, über das die Herzöge hier verfügten und das in Gestalt der Willenburg und wahrscheinlich auch der Schiltacher Pfarrkirche konkret zu fassen ist.<sup>27</sup>

Sie sehen, die Fragen, die sich um das Werden und die frühe Existenz unserer Stadt ranken, lassen sich nicht an Ort und Stelle und nur lokal behandeln, sie führen in die Interessen und die Politik so bedeutender südwestdeutscher Adelsfamilien wie die Herzöge von Zähringen und von Teck hinein und können nur aus deren politischem Wollen und Handeln heraus beurteilt und gelöst werden.

Insofern muß es besonders interessieren, daß das Haus Teck mit dem *Herzog Ludwig I.* um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine herausragende Persönlichkeit besessen hat, deren politischer Ehrgeiz auf die territoriale Zusammenfassung der teckischen Besitzungen und Rechte am oberen Neckar und im angrenzenden Schwarzwald gerichtet war. Er übernahm nicht nur die Schutzherrschaft über das Kloster Alpirsbach, sondern begründete auch die Städte Oberndorf und Rosenfeld, ließ den Markt Dornhan ummauern, die Burg Wasseneck verstärken und schließlich die Burg Schilteck bei Schramberg errichten.<sup>28</sup>

Etwa um die Zeit um 1250 hatten wir nun auch den Bau der Burg Schiltach und die planmäßige Gründung unserer Stadt angesetzt und für beide Aktionen das Herzogsgeschlecht Teck verantwortlich machen können. Die Schlußfolgerung ist nun nicht schwer zu ziehen, daß nämlich die Begründung von Burg und Stadt Schiltach ebenfalls im Rahmen dieser großangelegten Territorialpolitik Ludwigs I. von Teck erfolgte, daß er also die Persönlichkeit ist, der wir die Existenz unseres Ortes zu verdanken haben.

Und was die Motive des Herzogs betrifft, so braucht über sie nun auch nicht mehr weiter gerätselt zu werden: Zu offensichtlich ist die Lage unserer Stadt an der Kinzigtalstraße, die in Schiltach auch „Rottweiler Straße“ genannt wurde — eine Bezeichnung, in der sich ihre ganze Funktion und Bedeutung widerspiegelt. Gerade hier begann ja das schwierigste Teilstück dieses Weges, die Überwindung des fast 400 Meter betragenden Höhenunterschiedes zwischen Kinzigtal und der Hochfläche des oberen Neckars, die ihm mit seinen

<sup>27</sup> Vgl. dazu auch: H. Harter, Kirche, Burgen und Stadt, a. a. O.

<sup>28</sup> Ebda.



Steigungen zwischen 12 und 25 % zu Recht ja auch den Namen „Staig“ eingetragen hat.<sup>29</sup> Der mittelalterliche Verkehr mit seinen ohnehin nur kurzen Tagesetappen um die 20 oder 25 km benötigte vor der Überwindung einer solchen Steilstrecke Hilfestellungen in Form von Werkstätten, Ställen, Herbergen und Gasthäusern, wo man Pferde wechseln, Vorspann nehmen, die Lasten halbieren, Reparaturen durchführen oder einfach Rast einlegen konnte.

Das Bedürfnis nach solchen Dienstleistungen muß nun im 13. Jahrhundert als Folge des Aufblühens des Städtewesens und des mit ihm verbundenen Handels stark angewachsen sein, so daß möglicherweise schon vor 700 Jahren der Herzog Ludwig von Teck sich in seiner Herrschaft Schiltach vor ein schwieriges Verkehrsproblem gestellt sah. Er begriff es als Chance, nämlich als Chance sich, modern gesprochen, durch die Schaffung eines solchen Dienstleistungszentrums wirtschaftlichen Profit und herrschaftspolitische Vorteile zu sichern. Die Form, die er zur Erreichung dieser Ziele gefunden hat, war die Gründung einer kombinierten Burg-Stadt-Anlage, bei der die Stadt als Wirtschaftszentrum diente und die sie überhöhende Burg den herrschaftlichen und militärischen Faktor darstellte. Mit einem Wort: Unser Schiltach verdankt seine Existenz den wirtschaftlichen und politischen Interessen und dem herrschaftlichen Willen eines hochadeligen Territorialherren, der sich vor über 700 Jahren ohne Rücksicht auf die topographischen, geographischen und landschaftlichen Nachteile diesen Platz sichern und seinen Zielen dienstbar machen wollte. Danach hatten sich auch die durch das Bürgerrecht angelockten Einwohner zu richten und sich, wie es in einem Bericht des 16. Jahrhunderts heißt, als Handwerker und Wirte von der bei ihnen durchführenden Landstraße zu ernähren.<sup>30</sup> Es spricht für sich, wenn die herrschaftliche Zollstätte in Schiltach schon im Jahre 1365 in den Quellen belegt ist, die übrigens noch im 18. Jahrhundert zu den aufkommenstärksten des gesamten Herzogtums Württemberg gehörte.<sup>31</sup> Und wenn den abzugsbereiten Schiltachern nach dem Stadtbrand von 1590 das Bleiben befohlen wurde, so geschah dies aus genau dem gleichen Grunde, nämlich wegen der Wahrung der herrschaftlichen Rechte an der so wichtigen Rottweiler Straße.

Blicken wir kurz zurück: Planmäßig und als bewußt politischer Akt ist unsere Stadt Schiltach um die Mitte des 13. Jahrhunderts ins Leben gerufen worden. Wirtschaftliche und politische Interessen haben ihre Entwicklung ermöglicht, wobei es freilich ihren Bürgern überlassen blieb, mit den von ihrem Gründer und ihren Herren voll in Kauf genommenen nachteiligen Standortbedingungen fertig zu werden. Ist so aus der Schiltacher Geschichte mehr von Armut als von Reichtum, mehr von Katastrophen als von glücklichen Zeiten, mehr von Widrigkeiten und Händeln als von friedlichem Wachsen und Blühen zu

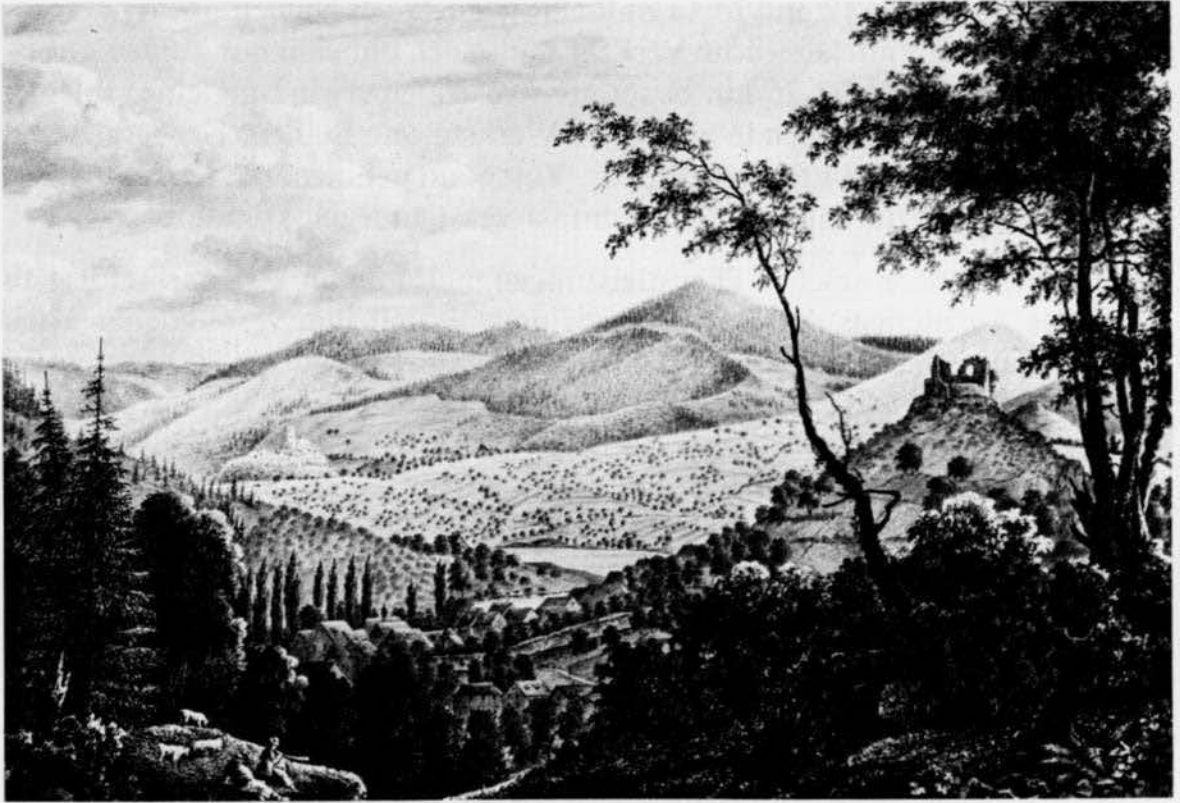
---

29 Vgl. auch: H. Fautz, Landstraßen, a. a. O.

30 Vgl. H. Fautz, Stadtbrände, a. a. O., S. 25.

31 Vgl. H. Fautz, die Hauptzollstätte zu Schiltach, in: Schiltach — Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, a. a. O., S. 115—117.





*Schiltach. Zeichnung von Maximilian von Ring 1828*



*Der Marktplatz von Schiltach. Unbekannter Künstler, 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts*

berichten, so bleibt uns heute außer dem Stolz auf das, was uns die Vergangenheit hier trotzdem hinterlassen hat, vor allem die Freude darüber, daß Schiltach unter den Bedingungen unserer Zeit darangehen kann, seine historisch verursachten Nachteile auszugleichen, ohne dabei jedoch den Blick für das in seinen Mauern Gewordene zu verlieren.

# Die Besitzungen des Klosters Tennenbach im Kinzigtal

*Manfred Hildenbrand*

Eines der wichtigsten Quellenwerke für die südwestdeutsche Landesgeschichte ist das Tennenbacher Güterbuch<sup>1</sup>. Es zählt die umfangreichen Besitzungen des Zisterzienserklosters Tennenbach auf, das zwischen 1158 und 1161 gegründet und vermutlich durch Vermittlung Herzog Bertholds IV. von Zähringen mit Mönchen von Hochburgund besetzt wurde<sup>2</sup>. Durch zahlreiche Schenkungen, vor allem aus den Kreisen des zähringischen Dienst- und Lehensadels, in zunehmenden Maße auch durch Kauf erwarb das Kloster Tennenbach in den ersten anderthalb Jahrhunderten seines Bestehens einen sehr ausgedehnten Grundbesitz von über 200 Besitzungen in der Rheinebene, im Dreisam-, Elz- und Kinzigtal und auf der Baar<sup>3</sup>. Bis in das 15. Jahrhundert konnte das Kloster seine Besitzungen aus den erzielten Überschüssen vermehren. Die größte Blüte scheint das Kloster Tennenbach um die Mitte des 14. Jahrhunderts erreicht zu haben, in der Zeit, als auch sein Güterbuch (1317—1341) entstand. Zwar zeigt uns das wertvolle Urbar das Kloster auf der Höhe seiner wirtschaftlichen Entfaltung, aber es ist doch nicht mehr die typisch zisterziensische Klosterwirtschaft, weil die ursprüngliche Eigenwirtschaft vieler Grangien zugunsten eines Systems der Verpachtung (*locatio*) aufgegeben worden war<sup>4</sup>.

Unter den insgesamt 233 Orten, in denen das Güterbuch Besitzverhältnisse des Klosters Tennenbach aufzählt, finden wir zwei, Haslach i. K. und Steinach, aus dem Kinzigtal<sup>5</sup>. Schon Martin Wellmer<sup>6</sup> weist darauf hin, daß das von Friedrich von der Ropp erstellte Ortsregister des Tennenbacher Güterbuches

---

1 Das Tennenbacher Güterbuch (1317 — 1341), bearbeitet von Max Weber und Günther Haselier, Alfons Schäfer, Hans-Georg Zier, Paul Zinsmaier. Mit Registern von Friedrich v. der Ropp. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Quellen, 19. Band, Stuttgart 1969, XLVII und 694 Seiten. Der umfangreiche Originalkodex besteht aus 352 Pergamentblättern und wird im Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe aufbewahrt.

2 Paul Zinsmaier, Zur Gründungsgeschichte von Tennenbach und Wonnental. In: ZGO 98, 1950, S. 470 — 279; Helmut Maurer, Die Tennenbacher Gründungsnotiz. In: „Schau-ins-Land“ 90, 1972, S. 205 — 211. Die wichtigste Literatur zum Kloster Tennenbach findet man bei Hermann Schmid, Die Schicksale der Zisterzienser-Abtei Tennenbach nach der Säkularisation 1806 — 1836. In: „Die Ortenau“ 60, 1980, S. 157 — 171; derselbe, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802 — 1811, 5. Die Zisterzienser-Abtei Tennenbach. In: Freiburger Diözesan-Archiv 99, 1978, S. 298 ff; Das Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Einleitung, S. XIII — XLVII; Martin Wellmer, Bericht über das Tennenbacher Güterbuch. In: „Schau-ins-Land“ 89, 1971, S. 5 — 20; Josef Michael Moser, Das Ende des Klosters Tennenbach, Emmendingen 1981.

3 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Einleitung, S. XIV.

4 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Einleitung, S. XIX.

5 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Spalte 465, S. 199, Spalte 1095/1096/1097, S. 448/449.

6 Martin Wellmer, a.a.O., S. 12/13.

zahlreiche Irrtümer enthält. Zu den gravierensten Fehlern gehört die pauschale Lokalisierung von Haslach<sup>7</sup> nach Haslach, Stadtkreis Freiburg i. Br. Mit Haslach bei Freiburg dürfte das unter „Harde“<sup>8</sup> genannte „in Haseler ban“ sowie „Bart de Hasela“ gemeint sein, ebenso der unter „Kenzingen“<sup>9</sup> erwähnte „Frutsch de Hasela“ und die unter „Talhausen“<sup>10</sup> genannte „Ottinen de Hasela“. Auch die Matte „ze nidern Hasela“<sup>11</sup> unter „Wendlingen“ und die „agri wider Hasela“<sup>12</sup> unter „Uffhausen“ sind sicherlich nach Haslach bei Freiburg zu lokalisieren. Der unter „Castelberg“ und „Emmendingen“ genannte „C. us der Hasela“<sup>13</sup> dürfte jedoch nicht für Haslach bei Freiburg in Frage kommen, wahrscheinlich nannte er sich nach einem Haslach im Raume Emmendingen, vermutlich nach Haslach im Simonswälder Tal, das dann unter „Emmendingen“ auch zweimal zu finden ist: „Item in der Hasela“ und „Primo in der Hasela“<sup>14</sup>. Die Bezeichnung „in der Hasela“ wird im 14. und 15. Jahrhundert oft für Haslachs Simonswald gebraucht<sup>15</sup>.

Völlig abwegig ist es jedoch das unter Spalte 465<sup>16</sup> genannte „Hasela“ nach Haslach bei Freiburg zu lokalisieren, wie dies die Herausgeber des Tennenbacher Güterbuches tun. Haslach bei Freiburg war im 14. Jahrhundert ein kleines Dorf, das keine Stadtmauer und keine Stadttore besaß. Aber gerade diese Merkmale einer mittelalterlichen Stadt treffen damals schon auf Haslach im Kinzigtal zu<sup>17</sup>. Sie werden bei den Besitzungen unter dem erwähnten „Hasela“ genannt. So wird als Tennenbacher Besitz ein Obstgarten („pomerium“) entlang der Stadtmauer von anderthalb Morgen angegeben („situm propre murum civitatis“). Er lag zwischen dem Weidengarten und dem Garten, der „Seyler“ genannt wurde. Noch heute gibt es in Haslach i. K. eine „Seilerbahn“, die im Bereich der ehemaligen Stadtmauer liegt. Für dieses Grundstück mußte der Pächter Johannes Koler an Martini an das Kloster Tennenbach einen Zins von 13 Straßburger Solidi (Schillinge) und 12 Straßburger Denare (Pfennige) bezahlen. Die engen Beziehungen, die Haslach im Kinzigtal zu Straßburg<sup>18</sup> damals unterhielt, machen die Straßburger Währung erklärlich. Noch Anfang des 14. Jahrhunderts hatte der Bischof von Straßburg Besitzrechte an der Haslacher Kirche. Erst die Grafen Götz und Johann von Für-

7 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Ortsnamenregister, S. 592.

8 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Spalte 443, S. 192.

9 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Spalte 607, S. 261, Spalte 608, S. 262.

10 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Spalte 1108, S. 452.

11 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Spalte 1262, S. 516.

12 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Spalte 1297, S. 527.

13 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Spalte 161, S. 89, Spalte 242, S. 131.

14 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Spalte 247, S. 134.

15 Vgl. die entsprechenden Belege bei Albert Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, I, S. 859.

16 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., S. 199.

17 Haslach im Kinzigtal wird bereits 1278 als „oppidum“ bezeichnet, das heißt nach dem damaligen Sprachgebrauch eine befestigte Stadt mit Stadtmauer, Graben, Stadttore und sonstigen Befestigungen. Vgl. Manfred Hildenbrand, Haslach im Kinzigtal — 700 Jahre Stadtrechte. In: Haslach im Kinzigtal — Aus Geschichte und Brauchtum, Haslach i.K. 1978, S. 10.

18 Manfred Hildenbrand, Haslachs Beziehungen zu Straßburg im Laufe der Jahrhunderte. In: „Offenburger Tageblatt“ v. 27. und 19. 11. 1968.



stenberg einigten sich 1328 mit dem Straßburger Bischof über die Rechte an der Haslacher Kirche<sup>19</sup>.

Als weiterer Besitz des Klosters Tennenbach in Haslach i. K. wird im Güterbuch ein Haus mit Speicher und Garten am Unteren Tor („propre portam inferiori“) genannt. Der Pächter Heintzli Smid mußte dafür an das Kloster einen Zins von 15 Straßburger Solidi entrichten. Schließlich besaß das Kloster Tennenbach laut Güterbuch noch ein Haus in Haslach i. K., das dem Kloster von einem „Albertus de Milenbach“ vermacht worden war. Der Zins für den Pächter N. Coler betrug 3 Straßburger Solidi. Mit Sicherheit handelte es sich hier um einen Geber, der aus Mühlenbach bei Haslach i. K. stammte. Verschiedene Mühlenbacher Geschlechter waren damals in Haslach i. K. ansässig. So war beispielsweise Claus von Buchorn Vogt und Schultheiß von Haslach i. K.<sup>20</sup>. Die Herren von Buchorn (auch Buechorn und Buechern) stammten von Mühlenbach. Dort befand sich in einem Seitental, das heute noch „Büchernthal“ heißt, ihre Stammburg<sup>21</sup>.

Das im Güterbuch erwähnte „Mulenbach“<sup>22</sup> ist zweifellos ebenfalls Mühlenbach bei Haslach i. K., was bereits der Herausgeber des Fürstenbergischen Urkundenbuches feststellte. Eine Lokalisierung nach Sexau, wie dies die Bearbeiter des Güterbuches als wahrscheinlich annehmen<sup>22a</sup>, erscheint uns nicht zutreffend. Einer der Pächter der in Mühlenbach bei Haslach i. K. gelegenen Tennenbacher Besitzungen, ein Heinrich Schichtring, mußte für eine Wiese in der Größe von anderthalb „mansmatt“ an das Kloster 4 Solidi und 3 Denare Zins zahlen. Einem zweiten Pächter, einem gewissen Vogel, wurde für eine ebenso große Wiese der gleiche Zins abverlangt.

Zahlreiche Besitzungen des Klosters Tennenbach in Haslach i. K. zählt auch das Urbar des Grafen Wolfgang von Fürstenberg aus dem Jahre 1493 auf<sup>23</sup>. Folgende Haslacher Bürger zahlten demnach Zins für das Pachten von Tennenbacher Grundstücken: Michel Gißler, Conrad Clarer, Hans Cramer<sup>24</sup>, der Truncklin, Hanns Metzger, Bartlin Kuhirt, Ulrich Rapp „vom Zundenbühl“ und Jacob Huserbach „vom Zundenbühl“, der Hammerschmied Hans Kornmayer, Steffan Renn und Meister Ludwig<sup>25</sup>.

In diesem Zusammenhang muß auch eine Schenkung des „Eberhardus de Hasila“ an das Kloster Tennenbach im Jahre 1221 erwähnt werden<sup>26</sup>. Er schenkte

19 Fürstenbergisches Urkundenbuch, II, Tübingen 1877, Nr. 158, S. 165/166, Urkunde v. 15. 4. 1328. Im folgenden FUB abgekürzt.

20 FUB, II, Nr. 70, S. 49, FUB, II, Nr. 277, S. 176.

21 Vgl. Manfred Hildenbrand, Burg Mühlenbach. In: „Die Ortenau“ 50, 1970, S. 446 ff.

22 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Spalte 831, S. 349, vgl. auch FUB, V, Nr. 463, S. 146. Krieger a.a.O., II, S. 230/231 führt mehrere ähnliche Belege an.

22a Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., S. 606.

23 FUB, VII, Nr. 163, S. 297/298.

24 Für eine Matte auf dem „Brugel“, heute „Brühl“.

25 Die beiden letzteren zahlen Zins für je 1 Stück Reben am „Herrenberg“.

26 FUB, I, Nr. 192, S. 104/105, Urkunde v. 17. 5. 121.



dem Kloster Güter. Wo diese Güter liegen, wird in der betreffenden Urkunde nicht genannt. Die Lokalisierung des Eberhard von Haslach nach Haslach bei Freiburg, wie sie der Herausgeber des Fürstenbergischen Urkundenbuches andeutet<sup>27</sup>, erscheint uns als eine reine Hypothese, die auf keinen Fall durch die räumliche Nähe von Tennenbach zu Freiburg-Haslach gestützt werden kann. Eberhard von Haslach wird ausdrücklich als Ministeriale des Grafen Egino V. von Urach-Freiburg, des Ahnherrn des Hauses Fürstenberg, bezeichnet. In der Auseinandersetzung mit Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen um das Erbe der Herzöge von Zähringen konnte sich Egino V. vor allem auf seine beiden Stützpunkte im Kinzigtal, Haslach i. K. und Hausach<sup>28</sup> stützen, was insbesondere durch den Silberbergbau, der damals schon im mittleren Kinzigtal eine Rolle spielte<sup>29</sup>, sehr wichtig war. In und um Haslach i.K. wohnten zu jener Zeit zahlreiche Ministeriale der Grafen von Urach-Freiburg, die den Silberbergbau im Raum Haslach i.K. betrieben und für den Schutz des Bergbaureviere verantwortlich waren<sup>30</sup>. Eberhard von Haslach war mit großer Sicherheit einer dieser Ministerialen.

Unter „Steinach“ werden im Tennenbacher Güterbuch Besitzungen des Klosters in Welschensteinach angegeben. Luzige, die Witwe des Ritters Berthold von Hüfingen, vermachte Tennenbach am 8. 3. 1341 ihr anteiliges Zehntrecht in Welschensteinach „under der kilchen“<sup>31</sup>. Offensichtlich besaß vorher ihr Gemahl, Ritter Berthold, das Zehntrecht in Welschensteinach, welches nach seinem Tode (1316) auf seine Witwe Luzige und seine Tochter Katharina anteilig überging. Nachdem letztere früh starb und ihren Zehntanteil den Herren von Tennenbach übertrug, verfügte Luzige, daß ihr Anteil vorzeitig an das Kloster gehen sollte. Als Zeugen dieses Vertrages werden genannt Markgraf Heinrich von Hachberg, Graf Egen von Fürstenberg, Ritter Rudolf von Schnellingen, Ritter Berthold von Ramstein, Ritter Hamann von Hüfingen sowie der Haslacher Vogt und Schultheiß Claus von Büchern.

Schon 1215 bekam das Kloster Tennenbach von Heinrich von Lahr, einem Ministerialen der Markgrafen Hermann und Friedrich von Baden, ein Gut in der „Breitebnet“ geschenkt<sup>32</sup>. J.B. Kolb lokalisiert die „Breitebnet“ nach Spitzenbach (Gemeinde Siegelau)<sup>33</sup>, was bereits von Heinrich Maurer in Frage

27 FUB, I, S. 105, Anmerkung.

28 Heinrich Büttner, Egino von Urach-Freiburg, der Erbe der Zähringer, Ahnherr des Hauses Fürstenberg. Donaueschingen 1939, S. 17.

29 Vgl. Alfred Schmid, In Haslach gräbt man Silbererz...In: Haslach im Kinzigtal — Aus Geschichte und Brauchtum a.a.O., S. 21 ff.

30 Manfred Hildenbrand, Haslach im Kinzigtal — 700 Jahre Stadtrechte a.a.O., S. 14; derselbe, Gründung und Gründer der Stadt Haslach im Kinzigtal. In: „Die Ortenau“ 54, 1974. S. 265/266.

31 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Spalte 1095/1096, S. 448/449. Vgl. auch FUB, II, Nr. 227, S. 146 sowie Kurt-Erich Maier, Geschichte von Welschensteinach, Waldkirch 1966, S. 45.

32 FUB, I, Nr. 125. S. 79, Urkunde v. 15. 3. 1215.

33 J.B. Kolb, Historisch-statistisch-topographisches Lexikon von dem Großherzogtum Baden, III, Karlsruhe 1816, S. 277.

gestellt wurde<sup>34</sup>. Es handelt sich hier sicherlich um die Breitebene, die bis 1868 zu Freiamt gehörte<sup>35</sup>, heute jedoch zur Gemeinde Hofstetten zählt.

Die Tennenbacher Besitzungen im Kinzigtal lagen an der Peripherie des Klosterbesitzes. Offensichtlich kamen die Grundstücke und Häuser, die als Besitz Tennenbachs im Kinzigtal in den mittelalterlichen Quellen ausgewiesen wurden, nahezu alle als Schenkungen oder Erbschaften in den Besitz des Klosters. Grangien (Wirtschaftshöfe), wie im Breisgau oder in der Baar, die den Klosterbesitz im Kinzigtal in der ursprünglichen Form der Eigenwirtschaft verwalteten, scheint die Abtei Tennenbach hier nicht unterhalten zu haben. Vielmehr werden die Besitzungen Tennenbachs im Kinzigtals alle in Form der Rentengrundherrschaft verwaltet, das heißt, die Besitzungen sind verpachtet. Die Höhe des jeweiligen Pachtzinses wird im Tennenbacher Urbar genau festgehalten.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts hörte die seit der Gründung des Klosters Tennenbach andauernde Blütezeit auf. 1444 plünderten die Armagnaken das Kloster<sup>36</sup>. Abt Michael veräußerte zu Beginn des 16. Jahrhunderts einen Großteil der Tennenbacher Güter, wodurch er 1507 wahrscheinlich abgesetzt wurde<sup>37</sup>. Zu den Gütern, die damals verkauft wurden, gehörten auch die Besitzungen des Klosters im Kinzigtal. Offensichtlich hatte dieser abgesonderte Besitz die Bewirtschaftung und den Einzug der Zehnten in jener Zeit des Niedergangs erschwert. Für eine Jahresrente von 12 Gulden in Gold verkaufte Abt Michael am 3. 7. 1505<sup>38</sup> dem Grafen Wolfgang von Fürstenberg alle Güter und Rechte des Klosters in der Fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal, „besonders in Haslach, Weiler, Bollenbach, Welschensteinach“, unter Auslieferung aller Urkunden und Rodeln. Die Tennenbacher Besitzungen in Mühlenbach werden in der Verkaufsurkunde nicht ausdrücklich genannt, aber wir müssen annehmen, daß mit dem Verkauf „aller Güter und Rechte in der Herrschaft Kinzigtal“ auch die Tennenbacher Grundstücke in Mühlenbach veräußert worden waren.

Mit dem Erwerb der Tennenbacher Besitzungen im Kinzigtal<sup>39</sup> hatte Wolfgang von Fürstenberg, der damalige Hofmarschall Kaiser Maximilians, die Politik der ständigen Vergrößerung des fürstenbergischen Besitzes im Kinzigtal und in der Ortenau fortgesetzt, was zu einer bisher nicht dagewesenen Blüte des Hauses Fürstenberg unter ihm und seinem Bruder Heinrich VII. von Fürstenberg führte.

34 Heinrich Maurer, Die Landgrafschaft im Breisgau, Emmendingen 1881, S. 24.

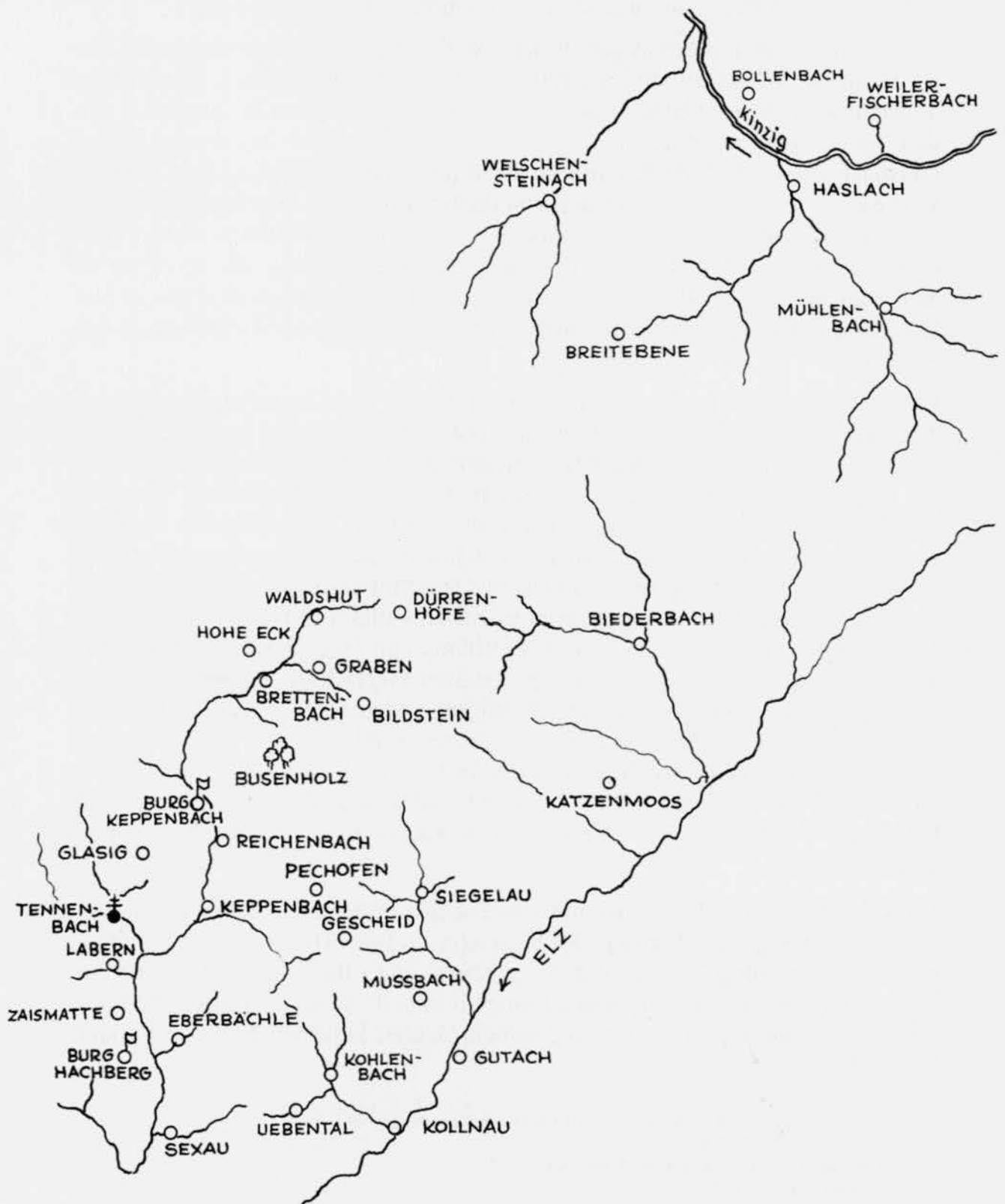
35 Krieger, a.a.O., I, S. 279.

36 Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., Einleitung, S. XV.

37 Kolb a.a.O., III, S. 280.

38 FUB, IV, Nr. 397, S. 362.

39 Die beigelegte Karte zeigt den Besitz des Klosters Tennenbach in Klostersnähe sowie im Kinzigtal. Der Aufzeichnung des Tennenbacher Besitzes in Klostersnähe liegt die Karte von Martin Wellmer zugrunde, vgl. Wellmer, a.a.O. S. S. 17. Sie wurde durch die Besitzungen im Kinzigtal ergänzt. Gezeichnet hat die Kartenskizze Josef Hansmann aus Haslach. Die Karte, die dem Tennenbacher Güterbuch, a.a.O., beigegeben ist, ist fehlerhaft. Die Tennenbacher Besitzungen im Kinzigtal werden auf ihr überhaupt nicht registriert.



Skizze der Tennenbacher Besitzungen in Klostersnähe sowie im Kinzigtal

## Georg Gaisser (1595—1655)

Prior von St. Nikolaus und Herr im Klosterbad Rippoldsau

*Adolf Schmid*

Vom kleinen Benediktinerkloster St. Nikolaus am Fuße des Kniebis<sup>1</sup> hat die Weltgeschichte nur bescheiden Notiz genommen. Doch hat das Rippoldsauer „Klösterle“ in den acht Jahrhunderten seit der Gründung durch St. Georgen<sup>2</sup> um 1140 bis zur Säkularisation 1802 sehr wohl für viele Generationen der Talbewohner seine entscheidende Bedeutung gehabt.

Nicht alle Rippoldsauer Mönche sind uns anonym geblieben. Keiner ist uns freilich noch heute so lebendig in der Erinnerung wie Georg Gaisser. Dabei war er weder Bauherr noch Gelehrter. Aber er läßt uns auch heute noch Anteil nehmen am Leben seiner Zeit, an Rippoldsauer Geschichte, wenn wir uns nur die Mühe machen, in seinen Tagebüchern<sup>3</sup> zu blättern. Es gibt kaum eine lebhafter sprudelnde Quelle zur Geschichte des Schwarzwaldes in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Gaiszers tägliche Notizen, die uns von 1621 bis 1655 über diese von Umwälzungen zerfurchten Jahrzehnte informieren. Dieses Tagebuch ist geprägt von unverstellter Offenheit, von frischer, bisweilen fast geschwätziger Spontaneität und erlaubt es, das Persönlichkeitsbild des Autors nachzuzeichnen.

### *Biographischer Überblick*

Im oberschwäbischen Ingoldingen, einem Ort mit damals großem St. Georgener Klosterbesitz, ist Georg Gaisser am 16. 9. 1595 in der Familie eines Klosteramtmannes geboren. Zu seinem Geburtstag im Jahre 1644 gab Gaisser selbst einen autobiographischen Überblick: Knapp 9 Jahre war der Junge alt, als er

- 
- 1 A. Schmid, Kloster und Pfarrei Bad Rippoldsau. 1965. — W. Müller, Das Benediktinerklösterlein Rippoldsau, in: W. Müller, Die Klöster der Ortenau. Kehl 1978. — H. Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden. Überlingen 1980. S. 317 ff. — A. Schmid, Bad Rippoldsau. Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales. 1979.
  - 2 H. J. Wollasch, Die Anfänge des Klosters St. Georgen im Schwarzwald. Diss. Freiburg 1964. — K. Th. Kalchschmidt, Geschichte des Klosters, der Stadt und des Kirchspiels St. Georgen auf dem Schwarzwald. 1859. — E. Martini, Geschichte des Klosters und der Pfarrei St. Georgen 1859. — J. Ruhrmann, Das Benediktinerkloster St. Georgen auf dem Schwarzwald im Zeitalter von Reformation und Gegenreformation. Diss. Freiburg 1962.
  - 3 Georg Gaisser, Tagebücher (1621—1655), in: Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. 1854. S. 159—528. — Übersetzung der Tagebücher von O. Stemmler, hrsg. vom Stadtarchiv Villingen (Maschinenschr.). Zitiert wird im Text nach der Stemmlerschen Übersetzung. — O. Stemmler, Die Ortenau in Abt Gaiszers Tagebücher, in „Ortenau“ 29, 1949.





*Wahre Abbildung der Wunderthätig schmerzhaften Mutter Gottes in dem Clösterlein S. Nicolai zu Rippoltsau.*

*A Der Hochfürstlich-Fürstenbergische Gesundbronen samt bequemen Gast und Wirtschaftis Gebäuen auch zierlichen Alleen von Lindenbaum.*

*B Der Kniebiss-ein Herzogl. Württemberg. Pass in die Markgr. baadisch Fürstenberg. Lande.*

*1 Kirchen und Clösterlein S. Nicolai Ord. S. Bened. dermahl in Villingen einverleibt.*

*2 Das darzugehörige Mayrhaus. 3 Reichebacherthal u. baurehof. 4 Weg nach Freudenstadt.*

Klosterschüler in St. Georgen/Villingen wurde. Abt war dort Michael Gaisser, der hochverehrte Onkel, der freilich schon im folgenden Jahr starb. Der Nachfolger Martin Stark sandte den talentierten Georg im Mai 1609 zu Studien an die Jesuitenakademie nach Dillingen. 1614 studierte der junge Theologe weiter in Ingolstadt, 1615 an der Universität Freiburg. In Villingen schloß Gaisser sein Studium ab, 1619 wurde er zum Priester geweiht. Er bekam seinen ersten geistlichen Auftrag als Beichtvater der Nonnen von Amtenhausen, die auch zum Klosterbereich von St. Georgen gehörten. Doch scheint er den sittlichen Anforderungen seines Amtes als Beichtvater nicht gewachsen gewesen zu sein. Er verführte die adlige Nonne Amalie von Rothenstein, die bald danach ein Kind von ihm erwartete.<sup>4</sup> Diese Geschichte hing Georg Gaisser noch lange an. 1626/27 lebte G. Gaisser als Prior von St. Nikolaus in Rippoldsau. Diese Zeit soll uns später ausführlich beschäftigen. Am 15. November 1627 wurde er, jetzt 32 Jahre alt, zum Abt von St. Georgen gewählt, als Nachfolger von Melchior Haug (1615—1627), der ebenfalls zuvor Prior in Rippoldsau gewesen war. Gaisser blieb Abt bis zu seinem Tode, 28 Jahre lang, der „tatkräftigste der Äbte St. Georgens“ (Ruhrmann). In diesem Amt war er nicht nur aufmerksamer Chronist; er war vor allem tätig für sein Kloster, dessen Restitution er erleben durfte (1630), dessen vollständige Zerstörung (1633) über ihn hereinbrach; 1637 kam die Brandkatastrophe im neuen Villingener Kloster und 1648 die endgültige Aufgabe des alten Anspruchs durch die Bestimmungen des Westfälischen Friedens.

So viel durchzuhalten war ihm bei seiner stets kränkelnden Natur nicht leicht. Georg Gaisser war zeitlebens schwächlich und anfällig, aus recht verschiedenen Ursachen. Durchaus auffällig ist sein großer Weinbedarf: Er ließ gar oft „guot win kommen“ vom Kaiserstuhl und aus dem Elsaß und dies gewiß nicht nur, um seinen Gästen etwas anbieten zu können (was ihm freilich auch ein Anliegen war!). Gar häufig machte er sich selbst Vorwürfe wegen dieser spezifischen Maßlosigkeit und des „allzu reichlichen Trinkgenusses“ („potus/haustus conducibili largiores“).

Was bei G. Gaisser sympathisch stimmt, das ist einmal seine Abneigung, sich von Titeln und Würden einspinnen zu lassen, zum andern seine Freimütigkeit in der Darstellung der öffentlichen Szene, aber auch sehr intimer Bereiche seines eigenen Lebens. Sicher war er kein strahlender Optimist. So schrieb er z. B. zu seinem Geburtstag 1637: „Legte heute mein 42. Lebensjahr zurück, das zugleich wegen der eintreffenden sechsfachen Siebenzahl kritisch ist“ — und am 16.9.1638: „...Bisher hatte ich kein schönes Leben, möge es künftig schöner werden, wozu Gott mir seine Gnade gebe!“ Und am 11. November desselben Jahres — er war gerade 10 Jahre Abt — schrieb er: „Ich hatte nunmehr des handels genuog!“ Vor allem schmerzte ihn die Unzuverlässigkeit von Freun-

<sup>4</sup> Ruhrmann, J., Das Benediktinerkloster St. Georgen auf dem Schwarzwald im Zeitalter von Reformation und Gegenreformation. Diss. Freiburg 1962. S. 229/230.

den — ein Thema, das ihn immer wieder beschäftigte. Gaisser hatte von seinem Amt eine hohe Auffassung, fand dafür bei seinen Mitbrüdern nicht immer Gegenliebe. Sie erwarteten eher, „daß er ihnen gute Pfründe verschaffte.“ Sah sich der Abt dazu nicht in der Lage, hetzten sie gegen ihn oder weigerten sich, weniger einträgliche und mühevollen Ämter zu übernehmen. Hatten sie sich aber etwas zu Schulden kommen lassen, ließen sie gern den Abt die Sache bereinigen<sup>5</sup>. Einen Ausgleich fand Gaisser wohl, wenn er „unterwegs“ war. Reisefreudig und gesellig war er offensichtlich. Davon gibt sein Tagebuch eine anschauliche Dokumentation.

### *Prior in Rippoldsau 1626/27*

Georg Gaiszers großes Lebensthema war der Dreißigjährige Krieg, die Ausweitung der konfessionellen Auseinandersetzungen zum politischen Machtkampf der europäischen Staaten um die Führung auf diesem Kontinent. Die ersten Aufzeichnungen Gaiszers stammen vom Januar 1621; sie sind noch ohne Bezug zu diesen Ereignissen. Erstmals 1625 berichtete der Chronist vom militärischen Geschehen. Seit 1627 verfolgte er mit gespanntem politischem Interesse die Entwicklung<sup>6</sup>.

Aber hier interessieren vor allem Gaiszers Berichte und Informationen zu seiner Rippoldsauer Zeit, Nachrichten aus dem Rippoldsauer „Klösterle“ und aus „dem Bad“. In Rippoldsau hatte Gaisser u. a. einen großen Klosterbesitz zu verwalten, und es ist informativ, wie er uns Einblick gibt in seine Alltagsgeschäfte mit den Holzfällern, mit den Harzern und Flößern, mit dem Förster. Aber er war natürlich auch Pfarrer einer kleinen Klosterpfarre. Und er war — nicht zuletzt! — im „Sauerbrunnen“, dem alten Klosterbesitz, während der Badesaison der gesellschaftliche Mittelpunkt.

In den letzten Junitagen 1621 hatte G. Gaisser erstmals das Bad „Riepelzau“ besucht, zusammen mit Thomas Engesser, dem Freund und Bürgermeister von Villingen. Sie machten eine Kur, nahmen sich aber auch Zeit zu Ausflügen, z. B. am 1. Juli ins Bad Griesbach, am 5. Juli nach Fridericopolis“ (Friedrichsstadt, Freudenstadt. In den Rippoldsauer Klosterakten lesen wir immer wieder von den „Gaudiopolitani“, den „Charmipolites“ oder den „Freudenstadtenses“). Im Klosterbad genoß Gaisser bereits bei diesem ersten Besuch Geselligkeit und Gesundung. Zwei Jahre später war dann Gaisser erneut zur Kur; der Arzt Dr. Heußler hatte wieder dringend zu einem Aufenthalt in den „Bädern des Sauerbrunnens“ (ad fontes acidulas) geraten.

Vom 15. bis 19. April 1624 war im Villingener Kloster Kapitelsitzung. G. Gaisser notierte zwar die Namen aller Teilnehmer (darunter auch der Rippoldsauer Prior B. Käfer), aber sonst nichts als: „Was in Villingen verhandelt wurde,

<sup>5</sup> Ruhrmann, ebd., S. 231

<sup>6</sup> Ruhrmann, ebd., und passim



wurde nicht den Blättern, sondern dem Herzen anvertraut“. Die Vermutung ist wohl berechtigt: Um den Rippoldsauer Prior Käfer dürfte es bei jener Sitzung gegangen sein.

Im folgenden Sommer 1625 konnte sich der Abt von St. Georgen, M. Haug, selbst ein Bild verschaffen von der „Rippoldsauer Situation“; er verbrachte die Saison im Klosterbad zusammen mit Wilhelm Rink von Baldenstein, dem Bischof von Basel. Und schon wenige Monate später wurde eine harte Konsequenz gezogen. Am 4. Mai 1626 begann wieder die Frühjahrssitzung des Konvents in Villingen, Gaissers Notiz: „Pater Bartholomäus wird zur Einsperrung verurteilt und des Rippoldsauer Priorats für verlustig erklärt. Ich werde zum künftigen Prior eben dieses Ortes bestimmt“.

Barth. Käfer war 1615 als Nachfolger des zum Abt gewählten Melchior Haug nach Rippoldsau gekommen. Schon 1617 mußte ihm ein Verweis erteilt werden<sup>7</sup>: 1) Er sei ins Elsaß verreist und vier Sonntage einfach nicht in seiner Kirche gewesen, ein Gottesdienst sei deshalb nicht gefeiert worden, „welches versäumnis zu vieler seelen unheil und schaden geschehen ist“; 2) der Prior lasse die Wälder derart „verhauen“, daß diesem Unwesen nicht mehr länger zuzusehen sei; 3) des Priors Köchin führe ein solches Regiment im „Klösterle“, als ob sie Prior sei und alle Gewalt bei ihr läge, „welches nicht allein dem Prior spöttlich, den Untertanen und Nachbarn ärgerlich, sondern auch dem Orden verkleinerlich und keineswegs zu dulden ist“. Pater Bartholomäus wurde getadelt in der Erwartung, „er werde sich derob emendieren und hinfüro unklagbar halten“. Bis 1626 hat er sein Rippoldsauer Amt noch ausgeübt, aber das Ende war schlimm. Keine Ermunterung für den Nachfolger!

Georg Gaisser war nun Rippoldsauer geworden. 21. Mai 1626: „Kommen nach Wolfach. Stelle mich dem dortigen Amtmann des Grafen Wratislaw von Fürstenberg vor, komme nach meinem Weggang dort nach Rippoldsau“.

Sofort nahm der neue Klosterherr von St. Nikolaus seine Geschäfte auf. 22. Mai: „Es kommt Johann Heinrich Gilg von Horb, der Verwalter des Rippoldsauer Klosters; er wird auf Bestätigung des Abtes als Verwalter auch von mir angenommen“. Der Wolfacher Amtmann bot ihm seine Hilfe an. Aus der ganzen Nachbarschaft kamen gar viele, um den neuen Prior zu begrüßen und zu beglückwünschen; und jeder brachte auch ein Ehrengeschenk mit — Wild, Fische, Wein. Den „Thomas Armbruster aus dem Seebach“ nahm Gaisser als Hausdiener, für 1 Gulden und 1 Paar Schuhe.

Es war inzwischen Juli, aber Gaisser dachte schon an den kommenden Winter. Es wurden neue Tonkacheln für die Öfen geliefert: „Der Hafner erledigt die beiden Öfen, worauf ich ihn mit 5 Dukaten und 1 Taler entlohne“. Und auch dies gehört dazu: „Nach dem Frühstück studiere ich, danach trinke ich

<sup>7</sup> Mitteilungen aus dem Fürstlich-Fürstenbergischen Archiv (Mitt Fü A) 2, 952.



aus lauter Trübsinn“ (bibo e pura melancholia). Gaisser ging regelmäßig baden, was „erfolgreich und heilbringend“ sein möge; fast täglich wurde der Badegang notiert. In Abständen unterzog er sich einem „Aderlaß“. Am 27. August kamen Patres aus St. Peter; sie hatten in Rippoldsau immer einige Zimmer reserviert. Die Äbte dieses Schwarzwaldklosters und auch der Prälat von Alpirsbach wurden bald Gaiszers beste Freunde. 2. September 1626: „Nehme das Frühstück ein mit dem Wolfacher Amtmann, ebenso den Imbiß bis 4 Uhr, dann gehen wir zum Bade. In dem Hemd eingesessen“ (Dieser Hinweis erscheint bei Gaisser einmalig. Es ist also wohl anzunehmen, daß nackt zu baden der Normalfall und auch im Klosterbad Rippoldsau keineswegs anstößig war). Aber es waren in dieser Saison doch so viele Gäste da, daß sich der Prior nicht allen widmen konnte: „Abreise der Doktoren Ull und Vogler, unzufrieden, weil sie von mir nicht eingeladen wurden“ (10.9.1626).

Natürlich mußte der Prior auch darauf achten, daß seine sonstigen Geschäfte liefen. Der Wald warf genug ab. 22. September: „Besuch von dem Förster, mit dem ich die Wälder durchforsche und dem Cyriak Jehle auszuhauende Flöße anweise..Im Walde auf dem Hütterich gleichermaßen dem Jörgen ein traumflotz vergont worden“. Wir finden in dieser Art viele Hinweise auf die damals einzige Art des Holztransports, eben die Flößerei (traum-trumm? — mundartlich „ein starker Brocken“). Zwei Tage später war Gaisser wieder unterwegs mit dem Förster und mit Thomas Welle, dem er ein Floß bewilligte. Dann speiste er mit dem Förster, „wozu sich einfinden der Bäder und 2 Musikanten (lusores musici), mit denen ich den Tag verbringe“.

In Hecklingen bei Kenzingen hatte das Kloster Rippoldsau seit dem 13. Jahrhundert Besitz, vor allem Weinberge<sup>8</sup>. Gaisser sorgte dafür, daß Arbeiter dorthin zur Weinlese gingen; er selbst reiste nach, „rechnete mit den Hecklinger Bürgern ab“.

Für einige Tage ritt der Prior anschließend in seine Heimat; eine Schwester heiratete. Auf der Rückreise kam er über Amtenhausen ins Kloster Villingen und gab zu Protokoll (26.10.1626): „Trefte alle Konventualen betrunken an“. Tags darauf kam Georg Gaisser zurück nach Rippoldsau. Er hatte einiges zu tun, daß auf den Klostergütern bei Horb die „Einsammlung der Frucht“ gut und ertragreich lief. Aus dem Elsaß bekam er wieder Eßkastanien geliefert; er schätzte sie als Leckerbissen, als köstliche Zutat beim Weintrinken.

Der Weinkonsum war wieder recht beachtlich, 21.1.: „18 Maß Wein<sup>9</sup> in dieser Woche“, 28.11.: „23 Maß Wein“. Aber Gaisser war ja nicht allein, und überdies: „Nachts fordert ein Wälder für seine Frau im Wochenbett eine Portion Wein. Ebenfalls auch untertags, Gilg im Reichenbach“ (20.11.).

---

<sup>8</sup> Fürstenbergisches Urkundenbuch (FUB) L, 233

<sup>9</sup> 1 Maß = 1,5 l

Prior Gaisser wollte aus dem Rippoldsauer Kloster offensichtlich „mehr“ machen: So ließ er auch Buchhändler kommen, um die Bibliothek zu bereichern. Auch Maler bekamen Aufträge, am 3. 12. 1626 erhielt das Kloster u. a. ein Gemälde vom „Urteil Salomons“.

Inzwischen war es Winter geworden. Am 24. Januar 1627 schrieb Gaisser: „Gegen Dämmerung Erdbeben in der Umgegend“, und am 31. 1.: „Wir fingen mehrere Vögel mit der Hand. Eine gewaltige Menge Schnee hatte um das Ende dieses Monats alle Wege durch unser Tal versperrt“. Am 24. Februar gab es bei Gaisers Gottesdienst keine Predigt- „wegen schlechten Besuchs und Kälte!“ Auch in dieser kalten Jahreszeit hatte er viele Gäste, manche nannte er ganz offen auch „Schmarotzer“, z. B. am 21. März „einige Freudenstädter“.

Das tägliche Geschäft ging nebenher ganz munter weiter. Am 22. März verhandelte Gaisser mit dem Förster und Michael Bächle, der nur noch harzen wollte im „Burgwald“, bei der „Steige“ und vom Reinerzauer Wald gegen Wolfach zu; dafür entrichtete er jährlich den vierten Zentner. Neben dem Stammholz war ja die Harzgewinnung für Pech und Terpentin von besonderer Bedeutung für die eigentlich immer gute Haushaltslage des Rippoldsauer Klosters. Der Prior nannte uns auch die Namen seiner Geschäftspartner, u. a. Jodokus Bächle, Johann Weygandt, Thomas Harder, Thomas Welle: „Jährlich soll mir jeder nach Verschleiß des Harzes ein Geschenk von Straßburg bringen von solchem Wert, wie in dem betreffenden Jahr 1 Zentner bezahlt wird“.

Gegen Monatsende begann dann die Karwoche: „Höre das jüngere Volk Beicht in großer Zahl. Gebeichtet haben in diesen 2 Tagen 63 Personen; in Schapbach haben meine Hausbediensteten Johann und Katharina gebeichtet. Morgens hörte ich wieder die Beicht von 3 in Freudenstadt weilenden Personen“. Und noch einmal beichteten 33 Menschen. Am 1. April — es war Gründonnerstag — „Vorlesung des Leidens des Herrn zur Hälfte“, am folgenden Tag „zweiter Teil des Leidens des Herrn und somit Erledigung bei ziemlich starkem Besuch“. Recht verständnisvoll notierte Gaisser dann am 6. April: „Geringe Zuhörerschaft, da die Bevölkerung zum Freudenstädter Jahrmarkt wegströmt“.

Er gönnte seinen Rippoldsauern wohl die Freude, vielleicht in Vorahnung dessen, was nun auch in diesem abgelegenen Tal nicht mehr aufzuhalten war; der Krieg erfaßte auch den Schwarzwald: „Durch das Kinzigtal ziehen mehrere bayrische und österreichische Soldaten“ (29. 3. 1627). Der Ordensbruder Maurus Blau wurde auf der Reise nach Rippoldsau von Pappenheimer Soldaten ausgeraubt. Wer wußte noch, wer wessen Freund, wer wessen Feind war? — Aber Prior Gaisser spürte in Rippoldsau noch nichts direkt davon: Er kaufte von einem Herr Martin aus Freudenstadt mehrere Landschaftsgemälde; er besorgte sich Samen für Blumen und Pflanzen; er taufte Kinder, überprüfte Rechnungen, kassierte Gelder, ging baden . . .

Im April begann in Villingen wieder die Frühjahrssitzung des Ordenskapitels, auch P. Bartholomäus war dabei — als „Senior“. Gaisser beschrieb das feierliche Rahmenprogramm mit Gottesdiensten, Festessen, Konzerten. Auf verschneiten Wegen kehrte Gaisser wieder zurück in sein „Klösterle“. Schon am 26. April vermerkte er: „Richte meinen Garten her“. Doch bald danach hatte es noch einmal geschneit: „Die Schneemassen ragten im Walde bis zur Armhöhe hinaus“ (1. Mai 1627). Aber auch sie hielten die Besucher nicht ab. Im Mai begrüßte Gaisser als außergewöhnlichen Gast den „hochadligen Octavius Schad, einen hervorragend gelehrten, erfahrenen und weltgewandten Mann“, Syndikus des Klosters St. Blasien. Dieser schien sich sehr für Gaiszers Bibliothek zu interessieren, vertraute sich auch gerne seiner kundigen Führung auf Wanderungen an, verließ aber Rippoldsau doch etwas früher als geplant, „weil ihm der sauerbronnen nit zuoschlagen wöllen“. Großen Ärger hatte Gaisser offensichtlich durch übelwollendes Geschwätz, das der Badwirt von Griesbach/Renchtal interessiert verbreitete: „ . . . bringt mich gantz aus meinem Wesen“.

Im Auftrag seines Abtes reiste Gaisser im August ins Kloster St. Marx ins Elsaß, um dort die Verwaltung zu ordnen. Auf dem Heimweg („bei Gebersweiler gerate ich in eine Horde von ungefähr 80 Zigeunern, komme ungeschädigt hindurch“) übernachtete er im „Ochsen“ in Breisach; in Wasenweiler und Bötzingen nahm er einen „Imbiß zu Pferde“ und verbrachte dann noch eine Nacht in Hecklingen, wo er sich wieder um Klosterinteressen und Klosterwein zu kümmern hatte. Am 5. November erreichte Gaisser in Rippoldsau die schlimme Botschaft: „Unglücksnachricht vom Hinscheiden des früheren Hochwürdigsten, unseres Abtes Melchior (Haug), der am dritten Tage dieses November verstorben ist, weshalb ich durch ein Schreiben des Konvents nach Villingen berufen werde“. Gaisser eilte nach Villingen, zeigte sich zutiefst betroffen, notierte als Fazit des Konvents: „Ich Unglücklicher wurde zum Abte des Klosters St. Georgen gewählt, wobei Ort, Zeit und alle Umstände nur das schlimmste Unheil ahnen ließen, das auch eingetroffen ist und noch immer eintrifft“.

Die für Gaisser insgesamt sicher schöne Zeit in Rippoldsau war damit vorbei, aber er blieb bis zum Lebensende ein regelmäßiger Gast. Am 11. Dezember 1627 packte er im „Klösterle“ seine Habseligkeiten, am 13. 12. verließ er morgens Rippoldsau zu Pferd Richtung Villingen, fand dort auch bereits die Bestätigung seiner Wahl durch den Konstanzer Bischof und unterzog sich bei P. Jakobus einer „Verbesserung der Tonsur“.

#### *Abt von St. Georgen-Villingen*

Vieles gab es nun für den jungen Abt zu ordnen, zu planen, zu entscheiden. Auf keinen Fall aber sollte Rippoldsau verwaist bleiben, P. Jakob Stark sollte dort Prior werden.



Doch bald kamen aus Rippoldsau schlimme Berichte: „Sehr üble Nachricht über P. Jakob Stark und die von mir in Rippoldsau zurückgelassene Magd“ (21. Mai 1628). Bei der ersten Kapitelsitzung teilte der Abt einige Rügen aus; über P. Jakob wollte er sich selbst informieren, so war er am 26. Mai wieder in Rippoldsau: „Prüfe die Magd wegen der Belästigung durch P. Jakob und erhalte unerfreulichen Bescheid“, bestätigt von vielen alten Bekannten. Abt Gaisser mußte schnell entscheiden: „Abreise des künftigen Priors in Rippoldsau, P. Maurus“. Mit den fürstenbergischen Beamten wurde die lamentable Situation im „Klösterle“ besprochen, aber überdies auch Klage geführt u. a. über den Badwirt, „der lutherische Prädikanten zur Versehung kranker Irrgläubiger zuläßt“. Leider zu knapp informierte uns Georg Gaisser am 14. Februar 1630: „Ist Rippoldsau schier verbronnen, doch erhalten worden“. Es folgt kein Kommentar, der uns den Sachverhalt verdeutlichen könnte.

### *Rippoldsauer Badesaison 1630*

In jenem Sommer 1630 muß im Rippoldsauer Kurbad munterer Betrieb geherrscht haben. Am 2. August kam auch Abt Gaisser zusammen mit seinem Bruder Michael. Der Wolfacher Amtmann Fink schickte ihm für seine Gästerrunde ein Reh, ein anderer brachte ein Lamm als „Beitrag“, auch Fische wurden gestiftet. Gaisser begrüßte in Rippoldsau u. a. den Offenburger Bürgermeister Philipp Bauer, die Herren von Reischach und von Landenberg, Landvogt des Fürstbischofs von Straßburg. Es wurde getanzt, gespielt, und es wurde wieder sehr viel getrunken und gegessen. 19. August 1630: „Weggang meines Bruders Michael“. Auf dem „Kerbholz“ waren ungefähr 26 fl. vermerkt, die „wir allein für das Essen hatten draufgehen lassen“. Gaisser fühlte sich eher unwohl: „Ich esse wenig oder nichts, völlig melancholisch infolge Unpäßlichkeit“. Aber er freute sich, Gäste leutselig bewirten zu können, mit ihnen zu feiern, so mit dem Blumberger Ratschreiber Häfele, dem Pfarrer und dem Bürgermeister von Hausach, einem Arzt namens Stephan. Nebenbei mußte er den Schapbacher Wirt Armbruster besänftigen, der sich wieder einmal beklagte wegen mancherlei Unfug und Zechprellerei des uns schon bekannten P. Jakobus. Am 24. August 1630 wurde Gaisser beim Spaziergang „vor Erschöpfung fast ohnmächtig“; er hatte vor dem Essen ausgiebig und nach dem Essen gleich wieder gebadet. Ein Freudenstädter Arzt, der auch für andere Rippoldsauer Kurgäste Sprechstunden abhielt, ließ für Gaisser Medikamente besorgen, für 4 fl. und 7 1/2 Batzen. Am 25. August ging es offensichtlich temperamentvoll weiter im Rippoldsauer Bad: „Nachts starke Unruhe, man führt Tänze auf, man zecht, man schmaust, man spielt . . .“.

Leider fehlen uns die Aufzeichnungen der beiden folgenden Monate. Hier wäre wohl beschrieben, daß Gaisser wieder in den Besitz des alten Klosters St. Georgen eingesetzt wurde. Dort ist aber sicher auch dargestellt worden, wie Rippoldsau in gemeinsamer Sorge von Abt und fürstenbergischem Landesherren eine neue Badeordnung bekam, wie das „vallis curans“ — das „Kurtal“



— wieder einmal zeitgemäß geordnet wurde. Nach der ersten Rippoldsauer Badeordnung des Grafen Albrecht zu Fürstenberg vom Jahre 1579 schien 1630<sup>10</sup> die Zeit gekommen, eine „neue Ordnung“ zu schaffen, ganz eindeutig im Sinne und als Ausdruck der Rekatholisierung. Politische und religiös-kirchliche Mittel wurden geschickt gemischt — und alles geschah natürlich auch hier, wo der religiös-politische Status fixiert wurde, zum Besten der Untertanen und also zum Heil ihrer Seelen.

Das große Dokument der Badeordnung des Grafen Friedrich Rudolph zu Fürstenberg, mit dem Gaisser persönlich befreundet war, beginnt:

„Zu wissen, demnach man eine geräume Zeithero mit höchstem Mißfallen verspüren und sehen müessen, daß in angeregtem Ripplinsawischem Badt nit allein des Bäders und seines Gesinds, wie auch der BadtGäst selber große Klagen und beschwerden vorkommen, sondern auch bey disen schweren Zeiten und verkherten Welt allerhandt Mibräuch einreißen und erzaigen thuen . . .“

### *Klosterleben in Rippoldsau*

Über das Leben im Rippoldsauer „Klösterle“ im Zeitalter der Reformation ist schon einiges berichtet worden<sup>11</sup>. Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts informiert uns Gaisser, auch nachdem er das Rippoldsauer Priorat aufgegeben hatte. Gaisser plante übrigens ernsthaft, das Noviziat seines Klosters ins Rippoldsauer Kloster zu verlegen<sup>12</sup> und es zu diesem Zweck zu restaurieren und zu erweitern.

Das Priorat Rippoldsau scheint zumeist nur mit zwei Mönchen besetzt gewesen zu sein. Martin Stark war inzwischen wieder (wie schon von 1603 bis 1606) Prior in St. Nikolaus. Aber er wurde „observiert“. Notiz vom 9. März 1632: „Absendung des Kochs nach Rippoldsau mit einem Schreiben. Ich gab Anweisung, nach Aufstellung einiger Personen, den P. Martin sorgfältig zu beobachten und ihn niemals allein zu lassen, nötigenfalls ihm Fesseln anzulegen und ihm alles, womit er sich das Leben nehmen könnte, zu entziehen . . .“. Aber bereits am 5. April 1632 mußte Gaisser feststellen: „In Rippoldsau schied aus dem Leben P. Martin Stark, ehemals Abt des Klosters St. Georgen, mein unmittelbarer Vorgänger, dann, nach Verzicht auf die Abtswürde, Propst von St. Markus, zuletzt, nach Rückrufung von dort zum Villingener Konvent durch mich, schließlich zum zweiten Mal Prior in Rippoldsau; er hat die mannigfachsten Wechselfälle, wie ehemals auch schon vor der Abtswürde, erfahren; gebe ihm Gott die ewige Ruhe!“ Am 6. April las Abt Gaisser für den

10 A. Schmid, Bad Rippoldsau. 1966. S. 18 ff. — Ders., Bad Rippoldsau, Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales. 1979. S. 22 ff. — W. A. Rehmann, Rippoldsau und seine Heilquellen in historisch-geographischer, natur- und heilkundiger Beziehung. 1830, S. 52 ff.

11 A. Schmid, Kloster und Pfarrei. S. 20 ff. und 50/51.

12 Ruhrmann, ebd., S. 279

verstorbenen Mitbruder, der auf dem um das „Klösterle“ herum gelegenen Friedhof beigesetzt wurde, eine Messe.

Nachfolger in St. Nikolaus wurde nun doch P. Jakobus, auch er wirklich kein ganz einfacher Fall. In den Tagebüchern Gaissers — hier nun leider doch fast eine „chronique scandaleuse“ — finden wir mindestens 20 Vorfälle, wo Anlaß bestand, P. Jakob zu rügen, ihm einen Verweis zu erteilen. Abt Gaiser fühlte sich ihm aber doch wohl besonders verbunden; er stammte auch aus Ingoldingen. So wurde Pater Jakob 1632 nach Martins Tod eben doch Prior in St. Nikolaus, blieb es bis 1634; 1635 kam Prior Kreß. Aber auch „daheim“ in Villingen war P. Jakob fast täglich Anlaß zum Ärger. Er wurde schließlich wohl schuld am Klosterbrand von St. Georgen 1637: Von seiner Zelle her breitete sich das Feuer aus, dem er selbst als erster zum Opfer fiel, und das Klostergebäude samt seinem ganzen Bestand an Möbeln und Kunstschatzen, vor allem auch mit der Bibliothek, zerstörte. — Die Nachfolger Georg Gaissers im Priorat Rippoldsau waren also wohl ebenso schwierige Männer wie der Vorgänger.

Dieser Exkurs sollte dennoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Stellung gerade der Rippoldsauer Prioren meist eine recht geachtete war. So hielten sie häufig verstorbenen Mitgliedern der Fürstenbergischen Familie die Totenfeier, sie waren bisweilen gräfliche Hauskapläne und auch Paten von Fürstenbergern. Oft sind sie auch als Zeugen aufgeführt, wenn wichtige Dinge zu beurkunden waren.

#### *Aus dem Rippoldsauer Klosterarchiv*

Georg Gaiser war nicht nur ein zuverlässiger Chronist; ihm verdanken wir auch manche Information, die er selbst aus der Geschichte gerettet hatte, manche „Fundsachen“ aus dem Rippoldsauer Klosterarchiv, die ja umso wertvoller sind, weil einmal der Brand von 1643 (dazu später!) und zum andern die wirren Umstände bei der Klostersauflösung 1802<sup>13</sup> fast alle geschichtlich bedeutsamen Unterlagen vernichtet haben. Gaiser hat offensichtlich auch einiges nach Villingen „mitgehen“ lassen, als er 1627 Rippoldsau verließ. So schrieb er u. a. am 14. März 1635, daß er in einem „handgeschriebenen Rippoldsauer Bändchen“ lese und daß er in einem andern alten Brevier folgende Verse gefunden habe:

„Becher erfreuen den Jenner,  
Februar jammert vor Kälte,  
März pflügt den Acker,  
April läßt liebliche Blumen ersprießen,  
Tau und blühender Wald treibt im Mai die Liebesgefühle,

---

13 A. Schmid, Kloster und Pfarrei, S. 307 ff.

Juni gibt Heu,  
im Juli dann mäht man den Hafer,  
Monat August bringt die Ähren,  
September die Trauben,  
Monat Oktober sät aus,  
November entlaubt die Gebüsche,  
Reichliche Speisen verlangt der Dezember“.

### *Kriegsereignisse im Wolfstal*

Das große Thema jener Zeit heißt Krieg. Und von ihm wußte Gaisser viel zu berichten. Bis 1630 waren es nur einige Andeutungen. Hin und wieder zogen kaiserliche Truppen durch. Gaisser selbst konnte reisen, und die Rippoldsauer Badgesellschaft war ganz und gar unbelästigt. Der Szenenwechsel kam nach 1630, jetzt wurden die süddeutschen Länder zu Kriegsschauplätzen. Seit Ende April 1632 war das Kinzigtal von schwedischen Truppen und ihren Alliierten kontrolliert bzw. vom verbündeten Württemberg her in Mitleidenschaft gezogen. Gaisser läßt uns miterleben: Noch ganz harmlos stellte er fest, es gebe „Teuerung und Lebensmittelschwierigkeiten wegen militärischer Durchzüge“. Aber seit Mai/Juni 1632 waren die Truppen des schwedischen Generals Horn von Straßburg aus eine dauernde Gefahr für das Gebiet am Oberrhein. Fast täglich hatte Gaisser Neuigkeiten, immer bedrohlicher wurde die militärische Situation. Am 17. Juni 1632 war Gaiszers Villingener Kloster von „Kaiserlichen, schwedischen und anderm Kriegsvolk“ eingeschlossen. Am selben Tag schickte er Boten nach Rippoldsau, „wo heute auch Graf Albert von Fürstenberg, Sohn des Wratislaus, mit den Seinen ankam“; man glaubte, sich dort noch ganz sicher fühlen zu können.

12. Juli 1632: „Württembergische Soldaten vom Volksaufgebot, die nach Errichtung, doch nicht nach Vollendung der Verschanzung beim Kniebis Beute aus den umliegenden Orten zu machen begannen, raubten dem Cyriak Jehle, einem dem Kloster Rippoldsau benachbarten Bauern, 12 Kühe und gaben sie erst zurück, als er als Loskaufsumme 50 fl. bezahlte. Ein andermal, als sie ebenso dem Georg Schmid Vieh zu rauben suchten, wurden sie von den Talbewohnern auseinander getrieben und verjagt“. Auch weiterhin (7. Mai 1633): „Heute wurden mir ganz üble Hiobsbotschaften gemeldet, nämlich die Plünderung der beiden Klöster Rippoldsau und Amtenhausen durch die Württemberger. Jenes am vergangenen Donnerstag, dieses am Freitag“. Also ist Rippoldsau am 28. April 1633 wieder heimgesucht worden (15. Mai 1633: „Heimkunft eines Boten aus Wolfach mit der Bestätigung der Plünderung des Klosters Rippoldsau“).

Im Oktober wagte es Abt Gaisser, wieder eine Reise ins Klosterbad zu unternehmen; er blieb dort eine Woche. Gaisser kam auch im März 1635 wieder nach Rippoldsau, schrieb: „Es ziehen bei Wolfach mehrere Soldaten des Her-



zogs von Lothringen vorbei. Zwei ketzerische Soldaten aus Heilbronn, drei katholische aus Buchau gebürtig, desertieren aus dem Haslacher Winterlager“. Und am 4. März 1635: „Es ziehen wieder Soldaten vorbei. Die flüchtigen Soldaten werden von einigen in Freudenstadt eingeholt, wobei jedoch einer vermißt wird, und werden von der Flucht eingebracht, wodurch uns ein klägliches Schauspiel geboten wird“.

Gaisser gab sich dennoch optimistisch, feierte „mit einem Fäßchen Wein von etwa 4 Maß, das fast ganz für den Mittagstrunk draufging“ (8. März 1635). Dann am 12. März: „Etwa 40 Reiter versuchten nach Durchbrechung oder Überwindung der Sperren der Wege nach Freudenstadt in das Rippoldsauer Tal durchzubrechen und waren schon fast ins offene Gelände gekommen. Aber da sie vom Wegweiser im Stich gelassen wurden und in der unbekanntenen Gegend einen Hinterhalt witterten, waren sie zurückgewichen. Wenn sie den beabsichtigten Weg hätten einhalten können, wäre ihnen alles nach Wunsch geglückt“.

Man spürt deutlich, daß Gaisser inzwischen auch keine „befreundeten“ Soldaten mehr sehen wollte. Auch nach seiner Rückkehr aus Rippoldsau ließ sich Gaisser auf dem laufenden halten: „Es kommt Isac und meldet, daß St. Nikolai-Zelle unversehrt und Wolfach frei von Soldaten sei“ (14. April 1635). Das Kloster und das Bad Rippoldsau hatten eine kaiserliche Schutzwache (salvagardia) bekommen. Bereits im Juni desselben Jahres war Gaisser wieder unterwegs nach Rippoldsau. Bis Mitte Juni machte er auch 1636 eine Trink- und Badekur. Auch in den folgenden Jahren verzichtete er nicht auf seine „Rippoldsauer Kur“. Unter den Badegästen der Saison 1641 befand sich auch Vinzenz Haug, der Abt von Schuttern. Am 4. September machte Gaisser einen Ausflug auf den Kniebis, wo er die „abgebrannte Kirche“ besichtigte. Belagerungen, Plünderungen, Mord füllen nun die Zeilen der folgenden Monate.

Am 11. Juni des Jahres 1643 schrieb Georg Gaisser in sein Tagebuch: „In Rippoldsau sind das Nikolaus-Kloster und das Bad niedergebrannt worden“. Das ganze hintere Kinzigtal wurde in jenem Sommer heimgesucht von einer Soldateska, die auch nicht mehr wußte, wofür sie kämpfte, die sich in ungeordneten Haufen und als wahre Landplage Quartier suchte, wo es noch etwas zu holen gab. Rippoldsau bekam so gegen Ende des großen Krieges doch noch seinen schlimmen Anteil ab, gar nicht so lustig, wie es J. V. von Scheffel in seiner Ballade „Die Schweden in Rippoldsau“<sup>14</sup> dargestellt hat.

Am 6. Oktober 1644 lesen wir noch einmal: „Der Weimarer Oberst Sch. kommt, von Bayern geschlagen, auf der Flucht nach Rippoldsau und plündert es teilweise“. Die Soldaten zogen weiter und suchten tags darauf Wolfach heim. Daß sich die Menschen im mittleren Schwarzwald freilich nicht alles gefallen ließen, zeigt uns u. a. der „Leutnant von Hasle“, den auch Gaisser er-

14 Abgedruckt u. a. in der Rippoldsauer Ortschronik von A. Schmid, S. 154 ff.



wähnte und in dem Hansjakob ja den Geist des Widerstandes zu gestalten versuchte. Gaisser berichtete auch über die letzten Wendungen dieses Krieges, den keiner mehr verlieren wollte. Am 25. Juli 1648 schließlich notierte er: „Der friedlose Friede von Osnabrück wird geschlossen“. Für Gaisser war alles unfaßbar: „Alle Forderungen der Ketzer sind angenommen! Und wenn sie gewagt hätten, mehr zu fordern, hätten sie es auch erreicht. Unbegreiflicher Gott!“ — Für das Kloster „St. Georgen dermalen in Villingen“ bedeutete 1648 in der Tat großen Verlust. Und es scheint ganz so, als ob Georg Gaisser in dieser Situation Gefahr lief, unter der für ihn fast unerträglichen Last seiner persönlichen Verantwortung zu verzweifeln; er war geschlagen, gab sich selbstquälerischen Gedanken hin, war fast ganz verfallen mit der Welt, deren neue Wirklichkeit er nicht ertragen, nicht annehmen wollte.

### *Das Klosterbad Rippoldsau wird fürstenbergisch*

Gaisser bekam es selbst bei seinen Klosterrechten deutlich zu spüren, daß die weltlichen Herren sehr konsequent daran gingen, ihre Herrschaft durchzusetzen, am meisten natürlich der protestantische Herzog Eberhard III. von Württemberg, aber auch der katholische Graf Friedrich von Fürstenberg, mit dem Gaisser freundschaftlich verbunden war. Hier ging es um das Bad Rippoldsau und seine Heilquellen. Schon am 20. September 1642, also noch vor der Zerstörung im Krieg, hatte der Fürstenberger sein direktes Interesse angemeldet: „Besuch von dem Amtmann von Wolfach, W. Fink, der namens des Grafen Friedrich von Fürstenberg bittet, mit ihm einen Tausch des Bades in Rippoldsau gegen irgendein gleichwertiges Besitztum vorzunehmen. Ich erwiderte, die Sache werde den Mitbrüdern vorgelegt werden“. Die Fürstenberger wollten offensichtlich das Bad endgültig in ihren Besitz bringen. Aber die kriegerischen Ereignisse kamen dazwischen. Jetzt drängte der Graf weiter „wegen des Tausches des Badhauses zu Rippoltzauw“ (14. 4. 1649). Und dies wiederholte sich mehrfach. Es ist sicher anzunehmen, daß die 1643 zerstörte Badgebäude noch nicht wieder in Stand gesetzt worden waren. Die Fürstenberger hielten den Wechsel wohl für opportun, gar für zwangsläufig; denn das Kloster konnte ja den Wiederaufbau kaum leisten. Dennoch wollte es nicht: „Ausfertigung eines Schreibens an den Grafen, das abschlägig lautet betreffs des Bades in Rippoldsau. Ich unterrichte den P. Prior, was er mündlich mit dem Grafen verhandeln und beachten solle“ (13. 7. 1649). Der Unterhändler berichtete wenige Tage später, er sei freundlich behandelt worden; der Graf beharre aber unabänderlich bei seiner Absicht. Am 31. 8. 1649 beauftragte Abt Gaisser P. Franziskus, alle „Urkunden, die das Rippoldsauer Bad betreffen“, zu durchforsten. Die Fürstenberger drängten hartnäckig nach dem Besitz der Rippoldsauer Quellen. Aber Präziseres ist über den nun tatsächlich erfolgten Wechsel nicht auszumachen, über den Vorgang werden wir nicht informiert. 1651, in seinem „Memorial“ über das „was altersher dem Kloster St. Georgen zuständig gewesen“, nannte Georg Gaisser unter Nr. 5 „Das Kloster Rippoldsau,

welches von etlichen St. Georgischen Religiosen bewohnt worden war, jetzt aber leer steht“ — vom Badbesitz ist hier nicht mehr die Rede.

Immerhin, und dies beweist genug, seit 1649 bauten bereits die Fürstenberger in ihrem Bad ein neues Gästehaus, gleich noch ein zweites, und sie ließen die Quellen in mächtigen Steinquadern fassen usw. Als 1824 der nächste Besitzerwechsel, der Verkauf an die Familie Goeringer, fällig war, erstellte der Fürstenbergische Kammerrat Schlosser mehrere juristisch-historische Gutachten<sup>15</sup>. Darin lesen wir u. a.: „Damahls war Landgraf Friedrich Rudolph von Fürstenberg im Besize des Rippolzaus, der im Verhältnis der Lage, des Bedürfnisses und seiner Kräfte, nach und nach die Gebäulichkeiten in den nächstfolgenden Jahren zum Theile wieder emporhob. Von 1649 bis 1662 scheint dieses Bauwesen angedauert und ohngeachtet der geraumen Zeit, welche hierauf verwendet wurde, dennoch nicht vollständig beendet worden zu seyn . . . Die Jahreszahlen 1650 und 1652, welche an dem alten Baue zu Rippolzau ob dem fürstenbergischen Wappen und der Sonnenuhr sichtbar sind, scheinen (daher) bloße Zeugen der Fortschritte zu seyn, welche hinsichtlich dieses Gebäudes in den angezeigten Jahren gemacht worden“. So war nun also das alte Klosterbad, das in seiner Existenz zumindest seit 1490 nachzuweisen ist, zum Fürstenbad geworden.

In Gaissers Tagebüchern erfahren wir weiter nichts mehr zu diesem Thema. Der Gesundheitszustand veranlaßte den Abt zur Anwendung verschiedener Kuren in Villingen, nicht in Rippoldsau. Gaisser schrieb von einem „medizinischen Wein“ — „ist lauter güft!“ (7. Mai 1650). Und: „Nach Lesung der Messe schwitzte ich wieder im Dampfgerät bei einer durch Verdampfung von entzündetem Weingeist erzeugten Hitze, doch konnte ich nicht lange aushalten“ (23. 5. 1650). Immerhin ließ er sich auch Sauerwasser aus Rippoldsau bringen, und am 22. Oktober 1653 sprach er mit dem Amtmann Leonhard Widmann wieder „über das Haus des Sauerbrunnens in Rippoldsau“, ohne aber weitere Angaben zu machen.

Die Fürstenberger ihrerseits waren nun ganz auf ihr Bad Rippoldsau eingestellt. Im Juli 1654 war Graf Friedrich mit seiner Suite von 30 Personen im Kniebisbad, mit Gemahlin, Sohn und Tochter. Er wollte den „Sauerbrunnen gebrauchen“ (7. Juli). Die Unterkunft war zu dieser Zeit im Bad wohl noch nicht standesgemäß, der Graf nahm Wohnung im „Klösterle“, „wohin aus Schapbach Wein geführt wurde“. So war also der Fürstenberger noch einmal Gast des Benediktinerabtes in einem Tal, in dem seit Jahrhunderten der Orden und die Standesherrschaft gemeinsam die Entwicklung bestimmten.

### *Georg Gaissers Krankheit und Tod*

Im Frühjahr 1655 „häufen sich Mühsale und Schmerzen“ bei Georg Gaisser: „Unterdessen wächst der Geschwulst unter dem Kinn und dehnt sich auf die

<sup>15</sup> FFA Badakten Rippoldsau.

Kehle aus“. Die Gesichtsrose, an der er schon lange gelitten hatte, wurde nun tödlich. Gaisser fand noch Zeit und Muße, eine Geschichte Litauens zu lesen, auch die Beschreibung einer Expedition nach Paraguay. Aber die Krankheit wurde schlimmer. Auch ein persönlicher Verlust traf Gaisser: „Bürgermeister Engesser erkrankt gefährlich . . . So ringt mein früherer bester Freund . . . schon im Todeskampf, ohne daß jemand ihn dem Tode entreißen kann . . .“. Am 11. Juli 1655 starb der lebenslange Freund, der u. a. — wir erinnern uns — Georg Gaisser bei seinem ersten Besuch ins Rippoldsauer Bad begleitet hatte.

8. Juli 1655: „Gehe mit mir und andern zu Rate, wie ich künftig meine Sache einrichten solle zur Wiedererlangung der Gesundheit“. Und zwei Tage später: „Der Chirurg erscheint. Es wird mir vieles und Hartes vorausgesagt, wenn ich genesen wolle: 1) Heilmittel innen und außen. 2) Enthaltung vom Wein. 3) Ersatz durch andern Trank. 4) Gewissenhaftestes Zimmerhüten. 5) Ablassen vom Studieren . . . Ging zeitig zu Bett, aber beim 12-Uhr-Glockenschlag hatte ich noch keinen Schlaf gefunden. Die Nacht war voll Traumphantasien“. Der Arzt reiste überstürzt nach Straßburg, um fehlende Medikamente zu besorgen; nach 5 Tagen war er wieder zurück, hatte nun „Reinigungsspillen“ anzubieten, wurde dann aber nach Freiburg zu einem andern Kranken gerufen. 31. Juli: „Dem P. Ludwig mißfällt das Verfahren des Arztes, dessen Ortswechsel, die Vielzahl seiner Patienten und daß er nirgends etwas zum sicheren Ende bringt“. Diesen letzten Satz hat Gaisser nicht mehr selbst geschrieben, er hat einem Schreiber diktiert. Auch Einträge des Monats August erfolgten wieder durch einen Schreiber. Gaisser wollte manches regeln. Eintrag vom 24. August 1655: „Mein körperlicher Zustand verschlechtert sich von Tag zu Tag mehr, die Hoffnung auf Weiterleben nimmt ab, so daß schon nichts mehr übrig bleibt“. Und der allerletzte Satz, den Gaisser noch diktieren konnte an jenem 24. August des Jahres 1655: „Das Sauerwasser (aus Ripoldsau) erfrischt und erhält mich fast noch allein“.

Am 29. August 1655 ist Georg Gaisser zwischen 10 und 11 Uhr vormittags verschieden. Im Chor der früheren Franziskanerkirche in Villingen ist er beigesetzt worden<sup>16</sup>.

---

16 Für diesen Hinweis dankt der Verfasser Herrn Stadtarchivar Dr. Fuchs, Villingen. Bei einem Umbau im 19. Jahrhundert wurden leider alle Grablegen beseitigt.

## Barock in Ettenheim:

### Das „Heilige Grab“ der Stadtpfarrkirche

*Hermann Brommer*

Nicht unbekannt, doch bis in die jüngste Zeit hinein außerhalb der Stadt nur wenig beachtet, blieb im Abstellraum des Turms der katholischen Stadtpfarrkirche Ettenheim ein bedeutendes südbadisches Kunstwerk des Barock erhalten. Dem „Ausschuß Kulturhistorische Woche“ gebührt aufrichtiger Dank, daß er dem „Heiligen Grab“ des Freiburger Malers Johann Pfunner während der Stadtausstellung 1978 wieder Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit verschaffte.

Hermann Ginter erwähnte 1930 in seiner Doktorarbeit über die „Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock“ zwar schon, Pfunner habe „1771 ein hl. Grab und das stattliche Hochaltarblatt mit dem Martyrium des hl. Bartholomäus“ für die Stadtpfarrkirche Ettenheims gefertigt, zu denen 1778 noch „kleinere Malereien ohne nähere Bezeichnung“ gekommen seien<sup>1</sup>, aber erst Philipp Harden-Rauch veröffentlichte 1959 Genaueres über die für Südbaden außergewöhnliche Hl. Grab-Kulisse.<sup>2</sup> Durch die erfolgreiche „Kulturhistorische Woche“ Ettenheims ließ sich Peter Assion 1979 zu einem Aufsatz über die „Neuentdeckung“ anregen, wobei er versuchte, „das Ettenheimer Heilige Grab“ in größere kunstgeschichtliche Zusammenhänge zu stellen.<sup>3</sup> Daß dem Ettenheimer Werk Johann Pfunners jetzt wieder Bedeutung zugemessen wird, zeigen die Bemühungen, für die stattlichen Hl. Grab-Aufbauten einen Platz bei der Bruchsaler Landesausstellung „Barock in Baden-Württemberg“ zu finden.

#### **Entstehungsgeschichte**

Entgegen der Meinung Assions hat Ettenheim nicht erst durch Johann Pfunner eine bildliche Darstellung der Leidensgeschichte Jesu für die Kartage angefertigt bekommen, wie alte Rechnungsbelege bezeugen:

1683/84 wurden dem Gotteshaus Ettenheimmünster u. a. „für die Fastentücher zu malen“ 7 f 7 B 10 d bezahlt.<sup>4</sup>

1693/94 erhielt ein Schreiner 2 B, um „das Theatrum in der Kirche an Karfreitag zu machen“.<sup>5</sup>

---

1 H. Ginter, Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock. Augsburg 1930. S. 115, 177, 178

2 Ph. Harden-Rauch, Die Ettenheimer Stadtpfarrkirche St. Bartholomäus — Ein Beitrag zu ihrer Geschichte und ihrer Würdigung. Ettenheim. S. 37—39

3 Badische Heimat 59. Jg. Heft 1. 1979. S. 47—52

4 Pfarrarchiv Ettenheim (PfA E), Kirchenrechnung 1683/84, Ausgab Geld verbauen

5 PfA E, Kirchenrechnung 1693/94, Ausgab Geld in das Gemein



- 1723/24 bezog Schreiner Hans Michael Welte „von Aufrichtung und Abhebung des Heil. Grabs pro 1722 et 23“ insgesamt 1 f 1 β — d.<sup>6</sup>
- 1764 gab man „bei Auf- und Abschlagung des Heiligen Grabs für Wein und Brot“ 5 β 6 d aus, um Schreiner und Hilfskräfte verköstigen zu können.<sup>7</sup>
- 1769 erhielt Joseph Bintz, der Schreiner, den Auftrag, „das Heilige Grab auf- und abzuschlagen“.<sup>8</sup>

Dem barocken Streben, das Heilsgeschehen zu aktualisieren, den Gläubigen drastisch vor Augen zu stellen, dienten 1774 auch der Neubau des Beinhauses und Ölberges im Kirchhof<sup>9</sup> sowie die Versetzung des „alten, von Hafnerarbeit gemachten Kreuzifixes, so bei dem großen Beinhaus gewesen“, an den Chor der Kirche. Zumal „solches Bild von Alters her von allen benachbarten Orten verehrt worden ist“<sup>10</sup>, ging man mit ihm pfleglich um. Außerdem ließ die Stadt eine Nische bei dem Muttergottesaltar der Kirche für das „schöne Vesperbild“ (Pietà) ausbrechen.<sup>11</sup>

Nicht von ungefähr dürfte demzufolge der Gedanke aufgekeimt sein, in die neue Stadtkirche auch ein neues Heiliges Grab anfertigen zu lassen. Stadtchronist Johann Conrad Machleid<sup>12</sup> und verschiedene Rechnungsnotizen halten Zeit und Entstehung eindeutig fest:

- 1778 „Daß neüw heilig grab  
den 27 Juni ist der Kunstreiche maler Von freyburg hiehero Kommen, daß heilig grab zue malen, auf tuech von waßerfarben, Herr Joanneß pfunner, Boll mit allen ohnKösten, thuech, holz ingeßambt dem schreiner victor welte, Kosten ohngefehr 300 f. . . . ist der H. pfunner widerum abgereißt, ware hier 25 wochen. Der H. maler pfunner Von freyburg hat hier in allem Verdient 25 Duplonen.“<sup>13</sup>
- „Item H<sup>n</sup> pfanner (sic !) dem mahler das durch Antoni Vetter seel. dem StattRath zur freyen Disposition legirte geldt auf Abschlag des Heilligen grabs accords Bezahlt lauth quitt. No 22 mit 50 fl.“ Beigeheftet findet sich dazu folgende Quittung:  
„No 22  
Das ich Ents Benanter von Titl Herren ober Ampts schultheis von hier auf den accordt am Heiligen grab Bar Empfangen 50 fl Sage finfzig gulten.  
Welches ich Bescheine Ettenheim den 28 Julj 1778. Johann Pfanner Mahler.“<sup>14</sup>
- Einzelheiten und Mitarbeiter des Hl. Grab-Baues geben sich in den Notizen des städtischen Steuermeisters, der die Rechnungsbeträge auszubezahlen hatte, zu erkennen:  
„Item Hern pfanner dem Mahler Zu freyburg Von Verfertigung des Heiligen grabs accorderter maasen lauth quitt. No 25, 26 et 27 Bezahlt 168 fl  
Item demselben für die zu gedm Heilligen grab annoch erforderliche chenen (= Szene) lauth ahsign.  
No 28 4 fl 4 β 4 d  
Item demselben für 50 Ehlen 6/4tel Breit Tuech à 10 xr die Ehl Bezahlt lauth ahsignation  
No 29 25fl  
Item Maria Anna Nunningerin für das ZusammenNähen des Tuechs an dem Heilligen grab lauth ahsig. und quittung No 32 2 f 4 β — d

6 PfA E, Kirchenrechnung 1723/24, Ausgab Geld Inngemein

7 PfA E, Kirchenrechnung 1764, Geld an Zehrungen und Diaeten

8 PfA E, Kirchenrechnung 1769, Ausgab Geld verbauen

9 Stadtarchiv Ettenheim (StA E), Akten VI-9, Kirchbau 1650—1776, Akkord v. 21. 3. 1774 mit den Maurermeistern Carl Schilling und Mathäus Steeger

10 Tagebuch des Johann Conrad Machleid, Teil I der Kopie. S. 159

11 Vgl. Anm. 9

12 Er wanderte 1735 als Barbier von Schönau im Wiesental über Freiburg zu und verheiratete sich in Ettenheim. Seine umfangreichen Tagebucheinträge, die sich in Privatbesitz befinden, sind für die Stadt- und Kunstgeschichte Ettenheims (18. Jh.) von größtem Wert.

13 Vgl. Anm. 10, Teil II, Bl. 9

14 PfA E, Kirchenrechnung pro Anno 1777, Außgaab Geldt Inngemein

Item Victor welte dem schreiner Von Verfertigung des Heil. grab und sonstiger Arbeit bezahlt lauth Conto ahsignation und quittung No 51 64 fl

Item Hn Müller des Rath als. . . das Heilige grab aufgerichtet worden für Zöhrung Bezahl l. ahsig.

No 72 6 fl 2 B.“<sup>15</sup>

Das Werk war vollendet. Machleid berichtet:

„den 3:ten Christ monat ist das neuwe heilig grab zuer prob aufgeschlagen worden, ist 28 schue hoch und 20 breith, mann hat den fröneren in dem „Engel“ 2 fl zue Verzehren Von der obrigkeit Verlaubt.“<sup>16</sup>

1779 wurde das Heilige Grab — nach kleinen Verbesserungen — in der Karwoche zum erstenmal aufgeschlagen:

„Item Christian Ninninger für faden zu denen Scenen des Hn grab und für arbeit lauth quitt No 39 Bezahlt — fl 5 B.“<sup>17</sup>

„den 31:ten Merzen ist das heilig grab, mit einer neüwen Zehnen noch gemacht, daß erstmal aufgeschlagen worden, Von H: Joann pfuner, maler in freyburg, victor Welte stattschreiner, Joseph pfaff alß stattschloßer, und ein guetter arbeiter fleißig, auch Erbaren preiß gemacht.“

„eß ware Extra schön bey der nacht mit amplen und liechter gemacht, bey dag aber ist eß zue hell, wegen hohen fenster.“<sup>18</sup>

In einer Nachbemerkung überlieferte uns Machleid noch, wo Johann Pfunner während des Aufenthaltes in Ettenheim sein Atelier eingerichtet hatte:

„mer ist daß heilig grab Von herren Joann pfuner histori und flachmahler, burger zu freyburg, gemalt worden in dem ohlßischen hof und in dem salzstüble, under H: oberamtmann Knöpfler, und amtschulz Miller und H: pfarer mast, wie der öhlberg ßambt einem baldachin in dem chor — hat ohngefehr Kostet über 300 fl rheinisch.“<sup>19</sup>

### *Der Maler*

Dem Auftrag für die Chorraum-füllende Passionskulisse gingen zwei andere Beschäftigungen Johann Pfunners in Ettenheim voraus. So zählt sein prächtiges, 1771 gemaltes Hochaltarblatt mit dem Kirchenpatron St. Bartholomäus ohne Zweifel zu den gelungensten Schöpfungen des Meisters. Es wurde denn auch vom Augenzeugen J. C. Machleid gebührend gewürdigt: „den 7 May ist daß altar blatt Von dem kunstreichen Maler von Freyburg wohnhaft, Herr Joannes pfunner, ein thioler von geburt, auß inßbruck, aufgerichtet wordten, eß ist 17 franzößische schue hoch und 10 breith, eß hat 17 große figuren, ohne daß waß in daß perspectif mit Köpfen gemalt ist. Eß stellet vor die marter von dem heiligen ersten allhießigen KirchenPatron Bartolome. Eß ist Kunstreich wunderschön gemacht in der anatomie, noch schön in der stellung der figuren und haltung /: auch proper in schatten und liecht gemalt; eß Kostet von der gemein bezalt nur 180 Reichsgulden.“

15 StA E, Steürmeister Rechnung 1778, Außgab Geldt Verbauen und Außgab Geldt Insgemein

16 Vgl. Anm. 10, Teil II, Bl. 12

17 StA E, Steürmeister Rechnung 1779, Außgaab Geldt Verbauen

18 Vgl. Anm. 10, Teil II, Bl. 24

19 Vgl. Anm. 10, Teil II, Bl. 37

Pfunners Arbeit an den Seitenaltarblättern beschränkte sich jedoch wohl nur auf deren Formatvergrößerung. Denn 1772 hatte die Stadt bei dem St. Blasier Hofmaler Anton Morath die Seitenaltarblätter malen und am 7. Juni in der Ettenheimer Pfarrkirche aufrichten lassen: Zum einen „St. Sebastian am Baum“, den Morath in Schuttern vom dortigen Sebastiansbild des „Karlsruher Hofmalers“ (= J. Melling) „hat abcopieren mießen“, zum andern die Muttergottes mit dem Jesuskind und zwei Kniestücke (Oberbilder) St. Gallus und St. Agatha.<sup>21</sup> Erst ein Jahr später entschloß man sich, zwei passende Nebenaltäre beim Schreinermeister Anton Fuchs in Herbolzheim anfertigen zu lassen.<sup>22</sup> Er begann am 17. Oktober 1774, diese Seitenaltäre zum Preis von 437 fl 1 β 9 d aufzuschlagen, nachdem kurz zuvor die Maurermeister Carl Schilling und Mathäus Steeger „zwei über den Accord gelieferte Altartreppen“ gesetzt und die Altarstöcke erhöht hatten.<sup>23</sup> Zusammen mit „Herrn Fuchs, dem Bildhauer von Herbolzheim“, der 1776 „für Aufsätz, Crucifix und Lichtstöck“ noch 33 fl erhielt, wurden auch „Herrn Pfunner, dem Maler zu Freiburg, wegen Vergrößerung und Verfertigung der neben Altar Blätter“ 17 fl 6 β ausbezahlt.<sup>24</sup> Schon allein der geringe Betrag macht unmißverständlich klar, daß dafür nicht zwei Nebenaltarblätter neu gemalt worden sein konnten. Pfunner hatte sich lediglich dazu hergegeben, die beiden vorhandenen, wohl etwas zu kleinen Bilder Moraths auf das Format der beiden neuen Seitenaltäre zu vergrößern. Eine Arbeit, die sicher 1777 zum Auftrag für das Heilige Grab überleitete.

Daß Johann Pfunner, „Von Schwatz Thyrol gebürtig“, am 20. Dezember 1736 zum erstenmal im Oberrheingebiet nachgewiesen werden kann, als er sich in Straßburg vor der Zunft zur Steltz als Geselle „bey H: Meyer dem Mahler“ einschreiben ließ<sup>25</sup>, legt nahe, an seine Zuwanderung von Freiburg zu denken. Dort hatte die Schwazer Malersippe Pfunner schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts festen Fuß gefaßt.<sup>26</sup> Sehr viel spricht dafür, daß Johann Pfunner nach dem Tod des am 3. Dezember 1736 in Freiburg ledig verstorbenen Schwazer Kunstmalers Franz Bernhard Altenburger wieder sein Reisegepäck schnürte und nach Straßburg weiterzog. Nach Auflösung des Altenburger-Ateliers, auf das ich im Zusammenhang mit dem Ettenheimer Zunftmeister J. C. Machleid und den Hl. Grab-Aufbauten der Pfarrkirche Kenzingen später noch einmal zu sprechen kommen muß, könnte Pfunner — sowohl von den persönlichen als auch den zeitlichen Zusammenhängen her — gezwungen gewesen sein, sich Meister und Verdienst neu zu suchen.

20 Vgl. Anm. 10, S. 136

21 Vgl. Anm. 20

22 Vgl. Anm. 10, S. 150

23 Vgl. Anm. 10, S. 159. — StA E, Steurmeister Rechnung 1774, Außgaab Geldt Innsgemein

24 StA E, Steurmeister Rechnung 1776, Außgaab Geldt Verbauen

25 Archives de la Ville de Strasbourg, Corporation de l'Echasse 5 — Steltz Gerichts-Memorale de 1716—1746, o.S.

26 H. Brommer, Die Altäre der Adelhauser Klosterkirche in Freiburg und deren Meister, in: Schau-ins-Land-Jahrbuch 88/1970. S. 196/197

Und was läßt sich über ihn in Tirol feststellen? Leider enthalten die Schwazer Archive keine Belege mehr, die uns etwas über die Herkunft des Ettenheimer Hl. Grab-Malers aussagen könnten. 1809 gingen die Taufbücher vor 1721 mit dem größten Teil der Pfarr- und Stadtarchive bei Brand und Plünderung der Tiroler Stadt zugrunde. Lediglich aus Freiburger Altersangaben läßt sich noch ermitteln, daß Johann Pfunner zwischen 1713 und 1716 geboren worden sein mußte. Zu ergründen, wo und bei wem er die Malerei gelernt hat, war ebenfalls vergeblich. Der Innsbrucker Museumsdirektor Dr. Erich Egg nimmt jedoch den Schwazer Maler Johann Höttinger d. J. als Pfunners Lehrmeister an.<sup>27</sup>

Nach der Straßburger Gesellenzeit verdiente sich unser Meister als unsteter Wanderkünstler seinen Lebensunterhalt. Verschiedene Rechnungseinträge bezeugen anfangs der Vierzigerjahre des 18. Jahrhunderts die Ausführung von Deckengemälden und Altarblättern in den Kirchen von Untersimonswald, Altsimonswald und Friedenweiler.<sup>28</sup> 1747/48 führen die Spuren nach Freiburg in das Predigerkloster und in das Waldheiligtum St. Valentin weiter. Auch ein Altarblatt der St. Leonhardskapelle bei Hüfingen beweist, daß Johann Pfunner im Gebiet des Südschwarzwaldes arbeitete<sup>29</sup>, bevor ihm die Einbürgerung in Freiburg gelang.

Am 7. Februar 1749 reichte er beim Rat der Stadt ein Bittschreiben ein, als „Zünftiger und Kunstmahler“ angenommen zu werden.<sup>30</sup> Mitglied der Malerzunft zum Riesen und heimisch geworden<sup>31</sup>, entfaltete Johann Pfunner dann von Freiburg aus eine emsige und überaus fruchtbare Tätigkeit. Man geht nicht fehl, in den verwandtschaftlichen und landsmannschaftlichen Beziehungen nach Freiburg Gründe zu sehen, daß er sich gerade dort fest niederließ. Denn das kleine Gemälde mit der auf der Orgel musizierenden hl. Cäcilia, das die Rückseite des Orgelgehäuses in der Freiburger Adelhauser Klosterkirche schmückt<sup>32</sup>, trägt nicht nur die von Restaurator Paul Hübner entdeckte Signatur „Joh: Pfunner pinxit 1749“, sondern erinnert auch an die Dominikanerinnenpriorin M. Caecilia Tschortschin, die ihre Schwazer Landsleute F. B. Altenburger und die Maler Pfunner immer wieder mit Aufträgen beschäftigte.<sup>33</sup> Persönliche Zusammenhänge werden daran sichtbar. Sollten diese schon um 1736 für Pfunner von Bedeutung gewesen sein? Erst spät entschloß er sich, zu heiraten. Am 2. Mai 1765 nahm er die Freiburgerin Maria Anna Willin zur

---

27 Erich Egg, Kunst in Schwaz. 1974. S. 111

28 Mitteilung von Pfarrer Manfred Hermann, Ebringen, aus der Kirchenrechnung Untersimonswald. Liste der Denkmalobjekte des Landkreises Emmendingen, S. 9. — J. L. Wohleb, Bau- und Kunstgeschichte von Friedenweiler, in: Schau-ins-Land-Jahrbuch 74/1956, S. 138/139

29 Vgl. Anm. 1. S. 176/177

30 Stadtarchiv Freiburg (StA FR), Ratsprotokoll 150 (1748/49). S. 764

31 StA FR, P XXIII 2, Register der 12 Zünfte, fol. 41 a

32 Kunstführer „Freiburg-Adelhauser Klosterkirche“. München 1976. S. 11

33 Vgl. Anm. 32. S. 8, 18, 20



Frau<sup>34</sup> und kaufte sich im Jahr danach um bare 1800 Gulden rauher Währung „eine Behausung und Gesäß in der großen Gassen gelegen (= heute Kaiser Joseph-Straße), zum hinteren und vorderen Pellican genannt“.<sup>35</sup> Obwohl ihm der Marktbetrieb vor der Haustüre nicht immer Freude bereitete<sup>36</sup>, war er am Ende seines Lebens ob der günstigen Geschäftslage seines Hauses doch wohl froh, als ihn die schwindende Gesundheit zwang, die Malerei aufzugeben. Johann Pfunner ersuchte am 26. April 1787 den Freiburger Stadtrat um die Erlaubnis des Kaffee- und Bierausschanks in seinem Haus, da er, „weil alt und auf einem Auge blind, durch seine Kunst nichts mehr verdienen“ könne. Hinzu kam der Geschäftsrückgang durch die Änderung des Zeitgeschmacks, das heißt, daß durch den stilistischen Wandel vom Rokoko zum frühen Klassizismus bei ihm die Bestellungen nicht mehr im gewohnten Umfang eingingen. Das klingt mit an, als Pfunner vor dem Rat betonte, „meistens mit Ausmalung der Kirchen und derlei Gemälden, die auf die Kirchen einigen Bezug hatten, seinen Unterhalt gewonnen zu haben“, der ihm aber durch die „Verbesserungsanstalten benommen“ worden sei. Johann Pfunner starb am 24. Mai 1788 in Freiburg.<sup>37</sup> Das Totenbuch vermerkt ein Lebensalter von 72 Jahren, während die Marianische Sodalität für ihr Mitglied 75 Jahre notierte.<sup>38</sup>

Heute die Werkliste Johann Pfunners zusammenstellen zu wollen, hieße, den Katalog, den Professor Dr. Hermann Ginter 1930 in seiner bahnbrechenden Arbeit über die „Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock“ veröffentlichte<sup>39</sup>, beträchtlich erweitern zu müssen. Ohne Mühe läßt sich erkennen, daß unser Ettenheimer Hl. Grab-Künstler der am meisten beschäftigte Barockmaler Freiburgs gewesen ist. Für Breisgau, Schwarzwald, Ortenau<sup>40</sup> und Elsaß<sup>41</sup> schuf er erstaunlich viele Deckenbilder und Altarblätter. Pfunner entfaltete einen umfangreichen Atelierbetrieb, der wohl kaum ohne Mitarbeiter ausgekommen ist. Über deren Namen wissen wir zwar nichts, sie könnten aber die seltsamen Qualitätsschwankungen mancher Gemälde erklären. Die Werke Johann Pfunners erweisen sich mit ihrem nervösen Temperament, dem Pathos der Darstellung, mit prächtigen Farben und Gestalten, deren quellende Augen, große Oberlider und seitlich etwas eingezogener Kußmund auffallen, als echte Schöpfungen des Rokoko.

34 Dompfarramt Freiburg, Ehebuch 1733—1785. S. 292

35 Stadtarchiv Freiburg, P III a<sup>1</sup> 55 — Fertigungsprotokolle 1761 — 1766. S. 368 a

36 H. Brommer, Die Heimbacher Altargemälde und deren Meister Johann Pfunner, in: Festschrift „Heimbach 759—1977“, hrsg. vom Kath. Pfarramt Heimbach. München 1978. S. 27

37 PfA FR-St. Martin, Totenbuch 1785—1805. S. 37

38 StA Fr, H 97 Necrologium der Marianischen Sodalität 1628—1800, fol. 178 a

39 Vgl. Anm. 1. S. 176—178

40 Appenweier, Ettenheim, Ettenheimmünster, Münchweier, Griesheim, Herbolzheim, Hofweier, Lichtenthal, Mahlberg, Meißenheim, Niederschopfheim, Nußbach, Sasbach, Zunsweier.

41 Bergholtzell, Guebwiller (Gebweiler), Oelenberg, Reiningen, Schweighouse, Soppe-le-Haut, Thann, Vieux-Thann.

Pfunners Ettenheimer Passionskulisse jedoch als Einzelfall im Oeuvre des Meisters zu begreifen, wäre unzulässig. Ginter berichtet, daß die Benediktinerabtei St. Peter (Schwarzwald) schon 1750 „ein hl. Grab und ein Theatrum“ für die Klosterkirche von dem Freiburger Maler bezogen habe.<sup>42</sup> Wie sehr seine Fähigkeiten als Kulissenmaler geschätzt wurden, macht überdies der Auftrag der Universität Freiburg an Johann Pfunner deutlich, der 1770 zum Empfang der Prinzessin Marie Antoinette in der Stadt die von Architekturprofessor J. B. Eberenz entworfene Ehrenpforte der Universität zu bemalen hatte.<sup>43</sup>

### *Beschreibung*

Nach zehn opfervollen Jahren, die nicht ohne Sorge und Streit vorübergegangen waren, schloß die Stadt Ettenheim 1778/79 ihr kompliziertes Kirchbaunehmen und die damit verbundene Innenausstattung mit der Anschaffung des neuen Hl. Grabs ab. Ein gewaltiges, den Hochaltar verdeckendes Holzgerüst trägt die Leinwandstücke mit der gekonnt gemalten Scheinarchitektur, in die Johann Pfunner die Szenen der Leidensgeschichte — wie durch Fenster gesehen — hineinsetzte. Triumphpfortenartig wölbt sich über zopfgeschmückten Louis XVI-Vorbauten ein Torbogen, auf dem eine flügel-schlagende und blütengirlandenschlingende Engelsgruppe aufsitzt. Daneben weisen auf Sockel gestellte Prophetengestalten durch Gestik und Blick auf die von den Engeln entrollte Inschrift hin: „und sein grab wird herrlich seyn“. Ein Motto, das mit einem im Hintergrund sich wölbenden Schriftband korrespondiert: „gelitten unter Pontius Pilatus gekreuziget gestorben und“. Über allem ragt das mit der Dornenkrone behaftete Kreuz empor.

Wie sehr bei der Komposition des Hl. Grabes der Gedanke vorherrschte, Leiden und Erlösungstat Jesu ähnlich einem Passionsspiel zu zeigen, unterstreicht der hochgeraffte, um die Kulisse geschlagene, rote Bühnenvorhang. Daß auch die Möglichkeiten der Beleuchtungstechnik eingesetzt wurden, um im Sinne des 18. Jahrhunderts ein „Theatrum sacrum“ eindrucksvoll vor die Augen der Gläubigen zu stellen, läßt sich aus der Bemerkung J. C. Machleids entnehmen, der das Hl. Grab „bei der Nacht mit Ampeln und Lichtern extra schön“ befand, während es bei Tag doch zu hell in der Kirche sei, um die gleiche Wirkung zu erzielen.

Entsprechend auf die einzelnen Kartage zugeschnitten, wirkten die Szenen ergreifend auf die Betrachter. Im Zielpunkt der Perspektive die noch vorhandene Einsetzung des Abendmahls (Lukas 22, 14—23), überhöht durch einen

42 Vgl. Anm. 1. S. 177

43 Fr. Schaub, Die Universität Freiburg in ihren Beziehungen zur Freiburger Kunst im 18. Jh., in: Zeitschr. des Freiburger Geschichtsvereins 37. Band 1923. S. 88 — Abgebildet bei: R. Morath, Peter Mayer (1718—1800) — Kupferstecher der Universität Freiburg, in: „Kunst am Oberrhein“, Freib. Universitätsblätter Heft 69/70 Freiburg 1980. S. 45, Abb. 6



Das Heilige Grab Johann Pfunners im Chorraum  
der Stadtpfarrkirche Ettenheim (Zustand 1978)

Aufnahme: Foto-Oehler, Ettenheim



Thronus zur Aussetzung des Allerheiligsten. Wie die Rechnungsnotiz von 1779 berichtet, sei das Heilige Grab „mit einer neuen Szene noch gemacht“ zur Karwochenliturgie jenes Jahres zum erstenmal aufgeschlagen worden. Zumal Johann Pfunner außerdem schon 1768 für eine „zu gedachtem Heiligen Grab noch erforderliche Szene“ Bezahlung erhalten hatte, darf angenommen werden, daß an Karfreitag und Ostern Gemälde des Gekreuzigten und Auferstandenen als Wechselbilder anstelle der Abendmahlszene in die Kulisse eingehängt werden konnten. Über dem zentralen Bildmotiv schweben Gottvater, der aus Liebe (Herz !) seinen Sohn unter die Menschen schickte, und — aufgenommen in den Himmel — das Schweiß Tuch der Veronika mit dem Antlitz Christi, Hand- und Fußwunden und das engelumschwebte, von Strahlen und Dornenkrone umfaßte Herz Jesu.

In den vier Schaufenstern der wie ein Marmorportal wirkenden, nach innen zum Schauplatz des heiligsten Geschehens einschwingenden Scheinarchitektur zeigen sich links und rechts vorne Todesangst Christi im Garten Getsemani (Mt 26, 36—46) und Geißelung, etwas zurückgesetzt Dornenkrönung mit Verspottung und der kreuzschleppende Heiland (Mt 27, 27—33). Perspektivisch am meisten in den Vordergrund gerückt, ruht ebenerdig der vom Kreuz abgenommene „Leib Christi“ in der außen von römischen Soldaten bewachten Felsenkammer.

Ohne Zweifel stellt der gesamte, schon durch seine stattlichen Maße beeindruckende Kulissenbau mit den versetzt gestaffelten Gemäldeteilen ein bedeutendes künstlerisches Werk der Barockzeit in Südbaden dar. Obwohl vor zweihundert Jahren beileibe kein Einzelstück gewesen, ist das glücklich über alle Zeitnöte, Liturgie- und Geschmacksänderungen hinweggerettete Ettenheimer Hl. Grab in dieser Form heute für die Südwestecke Deutschlands als einmalig zu bezeichnen. Es nimmt aber auch innerhalb der Werkliste Johann Pfunners einen besonderen Platz ein. Auffallend der ausgeprägte Frühklassizismus in den dekorativen Beigaben der Aufbauten. Zopfgirlanden, Rosengestecke in würfelförmigen, auf kelchartige Füße gestellten Körben und das Fehlen von Rocailleschmuck verdeutlichen, wie sehr der Freiburger Rokokomaler an die sich wandelnde Kunstauffassung seiner Zeit Tribut zollte. Im übrigen darf die Möglichkeit einer stilistischen Beeinflussung durch die an Bau und Innenausstattung des Ettenheimer Chorraums mitbeteiligten Baukünstler, wie etwa durch den fürstlich-fürstenbergischen Baudirektor Franz Joseph Salzmann (1724—1786) oder den frühklassizistisch dekorierenden Freiburger Stukkateur Joseph Meisburger (1745—1813), nicht ganz aus den Überlegungen ausgeschlossen werden. Salzmann und Meisburger arbeiteten 1781 auch in der Pfarrkirche Haslach im Kinzigtal zusammen<sup>44</sup>; der Stukkateur stand vorher schon 1775 und 1777 in Endingen bei der großangelegten Deckenstukkierung und -bemalung wie auch beim Hochaltarbau der St. Peterskirche in enger

<sup>44</sup> H. Brommer, Kunstführer „Pfarrkirche St. Arbogast Haslach im Kinzigtal“. München 1978. S. 4, 10, 11, 19



Werkgemeinschaft mit Johann Pfunner.<sup>45</sup> Trotz aller wohl vom Maler geforderten feierlichen Würde und der bemerkenswerten Louis XVI-Motive in der Dekoration des Ettenheimer Hl. Grabs ist der Freiburger Meister in seiner fesselnden Farbigkeit, in den pathetischen Gebärden der flügelschwingenden, tuchumrauschten Engelsgruppen und in der Manier der Gesichter mit etwas vorquellenden Augen sich selber und der rokokohaften Grundstimmung treu geblieben.

### *Kunstgeschichtliche Zusammenhänge*

Aus der mystischen Grundhaltung des Mittelalters entstanden im Oberrheingebiet zahlreiche Kunstwerke, die uns die Gottversunkenheit jener Zeit in der meditativen Betrachtung des Lebens- und Leidensweges Jesu erkennen lassen. Mitleiden im Vertrauen auf die Erlösung und Gefühlsdurchdringung spiegeln sich visionär in Einzel- oder Gesamtdarstellungen der Passion Christi wider.<sup>46</sup> Um Beispiele zu nennen: Von der Leidensgeschichte im Bogenfeld des Hauptportals des Straßburger Münsters (letztes V. 13. Jh.) ausgehend, spannt ein innerer Zusammenhang die Ölbergdarstellungen etwa von Straßburg<sup>47</sup>, Obernai (1517) oder Offenburg (1524) ebenso wie die da und dort anzutreffenden Einzelbilder von Jesus an der Geißelsäule, des Erbärmdechristus, des Kreuzschleppers, des Gekreuzigten, der Beweinungen oder Marienklagen, des ins Grab gelegten und des auferstandenen Christus zu einem Themenkreis zusammen. Die zehn gemalten Passionstafeln aus dem alten Hochaltar des Straßburger Magdalenenklosters (1485), jetzt in der Kirche Alt-St. Peter, gehören genau so dazu wie etwa der Schnitzaltar des Hans Bongart in Kaysersberg (1518), der die gesamte Passion umfaßt. Frühe Heilige Gräber, zum Teil in figurenreichen Großformen aus Stein, entwickelten sich von den Osterfestspielen, also szenischen Darstellungen der Auferstehungsfeiern, her. Während wir so von einem monumentalen Hl. Grab des Konstanzer Münsters aus dem Jahre 1317 wissen, hat sich im Freiburger Münster die früheste, auf 1340/50 datierte, nahezu vollständige Anlage dieser Art in der Oberrheingegend erhalten.<sup>48</sup> Denn vom gleichzeitigen Hl. Grab in der Katharinenkapelle des Straßburger Münsters finden sich nur noch Reste im Museum. Dagegen überkamen in den später teilweise veränderten Kirchen von Vieux-Thann, Weissenburg, Obernai und Gengenbach die spätgotischen Hl. Gräber (Zeitraum 1450—1505) unbeschadet auf unsere Zeit.

Nach Reformation und geistigem Umbruch des 16. Jahrhunderts und der langwährenden Verarmung und Verwahrlosung in den Kriegsschrecken des

45 H. Brommer, Kunstführer „Endingen — Pfarrkirche St. Peter“ München 1973. S. 4 und 6

46 Mystik am Oberrhein und in benachbarten Gebieten — Ausstellungskatalog des Augustinermuseums Freiburg — Katholikentag 1978

47 1498 im St. Thomaskirchhof errichtet; 1667 ins Münster verbracht.

48 Vgl. Anm. 46, S. 85 — Vgl. auch A. Schwarzweber, Das hl. Grab in der deutschen Bildnerei des Mittelalters. Freiburg 1940

17. Jahrhunderts ist es nicht verwunderlich, daß vor allem die in der Gegenreformation aktiven Jesuiten und Benediktiner auf alle Möglichkeiten der Seelsorge zurückgriffen, um mit feierlichem Gottesdienst, Barockpredigt, Wallfahrten, religiösen Hausbüchern, geistlichem Volksschauspiel und der kirchlichen Kunst in jeglicher Form wieder eine umfassende Alltagsfrömmigkeit entstehen zu lassen. Es kam im Barock erneut zu einer Begegnung von Kirche und Volk, zu einem echten Ineinander von Kirchen- und Volksfrömmigkeit.<sup>49</sup> Daß bei der Glaubensinbrunst des 18. Jahrhunderts die Themen der kirchlichen Kunst des Mittelalters begeistert wieder aufgegriffen und mit zeitgemäßen Stilmitteln neu dargestellt wurden, versteht sich aus der religiösen Bewegung jener Zeit von selbst. In allem ist zu spüren: „Die ganze, bunte, tausendfältige Welt des Barock wird übergriffen von einem Denken, das nach der Theologie hin ausgerichtet ist, wird durchschauert von einer Geistigkeit, die ihr Maß von den letzten Dingen nimmt.“<sup>50</sup>

Wer diese komplexe Situation begreift, kann sich das Einbeziehen etwa von Weihnatskrippen, Fastentüchern, Kalvarienbergdarstellungen, Karwochen-Hl. Gräbern oder Himmelfahrtszeremonien mit Statuen des auferstandenen Christus in die Festtagsliturgie des Kirchenjahrs ohne Schwierigkeiten erklären. Es erstaunt deshalb nicht, daß auch im Oberrheingebiet die für Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde interessanten Äußerungen einer letzten, echten Volksfrömmigkeit barocke Spuren in der Kunst hinterlassen haben.

Renaissance-Vorläufer wie beispielsweise die 1598 bis 1608 entstandenen Wandteppiche mit fünf Passionsbildern der Benediktinerabtei Gengenbach<sup>51</sup> oder das 1612 gefertigte gewaltige Fastentuch des Freiburger Münsters<sup>52</sup> mit dem überdimensionalen Kreuzbild und 25 darumgelegten Passionsszenen leiten über zu den barocken Kompositionen der Leidensgeschichte Jesu. Kaum eine katholische Pfarr- oder Wallfahrtskirche im Land, die sich nicht Stationsbilder des Kreuzweges für ihren Kirchenraum oder den Zugangsweg schaffen ließ. Neue Ölbergdarstellungen — ich nenne nur die für die Molsheimer Kartause<sup>53</sup>, für Kenzingen<sup>54</sup>, Staufen im Breisgau<sup>55</sup> oder Ettenheim — beweisen, daß man sich im 18. Jahrhundert wieder altgewohnten Themen der christlichen Kunst zuwandte.

---

49 B. Hubensteiner, *Vom Geist des Barock*. München, 2. Aufl. 1978. S. 26

50 Vgl. Anm. 49. S. 16

51 Im Besitz des Kath. Stadtpfarramtes Gengenbach.

52 F. Schober, *Das Fasten- oder Hungertuch im Münster U.L.F. in Freiburg i.Br.*, in: *Schau-ins-Land-Jahrbuch* 28, 1901. S. 129—138

53 1700. Jetzt vor der ehem. Jesuiten-Stadtpfarrkirche aufgestellt.

54 H. Rambach, *Der Ölberg in Kenzingen*, in: *Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Reg. Bezirk Südbaden*, 8. Jg. 1957. II, S. 42/43 — I. Krummer-Schroth, *Der Kenzinger Ölberg — Ein Frühwerk Johann Christian Wenzingers*, in: *Kunstgeschichtliche Studien für Kurt Bauch* 1967

55 G. Münzel, *Christian Wenzingers Ölberg aus Staufen*, in: *Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst*, I. Halbband. 1908. S. 55 ff

Wer schon Kirchenrechnungen der Barockzeit durchgesehen hat, weiß, daß damals Jahr für Jahr in vielen Pfarreien zur Feier der Karwochen- und Osterliturgie Heilige Gräber mit Ampelbeleuchtung in den Kirchen aufgestellt und wieder abgeschlagen wurden. Holzkonstruktionen trugen auf Brettern oder überspannter Leinwand gemalte Szenen der Passion. Statuen des leidenden, toten oder auferstehenden Christus konnten manchmal miteinbezogen werden. Von all dieser leichtgebauten theatralischen Pracht, die nach der Verwendung ja zerlegt, transportiert und aufbewahrt werden wollte, ist in Südbaden nur wenig übriggeblieben. Kältehauch der Aufklärung und Mißverständnis des Barock während des 19. Jahrhunderts änderten die Frömmigkeitsformen und räumten mit dem „alten zopfigen Plunder“ gründlich auf. Vielleicht, daß man gerade noch die Abendmahlszene wie in Freiburg-Munzingen<sup>56</sup> oder das Christus im Grab-Bild wie in Freiburg-Lehen<sup>57</sup> oder Bad Krozingen-Tunsel<sup>58</sup> einrahmte und an einer rückwärtigen Kirchenwand aufbewahrte. Eine Ausnahme stellte 1863 die Neuanfertigung eines durch den Dekorationsmaler Franz Meyer, Riegel a. K., für die Kirche Bad Krozingen-Schlatt auf Bretter naiv gemalten Hl. Grabes dar, von dem aber auch nur stark beschädigte Reste vorhanden sind.<sup>59</sup>

Einer wohl von Franz Josef Spiegler auf Brettern hinterlassenen Hl. Grab-Szene des 18. Jahrhunderts in der Schloßkirche auf der Insel Mainau (Bodensee) ging es nicht besser. Die „gekonnt gemalten Bilder“ waren während des 19. Jahrhunderts zur Verkleidung des Orgel-Blasebalgs unter dem Dach verwendet und dabei weitgehend zerstört worden. Die etwa vier Meter hohe Darstellung hätte sonst gute Vergleichsmöglichkeiten für das Ettenheimer Hl. Grab abgeben können.<sup>60</sup>

1895 wies der Münchner Kunsthistoriker Ph. M. Halm auf „das *Theatrum* in der Pfarrkirche zu Kenzingen“ hin, dem er den Rang eines barocken Meisterstücks zuerkannte.<sup>61</sup> Ein bestaunter, gewaltiger Scheinarchitekturaufbau trennte während der Karwoche Kirchenschiff und Chorraum voneinander. Nach dem Vorbild „eines italienischen Barockkünstlers ersten Ranges“ hatte ein deutscher Maler eine hallenähnliche Scheinarchitektur mit torartiger Fassade, Balkonen, Balustraden und Fensteröffnungen entstehen lassen, in die er Passionsszenen, „die je nach den betreffenden Tagen verändert wurden“, einsetzte. „Ein stummes Passionsspiel also, und zwar so, daß in der Säulenhalle die Haupthandlung, etwa die Kreuzigung oder die Auferstehung sich abspielt,

56 Aus dem Jahr 1723 von dem Endinger Maler Franz Theodor Kraus. Vgl. H. Brommer, *Großer Kunstführer „Tuniberg“*. München 1978. S. 25

57 Aus dem Jahr 1808 von Simon Göser, Freiburg. Vgl. H. Brommer, *Kunstführer „Freiburg-Lehen“*. München 1976. S. 3, 10 und 14

58 Mit dem Lehener Bild beinahe identisch.

59 Mitteilungen von Hauptkonservator Dr. Wolfgang Stopfel und Restaurator Michael Bauernfeind, Freiburg.

60 Mitteilungen von Inselbaumeister Stauß, Konstanz-Mainau, und Gutachten von Restaurator Peter Leber. Konstanz 1978.

61 *Schau-ins-Land-Jahrbuch* 22. 1895. S. 44/45 mit Abbildung.



während in den Fenstern kleinere Szenen dargestellt werden.“ Sollte hier ein Vorbild im weiteren Sinn für das nahezu fünfzig Jahre später entstandene Hl. Grab im nicht weit entfernten Ettenheim zu suchen sein? Halm erkannte, daß der Maler durch einen Entwurfsvorschlag des Italieners Andrea dal Pozzo, „dieses fruchtbarsten, phantasie reichsten Barockkünstlers“, zu seiner Architekturgestaltung des Kenzinger Hl. Grabs angeregt worden war. Völlig richtig nahm der Autor weiter an, daß von den kunstgeschichtlichen Zusammenhängen her als Entstehungszeit der „Kenzinger Scenerie“ die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts einzukreisen seien. Wenn er auch der Nachwelt überlassen wollte, den Namen des Malers zu erforschen, so wies er doch „auf das für die Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts immerhin beachtenswerthe Beispiel eines Theatrums, das mit dem Namen eines der gewaltigsten Barockkünstler, dem des Andrea dal Pozzo, verknüpft ist“, hin. Aus den Barockisierungsmaßnahmen der Stadtpfarrkirche Kenzingen ergeben sich Daten, die für das dortige Hl. Grab von Bedeutung waren. Neben der Kirchenneugestaltung in den ersten Dreißigerjahren des 18. Jahrhunderts kennen wir eine außergewöhnlich große Statue des Auferstandenen von 1729<sup>62</sup> und den schon genannten Ölberg. In solche Aktivitäten läßt sich die Entstehung des Hl. Grab-Theatrums harmonisch einfügen.

Auch ein Maler für das italienisch beeinflusste Kunstwerk ist auszumachen. Der Ettenheimer Chronist Johann Conrad Machleid hielt fest, daß er sich 1735 verheiratet habe. Dabei sei ein „schönes Bild Jesus, Maria und Joseph“ unter den Geschenken gewesen: „Franz bernharth altenburger, gebürtig von Inßbruckh, ein Kunstreicher maler, weilten er 2 Tag gratis bey meiner Ersten hochzeit gewehsen, so hat er diß bild unß 2 Eheleüthen in daß Brautkerble ver ehret. Er thäte zu Kenzingen bey herrn Cammerer Gardier (Garnier) arbeiten, kame von da nacher Freyburg, und starbe bey den herren Dominicanern.“<sup>63</sup> Das Gemälde der heiligen Familie<sup>64</sup>, das auf der Rückseite die Inschrift „Gemalt von Franz Bernhard Altenburger aus Innsbruck 1735“ trägt, befindet sich noch im Besitz eines Mitgliedes der Familie Machleid. Die Notiz über das Geschenk nach Ettenheim verrät uns den letzten Arbeitsaufenthalt Franz Bernhard Altenburgers in Kenzingen, zu einer Zeit, in der dort das Hl. Grab entstanden sein muß. Eine Arbeit, die zweifellos nicht ohne Mitarbeiter gefertigt werden konnte. Sollte der aus Schwaz ins Oberrheingebiet zugewanderte Malergeselle Johann Pfunner in Kenzingen mit von der Partie gewesen sein? Dürfen Freiburger Sterbedatum Altenburgers und die drei Wochen später in Straßburg erfolgte Aufnahme Pfunners auf einen Nenner gebracht werden, zumal Altenburger zu seinen Tiroler Landsleuten in Freiburg, zur Faßmaler- und Bildhauersippe Pfunner, in nachweisbarer Beziehung stand?

62 Kunstepochen der Stadt Freiburg — Ausstellungskatalog des Augustinermuseums Freiburg 1970. S. 316 — Nr. 403

63 Vgl. Anm. 10. S. 126

64 Öl auf Leinwand, 41 x 30 cm. Das Bild wurde 1973 durch Restaurator E. Geschöll, Freiburg, konservierend behandelt.



Wie dem nun sei, die hochbarocke Kenzinger Parallele zum Ettenheimer Hl. Grab ist interessant genug. Allerdings müssen die Gerüchte, die schon lang von der Beseitigung des bewunderten „Theatrum“ Kenzingers wissen wollten, nun leider bestätigt werden. Es schmerzt sehr, mitteilen zu müssen, daß die unersetzliche Arbeit F. B. Altenburgers nicht mehr existiert.<sup>65</sup> Somit kommt dem Parallelstück Johann Pfunners in Ettenheim tatsächlich der Rang eines kostbaren, für Südbaden nunmehr einmaligen Prachtexemplars einer barocken Hl. Grab-Kulisse zu.

Italienische Vorlage für Kenzingen und Tiroler Herkunft der Maler Altenburger und Pfunner zwingen förmlich dazu, nach dem Schulzusammenhang der beiden oberrheinischen Barockheiligräber mit der Kunst des Inntals zu fragen. „Barock in Innsbruck“, die Ausstellung des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum zur 800-Jahr-Feier der Stadt, nahm sich 1980 auch Themen barocker Volksfrömmigkeit an. Neben der Weihnatskrippe in der Form prächtiger Festaufmärsche zur Verherrlichung der Geburt des Erlösers durch die Mächte der Welt entstanden im Barock „Fastenkrippen, meist von Holz, ausgeschnitten und bemalt“, die während der Fastenzeit die Szenen des Leidens Christi darzustellen hatten und mit dem Aufbau des Hl. Grabs in der Karwoche ihr glorioses Finale erreichten.<sup>66</sup> Wie „tirolerisch“ Johann Pfunner sein Ettenheimer Hl. Grab angelegt hat, erläutert ein Vergleich mit dem Text des Innsbrucker Ausstellungskatalogs über die Heiligen Gräber Tirols: „Hatten die Fastentücher, die vor die Altäre gesetzt wurden, die Absicht, das Volk durch Vorführen der Heilsgeschichte zu belehren, so sollten die Heiligen Gräber aufwendige, den ganzen Altar bis zur Wölbung verdeckende Totengerüste zur Ehre Christi sein, in deren dem Theater ähnlichen Kulissen die Propheten des Alten Testaments und die Mitwirkenden am Leidensweg Christi auftraten, ähnlich einem Triumphbogen zu Ehren eines ankommenden Fürsten. Das Hl. Grab trat in einfacher Form erstmals 1572 in der Innsbrucker Jesuitenkirche und bald darauf in allen Innsbrucker Kirchen auf; die ersten großen Hl. Gräber auf Brettern und Leinwand malte Hans Schor 1618 in der Regelhauskirche und 1653 in der Mariahilfkirche. Egid Schor, ein Theaterfachmann, schuf die Hl. Gräber in Stift Stams (1670), in der Innsbrucker Pfarrkirche und im Dom zu Passau; Johann Ferdinand Schor und Johann Martin Gump 1708 dagegen das prachtvolle in der Stiftskirche Wilten, von dem seit 1940 nur noch einige Figuren erhalten sind. Die Heiligen Gräber waren echte barocke Schautheater“.<sup>67</sup> Diese gehörten einfach zur Ausstattung vieler Kirchen. Auch

65 Das Katholische Stadtpfarramt Kenzingen teilte am 11. März 1981 auf meine Anfrage nach Verbleib und Erhaltungszustand des einst selbst von Experten bewunderten Kenzinger Hl. Grabes mit, „daß das „Theatrum“ nach dem Wissen des Pfarramtes kurz vor 1900 zum letzten Mal aufgestellt wurde und dann auf dem Speicher des Pfarrsaales lagerte. In den 30iger Jahren versuchte ein Museum in Basel es zu erwerben, das gemalte Hl. Grab blieb aber dann auf dem Speicher gelagert, wo es durch Wärme, Kälte und Feuchtigkeit verrottete, so daß ich im Jahre 1971, bei meinem Einzug in Kenzingen, nur noch unbedeutende Farbreste vorfand. Photos sind noch vorhanden.“

66 Katalog „Barock in Innsbruck“, Abschn. Das religiöse Leben im Barock. 1980. S. 20

67 Vgl. Anm. 66 und S. 24. Nr. 48, 49

aus Schwaz, der Heimatstadt Johann Pfunners, ist ein gemaltes Hl. Grab bekannt.<sup>68</sup>

In hohen Ehren gehalten und von seiner Gemeinde jährlich noch immer aufgestellt wird das erhaltene Prunkstück der Tiroler Hl. Gräber, die vom Pfarrkuraten Johann Joachim Pfaundler um 1765 für seine eigene Kirche zu Schönberg im Stubaital gemalte Hl. Grab-Kulisse.<sup>69</sup> Ein bedeutendes, beeindruckendes Werk, das mit reicher Phantasie und prächtiger Rokokodekoration dem Volk die vom toten Christus im Grab ausgehende Erlösung der Menschheit aufzeigen will. Obwohl das Ettenheimer Hl. Grab dagegen wesentlich bescheidener wirkt, ist die Architekturidee des Pfarrers Pfaundler mit der triumphbogenüberwölbten Hallenstruktur, die zur Hauptszene nach hinten innen ein-schwingt, nicht sehr von der Johann Pfunners verschieden.

Wie das in Kenzingen entstandene *Theatrum sacrum* F. B. Altenburgers nachweist, war der Einfluß Italiens in Tirol besonders stark zu spüren. Bedeutendste italienische Künstler hatten seit dem 16. Jahrhundert sogenannte Quarant'ore-Dekorationen, Hl. Grab-Konstruktionen für die Zeit des vierzigstündigen Gebetes der Kartage, entworfen und ausgeführt. Und Künstler wie Egid Schor aus Innsbruck waren durch mehrjährige Aufenthalte im Süden durchaus mit der dortigen Barockmalerei vertraut gewesen.

An einem Schaustück wie dem Ettenheimer Hl. Grab des Tirolers Johann Pfunner läßt sich die kirchliche Kunst der Barockzeit unmittelbar als ein „Schauspiel dargestellter Gottheit“ und als ein Medium der Frömmigkeit begreifen. Sie diente nicht so sehr der Erinnerung an längst vergangene Ereignisse der Heilsgeschichte, sondern zielte auf unmittelbare Aktualität ab. Die Kunst jenes von religiöser Begeisterung erfaßten 18. Jahrhunderts wollte viel mehr das Heilsgeschehen in dramatischen Formen für die Menschen vergegenwärtigen. Die Kirche wurde zum rechtverstandenen *Theatrum sacrum*. Feierliche Liturgie und Kirchenmusik fügten das Ihre dazu, um — zusammen mit der fesselnden Bildwelt des Barock — die oft von Nöten bedrängten Menschen schon auf Erden etwas von der überweltlichen Schönheit der Himmelsglückseligkeit erfahren zu lassen. Darum verlor in der Auferstehungsfreude des Osterfestes selbst der Tod seine Schrecken: „Erit sepulchrum eius gloriosum“.<sup>70</sup> Auch vom Ettenheimer Hl. Grab des Jahres 1778/79 verkündet uns die Inschrift am Triumphbogen die Glaubensgewißheit jener Generation: „Und sein Grab wird herrlich sein.“

#### *Dank:*

Für die Unterstützung, die mir zuteil wurde, möchte ich Herrn Landesorgeldenkmalpfleger Bernd Sulzmann, Herrn Stadtpfarrer Bernhard Kleiser, dem Bürgermeisteramt (Stadtarchiv), Foto-Oehler, alle Ettenheim, und Herrn Hauptkonservator Dr. Wolfgang Stopfel, Landesdenkmalamt Freiburg, herzlich danken.

68 Fl. Nothegger, Kunstfertige Mitglieder der Tiroler Franziskaner-Provinz, in: Alemannisches Jahrbuch 1971/72. Freiburg. S. 363: Gemalt vom Schwazer Barockmaler Christoph Anton Mayr.

69 Vgl. Anm. 66, S. 26/27 und Abb. 50

70 E.M. Vetter, ERIT SEPULCHRUM EJUS GLORIOSUM-Materialien zur Geschichte der Heilig-Grabdekorationen in der Barockzeit — in: „Ruperto-Carola“-Zeitschrift der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg e.V.-XXI. Jg., Band 47 — Dez. 1969, hrsg. von der Pressestelle der Univ. Heidelberg, S. 113—136

## Vom Leben und Arbeiten in Ettenheim im Spiegel einer zweihundert Jahre alten Stadtrechnung \*)

*Robert Furtwängler*

Jedes Leben, auch das Leben kleiner Gemeinwesen, hat seine Geschichte. Es ist nicht die Geschichte großer Taten und umwälzender Ereignisse, wie sie uns aus den Geschichtsbüchern bekannt sind. Sehr oft ist diese Art von Geschichte mehr ein Ertragen und vielfach ein Erleiden großer geschichtlicher Entwicklungsprozesse. Dieses Leben und Erleben der „kleinen Leute“ bliebe verborgen, versänke im Meer der Vergangenheit, gäbe es nicht jene — manchmal belächelten, manchmal verspotteten — Heimatforscher wie eben jenen Mann, Dr. Johann Baptist Ferdinand, den Ettenheimer Stadthistoriker und Heimatchronisten, den und dessen Werk zu ehren wir heute zusammengekommen sind. Er hat uns aus der Vergangenheit unserer Stadt erzählt, er hat uns erkennen lassen, wieviel des früheren Geschehens in der Gegenwart noch nachwirkt und vielleicht sogar in der Zukunft bestimmend bleiben wird.

Er hat vielen ein Beispiel gegeben. Viele junge Menschen treten gerade in jüngster Zeit in seine Fußstapfen und versuchen in geduldiger Arbeit, die — leider — noch vielen dunklen Teile der Stadtgeschichte aufzuhellen. Und sie stoßen dabei immer wieder auf seine Spuren. So erging es auch beim heutigen Thema, das aus einer Stadtrechnung, genauer Bürgermeisterrechnung aus dem Jahre 1760<sup>1</sup>, etwas vom Leben und Arbeiten der Ettenheimer Bürger deutlich machen will. In Dr. J. B. Ferdinands „Neue Miscellen“, zweiter Teil, aus dem Jahre 1959, finden wir bereits ein Vorbild, nämlich die Erläuterung einer Bürgermeisterrechnung aus dem Jahre 1693. Es ist reizvoll, sie mit dieser unserer Bürgermeisterrechnung aus dem Jahre 1760 zu vergleichen. Vor etwa drei Jahren wurde diese, zusammen mit einigen alten Spitalrechnungen, auf einen Hinweis des damaligen Bürgermeisters Herbert König hin in alten Akten und Hinterlassenschaften der Familie Fritz Blank gefunden, deren Vorfahren durch mehrere Generationen hindurch das — damals wichtige und gewichtige — Amt des Spitalschaffners innegehabt hatten.

Ein Blick in jene Zeit: damals, im Jahre 1760, tobte in Europa der Siebenjährige Krieg zwischen Preußen (und England) einerseits, Österreich, Frankreich

---

\*) Festvortrag anlässlich der Feierstunde zum 100. Geburtstag von Dr. Johann Baptist Ferdinand und der Übergabe der „Aufsätze zur Geschichte Ettenheims und seiner Umgebung“ am 14.12.1980 im Bürgersaal des Rathauses.

<sup>1</sup> Das Dokument wird in das Stadtarchiv eingestellt.



und Rußland andererseits, und außerhalb Europas der Weltkampf der Kolonialmächte um Nord-Amerika und Indien. Wenig ist davon in unserer kleinen Stadt zu spüren; jedenfalls schlagen sich die kriegerischen Ereignisse, im Gegensatz zu 1693, in den Aufzeichnungen der Bürgermeisterrechnung nicht nieder.

Es handelt sich bei unserem Dokument um eine „*Bürgermeisterrechnung*“, die von einer „*Stadtrechnung*“, die es ebenfalls gab, wohl zu unterscheiden ist. In einer „*Stadtrechnung*“ erscheinen vornehmlich Steuern und sonstige Abgaben als Einnahmen; in der „*Bürgermeisterrechnung*“ finden wir, außer einigen Steuern und Abgaben, vornehmlich andere öffentliche Einnahmen.

„*Anthoni Kolifrath des Raths Undt der Zeit Verordneten Bürgermeister der Statt Ettenheim*“ hat sie aufgestellt, „*Alles daßjenige waß derselben nomine Ermeltens hatt sowohl Eingenommen als Hingegen Wiederumb ausgegeben haben. Pro Anno 1760*“.

Zunächst werden die *Einnahmen* aufgeführt. Als erste Einnahmeart ist das sog. „*Ohmgeldt*“<sup>2</sup> aufgezeichnet, das früher „*Umgeld*“ hieß und das eine Zwangsabgabe war, eine Steuer, für die der Steuerzahler keine Gegenleistung zu beanspruchen hat, jedenfalls keine direkte und spezielle. Dem Wesen einer Steuer entspricht das Prinzip der generellen Entgeltlichkeit: den Gegenwert seiner Zahlungen „erhält“ der Steuerzahler in den allgemeinen Leistungen des Staates (oder Landes).

Das „*Ohmgeldt*“ hatten jene zu entrichten, die Wein gegen Entgelt aus-schenkten, vor allem die Wirte, aber auch andere, so die Zünfte für den Wein-ausschank in den Zunftstuben, auch Private, die Wein an Verbraucher abga-ben. Zu entrichten war das „*Ohmgeldt*“ an den Quartalen *Invocavit* (1. Fa-sten-sonntag), *Pfingsten*, *Michaelis* (29.9.) und *Thomae* (21.12.).

Aus den Aufzeichnungen ist zu erkennen, daß damals — im Jahre 1760 — in Ettenheim vier Wirt-schaften (1693 waren es nur drei) vorhanden waren: der „*Löwen*“ — Franz Utz hieß der Wirt —, der „*Adler*“, die „*Sonne*“ und die „*Blume*“, denn es wird auch von einem „*Blumenwürth*“ als einem der „*Ohmgeldt*“-Zahler gesprochen. Auch in Ettenheimweiler bestand eine Wirtschaft, der „*Engel*“, dessen Wirt Sebastian Künstle hieß, der das „*Ohmgeldt*“ damals „*accordierter maßen*“, also nach Vereinbarung, „*vor das gantze Jahr*“ in einem Betrag entrichtete. Einige Jah-re später berichtet Joan Conrad Machleid in seinen „*Tagebüchern*“ ebenfalls von einer Wirt-schaft zum „*Engel*“, in einem Zusammenhang, der darauf schließen läßt, daß es sich um eine — neueröffnete — Wirtschaft in Ettenheim, schräg gegenüber seinem Hause in der „*Langen Gasse*“ (Friedrichstraße), handelt: „*1767 den 12ten Merzen am fest des Hl. Gregori hat Sebastian Miller beck seinen Wirtschild zum Engel das erstemal aufgricht*“. Es ist nicht bekannt, ob der „*Engel*“ in Ettenheimweiler aufgegeben wurde oder weiter bestanden hat.

---

2 *Ohmgeld* (lat. *indebitum*, auch *Ungelt*, *Ungeld*, *Umgeld* geschrieben): Geld, das ohne Gegenleistung gezahlt werden muß; es ist dies eine Verbrauchssteuer, zuerst nur auf Getränken, später auch auf anderen Waren lastend, z. B. Korn-Ungeld, und allmählich mit der Akzise, einer Verbrauchssteuer für viele Waren, iden-tisch. Die Abgabe wurde zuerst von den Städten, später auch von den Landesherrn erhoben. Die Steuerer-heber waren die „*Ungelster*“ oder, wie in Ettenheim, die „*Ohmgeldherren*“.



Die zweite Einnahmeart war das „*Maaß, Waag- und Weeggeldt*“<sup>3</sup>, das ebenfalls vierteljährlich erfaßt wurde. Anstelle des Quartals „*michaelis*“ erscheint hier das Quartal „*mathaei*“ (21.9.) als Zahlungszeitpunkt (oder Zahlungszeitraum). Es werden Einnahmen von der „*gemeinen Waag*“, der städtischen Waage also, aufgeführt, daneben ist „*Meesgeldt*“ zu entrichten und vor allem das „*Weeggeldt*“. Es wird von den Durchreisenden erhoben am Oberen Tor, am Unteren Tor, am Thomastor und an der „*Landtstraß*“, also am Zollhaus (an der jetzigen Bundesstraße). So etwa von Jacob Lorber, dem Stubenwürth zu Cappel oder vom Löbl. Gotteshauß Ettenheim Münster, das Schiff's Holtz durchführte, oder es fiel an „*aus gehaltenem Jahrmarkt zue St. Landelin*“ — in Ettenheimmünster wurden früher ebenfalls Jahrmärkte abgehalten. Von Jacob Levy, „*dem Jud Von Altorf wegen denen durchreisenden fremden Jüden*“ wurde es bezahlt und von einem hiesigen Juden „*wegen denen durchreisenden Bethel Jüden namens der Judenschaft*“. Es müssen also damals mehrere Judenfamilien in Ettenheim ansässig gewesen sein. In der Bürgermeisterrechnung erwähnt werden Hirtzel, Joseph und Moses (moyses) Levy sowie zwei andere, deren Namen nicht entziffert werden konnte.<sup>4</sup>

„*Von denen Jahrmärkten*“ erhielt die Stadt „*nach abzug der ordinari ausgaben*“ das „*standtgeldt*“, und zwar aus drei Märkten. Als erster Markt wird der „*medardi*“-Markt genannt, nach dem heiligen Medardus von Noyon (8.6.) bezeichnet, der als Schutzheiliger der Bauern und Winzer gilt. Es war dieser Markt ein „*gewöhnlicher*“ Markt, also kein Jahrmarkt jener Art wie der Bartholomäusmarkt oder der Martinimarkt (benannt nach den beiden Kirchenpatrones der Stadtkirche).

Die letzte Geldquelle war das „*Einnahmb Geldt Gans Gemein*“, also jene Einnahmen, die aus der ganzen Gemeinde aus verschiedenen Anlässen flossen. Da werden aufgeführt „*allmändt und boodten Zins*“, von „*denen frembdten Crämern und Handelsleuthen*“ zu zahlende Abgaben, das „*Jahrgeldt*“, „*von allhiesigen Judenschaft*“ empfangen, ebenso bezahlt vom Herrn von Maillot, dem Herrn oberambtmann. Wenn „*Contracten*“, also Verträge, „*zu sigillieren*“ (zu siegeln und zu beurkunden) waren, mußten Gebühren bezahlt werden. Es erscheinen in der Rechnung Pachtzins-Zahlungen für Pacht aus den „*Statt gärthen*“ und Erlöse aus dem Verkauf von Sand, „*Bürgergeldt*“ war zu entrichten, Strafen waren zu zahlen, so von einem Bauern aus dem „*Brechthal*“ oder von einem „*fremdten Crämer*“. Hans Georg Kolifrath

---

3 „*Maaß, Waag- und Weeggeldt*“: Ausfluß des fürstlichen Regals, das Münzwesen, Maße und Gewichte zu ordnen sowie des Zoll- und Straßenregals. Es sind dies Entgeltabgaben für die Benutzung der städtischen Maße (für die Eichung wurden Regalgebühren erhoben), der städtischen Waage und für die Benutzung der Straßen. Mit den letzteren Einnahmen sollten die Straßen und Wege instandgehalten und verbessert werden.

4 Über die Stellung der Juden vgl. C. Th. Weiß, *Geschichtliche und rechtliche Stellung der Juden im Fürstbistum Straßburg*. Diss. Heidelberg, Bonn 1894; dazu W. Schwab im „*Ettenheimer Heimatbote*“ v. 1.—4.3.67.

zahlte für „Stumpfholz“ (Holz aus den Baumstümpfen gewonnen) und Valentin Eysinger „vor das ihm verlehnte mättle“, und schließlich hatte die Stadt noch Einnahmen aus dem „Rieth im Rohrbach“. Insgesamt gingen 1.136 Gulden, 5 Schilling und 8 Kreuzer ein.

Bei den *Ausgaben* erscheint zunächst eine „Restliche Schuldigkeit“ der Stadt aus dem Vorjahr, ein *Receß*, zu zahlen „wegen größerer ausgaab den Einnaumb“ aus 1759 an den Rechner.

Für *Bauarbeiten*, das „Verbauwen“, gibt die Stadt allerlei aus: vom Schreiner antoni welti wird ein Tischchen beschafft. Es sind Maurer-, Schlosser-, Schreiner-, Schmiede-, Zimmermanns-, Hafner-, Glaser- und Steinhauerarbeiten zu bezahlen. Vom Ziegler werden Ziegel gekauft, vom Nagelschmied Nägel oder, in einem anderen Falle, Nägele. Der Xaveri Wittner hatte „drey brunnen aymer zue verfertigen“ für die Ziehbrunnen der Stadt, der Sayller Johannes Fahrländer Seile zu liefern. Wir finden in dieser Rubrik viele Handwerksberufe angegeben, ein Zeichen dafür, daß die meisten Gegenstände des täglichen Bedarfs am Ort selbst hergestellt werden mußten, weil der Austausch mit anderen Regionen nur schwach entwickelt war. Aber auch die Namen von vielen Bürgerfamilien finden wir hier, deren Nachfahren noch heute ortsansässig sind: die Meyer, Kistner, Welte, Dees, Eysinger, Werber, Kolifrath, Dorner, Klingler, Broßmer, Stoelcker. Hans Georg Kolifrath war Stadtschmied, der Steyer-Meister<sup>5</sup> hieß Werber.

Von „*Rays Undt Zöhrkösten*“<sup>6</sup> handeln die folgenden Ausgaben. Für einen „gang auf Ettenheim Münster in Statt geschäften“ erhielt der Verrechner Zehrgeld, „Caspar Hammerstuhl, der Läuferbott“, für eine „gethane Rays naher Zaberen“.

Als man „die Stellfallen aufgricht auf den Rithmatten“, eine frühe Einrichtung zur Bewässerung der dort liegenden Wiesen, wozu zwei Tage erforderlich waren, fielen „Zöhrkösten“ an, und bei diesem Anlaß ist auch vom „Statt-rath“ und den Zünften einiges „verzöhrt“ worden. Eine große Maßnahme war das Bachreinigen. Die Bürger waren damals noch zu Hand- und Spanndiensten verpflichtet und wurden für diese in Anspruch genommen. Allesamt mußten sie mitarbeiten, und sie wurden auch auf Stadtkosten verköstigt: „da man den Bach gedolben<sup>7</sup>, ist über mittag verzöhrt worden“, heißt es in der Rechnung, und abends nochmals beim „Sonnenwürth“ dahier „bey delbung sothanen Bachs durch Rath und Bürger . . . .“

5 Steyer-Meister = Steuermeister oder Steuerherr: in den Städten früher ein Ratsherr oder städtischer Beamter, der die Steuern zu erheben hatte, in diesem Falle wohl die landesherrlichen Steuern, da das „Ohmgeld“ von den „Ohmgeldherren“ eingezogen wurde.

6 „Rays Undt Zöhrkösten“: bei Reisen bezahltes Reise- und Zehrgeld, auch die Zahlungen für den Verzehr bei öffentlichen Anlässen.

7 delben, Delbung, verdolben = ausgraben und eingraben; wenn der Bach gereinigt wird, heißt es „das Bachdelben“ oder der Bach wird „gedolwe“; wenn ein Toter beerdigt wird, dann wird er „vrdolwe“.

„Zöhrkosten“ fielen an beim Besuch des Herrn Präsidenten (Name unleserlich), „denen Burgeren (bezahlt) welche Bey Herren Präsidenten selbige Anwesenheit dahier wegen Stattgeschäften gegenwärtig“ und „denen 40 Schützen Welche Ihre aufwartung bey Hochbemelten Herrn praesidenten gemacht“.

Bei der Aufnahm der „Statt Bedienten“ erhielt jeder der 40 Mann je ein „maas“ Wein und auch Brot gereicht, außerdem wurde „dazumahlen auf dem Rathaus verzöhr“t, wohl von Schultheiß und Bürgermeister.

Schon in jener Zeit gab es die Waldbegehungen durch den Stadtrat, die auch noch heutzutage beliebt sind. Beim Stubenwürth in Ringsheim war damals der Abschluß des „Augenschein“ genannten Ereignisses, zu dem ein Festmahl aufgetragen wurde, an dem auch, wie stolz-zufrieden vermerkt ist, der Verrechner und der Jäger teilgenommen haben. Zu den höchsten Festen des Kirchenjahrs zählt das Fronleichnamfest. Es fand dazumal seinen Ausklang auf dem Rathaus. „Item damahlens Wie gewöhnlich auf dem Rathaus Verzöhr“t wurde ein Betrag von fünf Gulden. Auch die an der Prozeßion Mitwirkenden erhielten Zehrgeld: „in festo Corporis Christi (Fronleichnam) denen welche der procession gedient undt denen Schützen für Brot und Wein“. Brot und Wein gereicht wurde auch in festo St. Urbani (25.5.), dem Patron der Winzer, zu dessen Ehren eine Prozeßion üblich war.

Der „Rats-Erneuerung“, die der heutigen Gemeinderatswahl entsprechen dürfte, schloß sich ein großes Fest an. Es ist nicht bekannt, ob der Stadtrat von der Obrigkeit bestimmt oder — sicher nicht von der Bürgerschaft — gewählt wurde. In ihr Amt eingeführt und verpflichtet wurden die neuen Stadträte vom Oberamtmann, der zunächst einmal für seine Amtshandlung die „gewöhnliche“ Gebühr erhielt. Dann folgte der festliche Teil, zu dem der „Löwenwürth dahier“, Franz utzen (Utz), die Speisen und Getränke lieferte, dafür die stolze Summen von rd. 52 Gulden kassierte, für Wein und Brot weitere 19 Gulden verbraucht wurden. Sechs fremde Musikanten spielten auf, anscheinend dauerte das Fest zwei Tage, denn sie wurden „Vor zwey Täg Bezahlet“ und außerdem mußte „dem Sonnenwürth Vor Zöhrung Ermelten musicyantes übernacht“, also fürs Übernachten, bezahlt werden.

Diese so festliche Ratserneuerung hatte ein Nachspiel. Bei der Abhörung, der Rechnungsprüfung also, wurde der hohe Aufwand gerügt. Die Randbemerkung lautet: „wird diesesmahl jedoch ohne Consequenz paßiert, mal dem anhang, daß fürderhin bey jeglicher Gerichts Erneuerung für Zehrung undt Dieten (Diäten) mehr nicht dann Höchstens 15 Gulden in Rechnung zu bringen“ seien.

Die *städtischen Bediensteten* mußten besoldet werden. Sie erhielten Zahlungen aus mehreren Titeln. „Erstlichen denen Herren ambts Schultheisen, Statt-



schreibern, Bürgermeister, Raths VerWandten und Raths Botten Ihre gewöhnliche diesJährige Besoldung abgeführt“, dann erhielten, nach dem Revisionsvermerk „wie hergebracht“, der Amtsschultheiß Riss, der Stadtschreiber und der Verrechner die „gewöhnliche Gebühr“ für die Berechnung des Ohmgeldes, des Zolls, des Waag- und Weeggelts, ebenso die — zwei — Ohmgeltem, jene also, die diese Steuer festzustellen und einzuziehen hatten.

Der Schulmeister Sebastian Klingelmeyer erhielt sein „Besoldt“, vierteljährlich, pro dictis quartalibus, abgeführt, der Mösner, die Stattbotten, der Brunnenmeister und die beiden Nachtwächter, die „um vier und neun Uhr zu Läuthen“ hatten, der Waagenmeister, der Brotbeschauer und der Fleischbeschauer, die wohl marktpolizeiliche als auch gesundheitspolizeiliche Aufgaben wahrzunehmen hatten.

Insgesamt wurden 273 Gulden, 9 Schilling und 6 Kreuzer für Besoldungen bezahlt.

Recht vielfältiger Art waren die *Ausgaben für die „Ganz Gemein“*. Der Hans Georg Dorner hatte sechs Klafter Holz zu machen, die beiden Holzhauer Georg und Thomas Broßmer 34 Klafter zu führen „Undt dannen Holtz zue facconnieren“, also die Baumstämme zu behauen. Geld erhielt der Schneider Johannes Stöhr, weil er den Schützenfahnen auszubessern hatte, und er erhielt auch „macherlohn (für) des „Statt Botten Wambs“. Hans Georg Moser, der „Maus fanger“, wurde entlohnt für „die maüs zu fangen“, Michel Klingler hatte 102 Clafter Gräben „an der Lantstraß“ aufzumachen. Gezahlt wurde an Franz Möhnert, den Statt procuratori<sup>8</sup>, dem „Ohnkösten den Stattwaldt Bey Ringsheimb betreffend“ entstanden waren. Zahlungen waren fällig für geliefertes Eisen, für Trinkgläser, als „man das Gras auf dem oberen Rieth dirr gemacht“, an Michael Schavanne, den Crämer, für Schmalz und Bienenwachs. An das Gotteshaus Ettenheimmünster war Bodenzins (Pacht) zu zahlen, an Martin Enderle, den Seegmüller, für das Schneiden von Diehlen. Die „Bannwarthe“ hatten Entgelt zu erhalten für die Besichtigung des Bachs und der Landstraße, bezahlt wurde der „gewesene Pfarrer Bayle für gehaltene Prozession um den Bann und in festo St. urbani“. Rückständig war die Zahlung für einen „Diehlen“, der bei der „hochfürstlichen Huldigung“ im Jahre 1758 gebraucht wurde. Von dieser „Huldigung“ des „Landtsfürsten“, des Cardinals Ludwig Cäsar Constantin von Rohan, des zweitletzten Fürstbischofs, der von 1756 bis 1779 regierte, berichtet sehr anschaulich Joan Conrad Machleid in seinen Tagebüchern (die Huldigung war am 11.9.1758). Brandsteuern waren zu zahlen, Fuhrlohn für Weizen nach Zabern, Schreibmaterial wurde beschafft, für vieles andere Geld ausgegeben.

---

<sup>8</sup> Prokurator = Bevollmächtigter, von der Stadt für besondere Aufgaben bevollmächtigt, hier wohl für die Betreuung des Stadtwaldes, vielleicht auch zu weiteren Aufgaben.



Die Stadt zahlte auch „den armen vorstadtleuthen<sup>9</sup> an Allmosen“. Ein Ausgabeposten gibt den ersten amtlichen Hinweis auf das Vorhandensein einer *Wasserleitung*: dem Salzverpachter Moyses Levi wurden „für ein Sester Salz so in die Brunnstube geschüttet worden“ zwei Gulden bezahlt. Es muß also damals schon eine Brunnenstube, wie man heute sagt, ein Hochbehälter, vorhanden gewesen sein. Die Salzbeigabe hatte, da unser Wasser sehr kalkhaltig ist, den Zweck, das Ausfällen des Kalks zu verhindern. Wo dieser Hochbehälter stand ist nicht bekannt. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß das Wasser der Marbachquelle gefaßt und in Deicheln, durchbohrten Holzstämmen, zu den Brunnen in unserer Stadt geleitet wurde. Im Marbach liegen noch heute neben den gußeisernen Wasserleitungsrohren solche alten Deicheln; in Ettenheimweiler hat man solche beim Straßenbau gefunden. Zu welchem Zeitpunkt die erste Wasserleitung verlegt wurde, ist unbekannt. Den ersten Anhaltspunkt für das Bestehen einer Wasserleitung finden wir in der Jahreszahl 1671, die im Wappenschild des „Bären“-Brunnens eingemeißelt ist, dessen ursprünglicher Standort noch nicht genau ermittelt werden konnte. Bis zum Neubau der Wasserleitung von 1890 an stand er auf dem Marktplatz, wo vor einigen Jahren eine Nachbildung des alten Brunnens errichtet wurde. Im Jahre 1736 wurde der „untere Brunnen“, der Nepomuk-Brunnen, errichtet. Es sind dies wohl die zwei Brunnen, die 1737 in einer Beschreibung der „bürgerlichen Häuser“ erwähnt werden. Im Jahre 1776 spricht Joan Conrad Machleid bereits von vier Brunnen: „1776. In dießem jahr ist ein so große Kelte von weihnachten biß Lichtmeß geweßen, daß alle 4 laufenten brunen alhier von Eiß und Kelte versprungen wie auch der sanct landelinß brunen nit mehr geloffen . . .“.

Der erwähnte Ausgabenvermerk gibt auch Aufschluß über die in unserem Gebiet übliche Form der *Besteuerung des Salzverbrauchs*.<sup>10</sup> Salz ist in der menschlichen Nahrung unentbehrlich, der fiskalische Erfolg der Besteuerung des Salzverbrauchs und des — einträglichen — Salzhandels daher stets gesichert. Im Mittelalter werden Salzzölle erhoben und Salzakzisen, insbesondere in Form des Salzungeldes (neben den Salzmonopolen der Fürsten). Die Erhebung der Salzakzise erfolgte durch die Salzpächter, die, oft habgierig, dieses

---

9 Vorstadtleute: wer außerhalb der Stadtmauern wohnte, also vor der Stadt, lebte in der Vorstadt. Es ist dies, den Älteren noch vertraut, das Wohngebiet nördlich des Unteren Tors bis zum Ettenbach. Es ist anzunehmen, daß sich dort ursprünglich Ortsfremde ansiedelten und Ansässige, die innerhalb der Stadtmauern kein Gebäude — mehr — erwerben konnten. Die in der Vorstadt vorhandenen Bürgerhäuser stammen meist aus den ersten beiden Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

10 Salzsteuer: bereits die Römer sicherten sich mit dem Salzregal das Recht des Staates, Salzvorkommen auszu-beuten. Ähnlich die mittelalterlichen Fürsten in den sog. „Salinenländern“. In den anderen, den sog. „Salzsteuerländern“, wurde der Salzverbrauch besteuert. Dies erfolgte durch Salzzölle oder durch die Salzakzise, insbes. das Salz-Ungeld (vereinzelt schon unter den Merowingern im 6. und 7. Jh. und später allgemein erhoben). Oft wurde das Steuerrecht, so in Frankreich, gegen Zahlung einer Globalsumme an Steuerpächter verpachtet. In Preußen mußte das Salz später von landesherrlichen Niederlagen bezogen werden (Salzkon-skription). Die Steuer, oft willkürlich hoch festgesetzt, mußte vom Salzhändler in den Preis einberechnet werden. Auch der Detailhandel von Salz war reglementiert.

Recht erbarmungslos ausnutzten. (Der Mißbrauch der französischen Salzsteuer, der „gabelle“, gilt als eine der Ursachen der französischen Revolution). Der in der Bürgermeisterrechnung erwähnte Moyses Levi hatte also den Salzhandel inne und war wohl zugleich auch Pächter der Salzsteuer.

Den Abschluß der Bürgermeisterrechnung bildet die „*Recapitulatio*“, die Einnahmen und Ausgaben gegenüberstellt. „Summa Summarum aller Außgaab Geldt dieser Rechnung Ist Kund thuet 1.041 Gulden ein Schilling und 3 Kreuzer. Da hingegen thut die Einnamb hier“ betragen 1.136 Gulden, 5 Schilling und 9 Kreuzer<sup>11</sup>. „Comperando Verbleibt Verrechner der Statt Heraus zu thun“ 95 Gulden, 4 Schilling und 5 Kreuzer. Am 20. Juni 1761 wurde die Bürgermeisterrechnung vom „Hochfürstl. Commissarius“, dem Oberamtman Maillot und dem Amtsschultheiß Riss „abgehört“, also geprüft. Im Prüfungsvermerk heißt es: „Gegenwärtige Rechnung ist auf Heüth zue Endt gebrachten Datum durch Uns den Hochfürstlichen Commissarium Undt den oberamtman der Statt und des oberambts abgehört, Einnamb Undt ausgaab In präsentia Hiesigen Statraths Undt Zünften durchgangen worden, gleichwie nun Niemand Etwas darwieder Ein Zu wenden gehabt, als Ist solche Salvo, Erorre, Calme . . . (unleserlich) et dupplus Expenso. Ratificiert für guth auf Undt angenommen worden auf dem Statrathhaus Zue Ettenheimb den 20.ten Juny 1761“. Es folgen die Unterschriften des Commissario (Metzlem ?), des Oberamtmanns Maillot und des Amtsschultheißen Riss.

Für die Abhörung erhielten die Beteiligten eine Gebühr, sowohl der Commissario als auch der Oberamtman, der Amtsschreiber, der Stadtschreiber, die Herren des Rats und die „vier Deputierten aus denen Zünften“, nicht zu vergessen der Rathsbott, der eine wichtige Persönlichkeit gewesen ist.

Dieser Auszug aus einer Bürgermeisterrechnung vor zweihundert Jahren läßt über die unmittelbar erfaßten Tatbestände hinaus doch einiges aus dem Leben der damaligen Zeit erkennen und macht sichtbar, wieviel davon, manchmal in veränderter Form, im Leben unserer Zeit bewahrt geblieben ist.

---

<sup>11</sup> 1 Gulden = 10 Schilling = 60 Kreuzer. Nach dem Münzgesetz von 1869 1 bad. Gulden = 1,71 M.

## „Occupatorische MaasRegeln“

Das Schreiben von Markgraf Karl Friedrich an Kardinal Rohan  
vom 14. 9. 1802

*Hubert Kewitz*

Die Markgrafschaft Baden hatte 1796 beim Sonderfrieden mit Frankreich linksrheinische Territorien und 64 626 Seelen verloren. Daß Baden durch den Frieden von Lunéville 1801 und den Reichsdeputationshauptschluß 1803 einen überreichen Ausgleich und 253 396 neue Untertanen gewann, verdankte es seinem Unterhändler beim „Länderschacher“ in Paris, Sigmund Freiherr von Reitzenstein und den Summen (450 000 Francs), die er dort in die richtigen Taschen fließen ließ, weniger den Initiativen und Direktiven aus Karlsruhe: „Dort schläft man nur gut, wenn man auf morgen verschoben hat, was man heute hätte beenden sollen“ (Reitzenstein).<sup>1</sup>

In einer Mediationskonvention waren Frankreich und Rußland am 4. 6. 1802 in Paris einig darüber geworden, wie die deutschen Fürsten zu entschädigen seien. Vor dem „Hauptschluß“ der Reichsdeputation in Regensburg (25. 2. 1803) verstrichen aber noch einige Monate des Übergangs, in denen der Rechtstitel auf die in Aussicht gestellten Besitzungen noch nicht festgestellt war, es aber geboten schien, schon zuzugreifen, — unter Wahrung gewisser Formen des Anstands.

Bonaparte drängte auf provisorische Besitznahme in einem Schreiben, das sein Brigadegeneral Lauriston am 3. 9. 1802 dem Markgrafen Karl Friedrich auf Schloß Favorite übergab.<sup>2</sup> Gleichzeitig hatte sich der badische Geheimrat Brauer in einer Denkschrift über eine glimpfliche äußere Form geäußert. Er schlug vor, „zu Vermeidung des Gehässigen eines Staatsbesitzes . . . einen *medium terminum*“ zu wählen und einen „Civilcommissär nur mit weniger Bedeckung bloß an den Hauptorten jenes Bezirks aufzustellen, der aber dann alle zugehörigen Orte von Zeit zu Zeit bestreifen ließe“. Auf der Sitzung des Geheimen Rathes vom 6. September trug man Bonapartes Schreiben vor und entschied sich der Markgraf für eine nach Brauers Propositionen vorzunehmende Aktion. Am 14. September wurden Schreiben in diesem Sinne ausgefertigt an

<sup>1</sup> K. Stiefel, Baden 1648 — 1952. Karlsruhe 1977. Bd. I, S. 169.

<sup>2</sup> Das Folgende nach dem 4. Band der von K. Obser bearbeiteten „Politischen Correspondenz Karl Friedrichs von Baden“, Heidelberg 1896, S. 232 f.

den „Kurfürst-Erzkanzler (= Karl Theodor von Dalberg) als Bischof von Konstanz, die Bischöfe von Speyer, Straßburg und Basel, die Prälaten der Reichsstifter und die Magistrate der Reichsstädte, die künftig Baden zufallen sollen“. Drei ständige Occupationscommissionen wurden gebildet. In unserem Bereich sollte der Landvogt von Mahlberg, Baron von Roggenbach, von den Reichsstädten Offenburg, Gengenbach (Stadt und Stift) und Zell a. H., vom Amt Ettenheim und dem Kloster Ettenheimmünster, der Obervogt August von Harrant vom Amt Oberkirch und der Prälatur Allerheiligen Besitz ergreifen.

Am 20. September erschien Roggenbach in feierlicher Audienz vor Seiner Eminenz, dem Kardinal und Fürstbischof von Straßburg, Louis René Edouard de Rohan-Guéméné: (1734 — 1803), in dessen Exil in Ettenheim, um ihm das Ankündigungsschreiben des Markgrafen zu überreichen.<sup>3</sup> Das *Original dieses Dokuments*,<sup>4</sup> das die über tausendjährige Straßburger Geschichte Ettenheims beendete, tauchte jetzt an unvermuteter Stelle unter Akten des Ettenheimer Pfarrarchivs auf; es dürfte schon früh aus dem Nachlaß des Kardinals und seines allmächtigen Geheimen Rats Abbé Simon dorthin geraten sein.

Unter dem dünnen Schleier gewahrter Formen, der Ausdrucksweise des Verkehrs der alten Reichsstände untereinander („Euer Liebden, Vielgeliebter Herr Vetter“) verbirgt sich kaum die okkupatorische Ungeduld, die die Macht auf ihrer Seite weiß:

„An des Herrn Cardinal Bischofen zu Straßburg Eminenz. Unsere Freundliche Dienste und was Wir mehr Liebes und Gutes vermögen jederzeit zuvor, Hochwürdigst Durchleuchtigster Fürst, Freundlich vielgeliebter Herr Vetter!

Eurer Liebden ist vorhin bekannt, daß unter denen, Unserm Fürstenhause zugestandenen Entschädigungs Objecten, auch die fürstl.e Straßburgische diesseits rheinische Hochstifts Lande und domcapitularische Besizungen mit einbegriffen sind.

Nun hätten Wir zwar gewünscht mit allen occupatorischen MaasRegeln zurückhalten zu können, bis durch einen ReichsDeputations Schluß die Autorisation eingetreten wäre, nachdem aber Unsere Vornehmste ReichsMitstände mit militairischen Occupationen vorausgegangen sind, nachdem Wir Selbst, gleichen Schritten, nun, da die Majorität der Deputation den Jndemnisations Plan angenommen hat, nicht ausweichen können, ohne Uns den Vorwurf einer Vernachlässigung Unseres eigenen Intereße zuzuziehen, so müßen Wir nunmehr zu der gleichen Maasregeln einer provisorischen Occupation schreiten. Wir machen es Uns aber zu einer angenehmen Pflicht, Euer Liebden voraus hiervon zu benachrichtigen, und denenselben die Versicherung zu geben, daß Wir dieselbe nicht nur in der geistlichen Regierung Eingangs gedachter dero Hochstifts Lande hierdurch im mindesten zu stöhren, oder zu beeinträchtigen nicht gemeint sind; sondern auch in Bezug auf die weltliche blos in den Schranken einer nur provisorisch geschehenden wirklichen Besiz-Ergreifung so lange stehen zu bleiben gesonnen sind, bis für Uns und Unsere ReichsMitstände etwa die Zeit erscheint, in welcher Uns Selbst solche weltliche Regierung gänzlich und endlich zufällt.

---

3 Vgl. E. Schell, Das Hochstift Straßburg rechts des Rheins im Jahre 1802. ZGO 87 (1935) S. 127.

4 Pfarrarchiv Ettenheim Fasz. XI. a. I



Wir ersuchen daher Eure Liebden, dero Regierung des Hochstifts Straßburg diesseits Rhein und zugehöriger domcapitularischer Lande anzuweisen, daß solche Unsern, in diese Lande abgehenden Commissarius und denen mitkommenden Truppen, die nur frei Dach und Fach, Holz, Stroh und Licht zu fordern, im übrigen alles baar zu bezahlen haben, in allem, was jener desfalls an sie gesinnen wird, die erforderliche Willfährigkeit beweisen, und für die zwekmäßige Einquartirung auch Anweisung der Unterthanen zum stillen und friedlichen Verhalten, behörig sorgen, wogegen auch Unsere KriegsMannschaft strenge Mannszucht zu halten angewiesen wird.

Wir hoffen, daß Euer Liebden gegen Unsern, dieses präsentirenden Occupations Commissarium Sich geneigt erklären werden, indem Wir den 21.n dieses Monats Unsere TruppenAbtheilung dorthin in Marsch zu sezen nöthig finden und verbleiben Derenselben zu Erweisung angenehmer freundnachbarlicher Dienstgefälligkeiten geflißen.

Carlsruhe, den 14.n Sept. 1802.

Carl Friedrich, von Gottes Gnaden Marggrav zu Baden und Hochberg etc.

Eurer Liebden Dienstwilliger Vetter und Diener.

Carl Friderich MVBaaden“ (Unterschrift eigenhändig).

Nach dem Empfang legte der Kardinal zwar durch seinen Kammerpräsidenten de Heille Verwahrung ein; er wußte aber wohl, daß seine Zeit abgelaufen war. Als etwas verzögert am 27. 9. die angekündigte militärische Besetzung Ettenheims stattfand, war er auf der Jagd. Reitzenstein hatte ihn am 3. 9. in einem Brief aus Paris an den späteren badischen Minister von Edelsheim richtig beurteilt: der Kardinal von Rohan „ne demandera mieux que de pouvoir manger en sûreté la pension alimentaire qui lui sera assignée“.

Wie lange vorbei waren die immer noch schönen Zeiten seiner ersten Ettenheimer Jahre, als der Fürstbischof im März 1791 mit drei Chaisen, jede mit sechs Pferden bespannt, nach Lahr fuhr, um die Vorstellung einer englischen Kunstreitertruppe zu sehen. „Am Vogtstor wurde er von der ganzen Reiterschar in roter, mit Gold gestickter Uniform empfangen. Man rühmte seine Leutseligkeit und rechnete ihm hoch an, daß er sich mitten unter die Zuschauer gesetzt hatte.“<sup>5</sup>

Und noch 1793, schon in Kriegszeiten, hatte er Sinn für pfingstliche Fröhlichkeit gezeigt: „In der kreuzwochen ist der danzboden beim Thomaßthor, in der linden, von des lantsfürsten seinen bedienten gemacht worden. Es were beßer, man hette betbläz gemacht, bey der Zeit. — Den 20:ten may, als am pfingst montag, haben des Gnädigsten lantsfürsten seine bedienten einen danz nach der Vesper bim Tomenthor gehabt. Er ware dopfeben gemacht, der blaz under dem wilden köstenbaum, mit großen stangen eingemacht, und 2 disch auff dem baum und bänk gemacht, daß die spilleuth haben können auff dem baum auffspilen. Man hat denen Jungferen weiße muren (Weißmehlwecken) geben, die mit den hußaren (der Leibwache) gedanzet haben. Der lantsfürst mit seinen herren in dem schloß hat oben auff auch zue geschauet bis am abend. Als dann ware alles vorbeÿ. — An dem pfingstdinstag hat der gnädige lantsfürst

---

5 A. Ludwig, Unsere Heimatstadt Lahr. Der Altvater 3 (1936) S. 163.

abens sambt dem prinz lui (einer der Condés) auff dem baum beym Tomen-  
thor einen Vesper mahlzeit gehabt. Es ware auff einer großen feur leitheren ein  
stegen gemacht, daß mann hat könen auff, und absteigen, dar auff dem disch  
und sesel zu sitzen, biß abents 7 uhr zue eßen.“<sup>6</sup>

Der 1793 immer noch lebensfrohe Kardinal war 1802 krank und resigniert.  
Der „Cardinal Collier“, einst der Wetzstein der europäischen Lästerzungen  
(der „luterischen und kezerischen zeitungschreiber, alß Baßel, Franckfurt am  
Mein, Ehrlang, Augsburg, Schaffhaußen, Karlißrue“; Machleid), den die Et-  
tenheimer in seinen letzten Jahren zweifellos geliebt haben, der Kardinal war  
krank. Reitzenstein erfuhr das bald: „Quant au Cardinal de Rohan, on pré-  
tend que sa santé est si dérangée qu'on pourra être généreux envers lui sans  
trop incommoder nos finances“ (An Edelsheim, Paris 31. 12. 02). Rohan starb  
am 16. 2. 1803, wie es hieß, an einer Influenzaepidemie („gros rhume, mala-  
die epidémique qui règne en ce moment“<sup>7</sup>), zur ganz unverhohlenen Freude  
von Karlsruhe: „la circonstance favorable que la mort du Cardinal à Etten-  
heim allègera un peu pour l'avenir les charges considérables dont les indemni-  
tés de Monseigneur le Margrave se trouvent affectées“ (Edelsheim an Reitzen-  
stein, Karlsruhe 22. 2. 03).

Dem Schreiben Karl Friedrichs im Ettenheimer Pfarrarchiv beigegeben war  
der offenbar zeitgenössische *Entwurf einer Grabschrift* für den Kardinal, die  
seine Nichte, die aus der tragischen Geschichte des Prinzen von Enghien be-  
kannte Charlotte von Rohan, ihm zugebracht hatte:

„Heic jacet / Ludovicus Renuatus Eduardus / e principibus de Rohan / S. R. E. Cardinalis / prin-  
cipum Episcoporum Argentinensium / Ultimus / heic enim / et Episcopus / ad meliora Natus /  
sed / temporum calamitate / maerore aerumnis / Confectus / et / princeps Ecclesiae Argentora-  
tensis / per saecula quondam florentissimae. — / Corruere. / Natus / denatus 16. februarii  
MDCCCIII. / pietas / principis Carolae de Rohan / fieri curavit. / R. J. P.“ (Hier ruht Ludwig  
Renuatus Eduard, Fürst von Rohan, Kardinal der Hl. Römischen Kirche, letzter Fürstbischof von  
Straßburg, hier auch Bischof, zu Besserem geboren, aber verzehrt durch die böse Zeit, Trauer und  
Trübsal, Fürst der durch Jahrhunderte blühenden Straßburger Kirche. Die Zeiten sind nicht  
mehr. Geboren, gestorben am 16. Februar 1803. Das fromme Andenken der Prinzessin Charlotte  
von Rohan hat dies machen lassen. R. I. P.)

Die Zeiten waren nicht mehr. Die neuen waren so schlecht, daß die von den  
Schulden des Onkels erdrückte Universalerin die Grabschrift nicht ausge-  
führt hat. Das Grab Rohans im Chor der Ettenheimer Pfarrkirche blieb ohne  
Zeichen und Schrift; erst 1953 wurde im Beisein französischer Ehrengäste eine  
Gedenktafel enthüllt.

6 Joann Conrad Machleid, Aufzeichnungen; Bd. II (1776—94). (Zeitgenössische Chronik-Handschrift im Be-  
sitz der Familie.) — Diese Lustbarkeit am Pfingstmontag kannte Rohan aus dem Elsaß. G. D. Arnolds be-  
rühmtes Straßburger Mundart-Lustspiel „Der Pfingstmontag“ (1816) ist danach benannt. Man spricht darin  
davon, den Schießrain vor dem Judentor aufzusuchen: „Der Schießrain, diß wärd scheen./ Es isch gar lusti  
drus. Si danze / Hyt uf em Lindebaum“ (I 3). In einer großen Linde ruhte auf 32 Säulen eine Plattform, wo  
man im Sommer im Schatten der ausgebreiteten Äste sitzen und feiern konnte.

7 Politische Correspondenz 4, S. 365, A. 2.

# Die rechtsrheinische Restdiözese Straßburg in den Jahren 1802—1808\*

*Hermann Schmid*

## *Der Untergang des alten Bistums Straßburg*

Neben zahlreichen Veränderungen auf politischem, militärischem, sozialem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet bewirkten die Französische Revolution und die in der Folge stattfindenden Kriege eine umfassende Neugestaltung der territorialen und kirchlichen Verhältnisse des gesamten deutschen Reichs, wobei sich der Umbruch im Oberrheingebiet besonders stark bemerkbar machte. Geradezu ein Schulbeispiel hierfür sind die weltlichen und geistlichen Herrschaftsgebiete des Bischofs von Straßburg beiderseits des Rheins. Der Sieg der Ideen und Waffen der jungen französischen Republik brachte neben anderen Territorien auch dem Hochstift und der alten Diözese Straßburg den Untergang — den linksrheinischen Teilen etwas früher, den rechtsrheinischen etwas später.

---

\* Über dieses Thema hat der Verfasser schon einmal in der „Badischen Heimat“ 60/1980, S. 419 ff. geschrieben. Für die „Ortenau“, die in geographischer Hinsicht das gegebene Publikationsorgan für einen solchen Beitrag ist, erfolgte eine eingehende Überarbeitung auf der Grundlage erweiterter Quellenstudien. — Eine sonstige Untersuchung der Geschichte der rechtsrheinischen Restdiözese Straßburg ist nicht bekannt. Weder die allgemeinen Kirchengeschichtsbücher noch die speziellen über die katholische Kirche in Baden enthalten genaue Aussagen: C. Bader, *Die katholische Kirche im Großherzogthum Baden*, Freiburg 1860, I. v. Longner, *Beiträge zur Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz*, Tübingen 1863, H. Brück, *Die oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der Kirche zur Staatsgewalt*, Mainz 1868, H. Maas, *Geschichte der Katholischen Kirche im Großherzogthum Baden*, Freiburg 1891, H. Lauer, *Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden*, Freiburg 1908, und W. Burger (u. a.), *Das Erzbistum Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart*, Freiburg 1927, bieten nicht mehr als die Feststellung, daß der rechtsrheinische Teil der Diözese Straßburg im Erzbistum Freiburg aufgegangen ist.

Auch die elsässische Geschichtsschreibung bietet nur wenig. Im Mittelpunkt des Interesses steht hier naturgemäß die vor- und nachrevolutionäre Diözese Straßburg. Folgende Schriften wurden durchgesehen: F. X. Schwartz, *Populäre Kirchengeschichte von Straßburg und Basel*, 2 Bde., Rixheim 1877—78; L. G. Glöckler, *Geschichte des Bisthums Straßburg*, 2 Bde., Straßburg 1879—80; A. Truttmann, *Kirchengeschichte des Elsasses*, Kehl<sup>2</sup> 1925; A. M. Burg, 1. *Histoire de l'église d'Alsace*, Colmar 1946, 2. *Die alte Diözese Straßburg von der bonifazischen Reform (ca. 750) bis zum napoleonischen Konkordat (1802)*, in: FDA 86/1966, S. 220 ff.; F. Reibel, *Die Bischöfe von Straßburg seit 1802*, Straßburg 1958, und C. Wackenheim, *Les évêques de Strasbourg témoins de leur temps*, Straßburg 1976.

Zeitgenössische Unterlagen fanden sich im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg (EAF) Abteilungen Ordinariatsakten Konstanz Generalia (OKG) und Erzbischöfliche Finanzkammer (FK) und EAF, Abteil im Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe (GLA), Abteilungen 229 und 235.



Nachdem die Nationalversammlung in Paris nicht nur auf die innerfranzösischen Kirchengüter, sondern auch auf die im Elsaß ihre Hand gelegt hatte, sah sich der Fürstbischof von Straßburg, Prinz *Ludwig Renat Eduard von Rohan-Guémené* (1734—1803)<sup>1</sup>, im Sommer 1790 bewogen, seine Residenz im unterelsässischen Zabern aufzugeben und auf das rechte Rheinufer überzusiedeln, zumal die revolutionären Umtriebe in Straßburg und Umgebung ständig zunahmen. Da der Kardinal zum einen ein exponierter Vertreter des überkommenen Feudalsystems war und zum anderen der sogenannten Zivilkonstitution des Klerus seine Zustimmung verweigerte, deren Zweck es im wesentlichen war, die katholische Kirche in Frankreich von Rom loszulösen und die Kirchenverfassung zu „demokratisieren“, hatte er guten Grund, um seine und die Sicherheit seines Hofstaats zu fürchten. So suchte er in seiner Herrschaft Ettenheim Zuflucht, die zusammen mit der Herrschaft Oberkirch den weitaus kleineren Teil seiner weltlichen Besitzungen ausmachte. Der größere, allerdings stark zersplitterte, war linksrheinisch und verteilte sich auf das Unter- und Oberelsaß. Er umfaßte das Ried nördlich von Straßburg, die Ämter Zabern und Molsheim, Besitzungen an der unteren Ill und südlich von Colmar, und war nach dem Scheitern der österreichisch-preußischen Intervention in Frankreich 1792/93 endgültig verloren.

Im Frühjahr 1791 erhielt Rohan Zuzug durch Lehrer und Alumnus des Straßburger Priesterseminars, die zum Teil im Stift Ettenheimmünster, zum Teil im Stift Allerheiligen unterkamen. Der Grund ihrer Flucht war die Wahl des schismatischen, gallikanischen Bischofs *Franz Anton Brendel* für das Niederelsaß Anfang März 1791, die auf Geheiß der Nationalversammlung von rund 400 Wahlmännern vorgenommen wurde, welche mehrheitlich der römischen Kirche nicht angehörten. Brendel war selbstredend konstitutionell eingestellt und machte sich für die völlige Trennung der französischen Kirche vom Papst stark. Er konnte sich aber bei der weitgehend romtreuen Bevölkerung nicht durchsetzen und demissionierte 1797, derweil Kardinal Rohan in Ettenheim als kanonischer Oberhirte seiner angestammten Diözese fungierte und das Wirken Brendels und dessen Anhänger jenseits des Rheins zu bekämpfen suchte.

Nach der Machtergreifung Napoleon Bonapartes kamen die Kämpfe zwischen der katholischen Kirche und dem französischen Staat allmählich zum Erliegen. Das Konkordat zwischen Pius VII. und dem Ersten Konsul vom 15. Juli 1801, das erst ein dreiviertel Jahr später seine volle Rechtsgültigkeit erlangte, war insofern für die Kirchenverwaltung am Oberrhein von größter Bedeutung, als der Heilige Stuhl die schon von der Pariser Nationalversammlung im

---

<sup>1</sup> Zu diesem vgl. E. Batzer, Testament und Hinterlassenschaft des Kardinals Rohan, in: Die Ortenau 10/1923, S. 28 ff.; C. Geres, Etwas aus der Geschichte Ettenheims: Rohan-Enghien, in: Schau-ins-Land 15/1889, S. 1 ff., A. Kürzel, 1. Cardinal L. R. E. Rohan zu Ettenheim, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften 3/1870—72, S. 43 ff., 2. Die Stadt Ettenheim und ihre Umgebung, Lahr 1883.



Charte über die am Ober-Rhein zerstreut  
liegende Länder des Ober-Rheinischen Kreises.



Die hochstiftisch-straßburgischen Herrschaften Ettenheim und Oberkirch (Ausschnitt aus der Karte: Der Oberrheinische Kreis. Nach seinen Unterabtheilungen. Entworfen von F. L. Güßefeld. 1786. Nürnberg, bey denen Homännischen Erben. Kartensammlung GLA).

Jahr 1790 verfügte Verringerung der Bistümer und deren Einrichtung nach den Departementsgrenzen bestätigte. In diesem Zusammenhang forderte das Oberhaupt der katholischen Kirche die Vorsteher der alten Diözesen, sofern sie noch lebten, auf, von ihren Posten abzutreten. Die meisten von ihnen, das Wohl ihrer Kirche den privaten Interessen voranstellend, kamen dem Begehren nach. So auch Fürst Rohan, der noch im Jahre 1801 für den linksrheinischen Teil seines Sprengels resignierte.

Sein Nachfolger wurde auf Wunsch Napoleons *Jean Pierre Saurine*, der den Straßburger Bischofsstuhl im April 1802 bestieg. Saurine war Gallikaner mit Leib und Seele, hatte einst als Mitglied der Nationalversammlung für die *constitution civile du clergé* gestimmt und war einer der konstitutionellen Bischöfe Innerfrankreichs gewesen. Wegen seiner papstfeindlichen Haltung und seiner Weigerung, seinen früheren Bestrebungen abzuschwören, fand seine Ernennung bei der elsässischen Geistlichkeit und Bevölkerung allenthalben eine skeptische Aufnahme. Gleichwohl leistete er während seiner elfjährigen Amtszeit wesentlich mehr als man anfänglich von ihm erwartete. Sogleich nach seinem Amtsantritt organisierte er die Diözese neu, die vor allem durch die oberelsässischen Landkapitel des alten Bistums Basel Zuwachs erhalten hatte, und sorgte für eine baldige Wiederbesetzung zahlreicher vakanter Pfarrstellen, wobei er mitunter auch auf säkularisierte Ordensmänner von der anderen Rheinseite zurückgriff.

Saurines Tätigkeit berührte die Stellung Kardinal Rohans in Ettenheim nicht. Dieser behielt die geistliche Regierungsgewalt über sein auf die Landkapitel Lahr, Offenburg und Ottersweier zusammengeschrumpftes Restbistum auch nach seinem Verzicht auf den linksrheinischen Teil und gebot fortan noch über insgesamt 77 Pfarreien zwischen Bleich und Oos<sup>2</sup>.

---

2 Die Bleich, linker Nebenbach der Elz, bildete einst die Grenze zwischen Breisgau und Ortenau und zwischen den Diözesen Konstanz und Straßburg und entsprechend trennte die Oos, linker Nebenbach der Murg, die Diözesen Straßburg und Speyer und die Ortenau vom Ufgau.

Nach dem gedruckten „*Registrum Episcopatus et Dioecesis Argentinensis anno MDCCLXXVIII*“, Straßburg 1778, und der Bistumsstatistik bei S. A. Würdtwein, *Nova subsidia diplomatica ad selecta juris ecclesiastici Germaniae et historiarum capita elucidanda*, Bd. 8, Heidelberg 1786, S. 87 ff. bestand das Bistum Straßburg vor der Revolution aus dem Stadtbezirk Straßburg, zehn linksrheinischen Landkapiteln (Andlau, Benfeld, Bettbur oder Zabern, Unter-Hagenau, Ober-Hagenau, Marckolsheim, Molsheim, Montis fratrum oder Oberehnheim, Rheinau, Schlettstadt) und drei rechtsrheinischen (Lahr oder Ettenheim, Offenburg, Ottersweier).

Das Landkapitel Lahr hatte 34 Pfarreien (Altdorf, Berghaupten, Kappel am Rhein, Ettenheim, Ettenheimmünster zugleich Abtei, Friesenheim, Grafenhausen, Haslach mit Kapuziner-Kloster, Herbolzheim, Hofweier, Ichenheim, Kippenheim mit Kapuziner-Kloster in Mahlberg, Kürzell, Marlen, Müllen, Mühlenbach, Münchweier, Niederschopfheim, Oberschopfheim, Oberweier, Ottenheim, Prinzbach, Ringsheim, Rust, Schuttern zugleich Abtei, Schuttertal mit dem Rekollekten-Kloster in Seelbach, Schutterwald, Schweighausen, Steinach, Sulz, Wagenstadt, Weiler bei Fischerbach, Welschensteinach, Zunsweier), das Landkapitel Offenburg 18 (Appenweier, Biberach, Bühl bei Offenburg, Durbach, Ebersweier, Elgersweier, Gengenbach zugleich Abtei, Griesheim, Harmersbach, Kehl, Nordrach, Nußbach, Oberkirch mit Kapuziner-Kloster, Offenburg mit Minoriten- und Kapuziner-Kloster, Oppenau mit Kapuziner-Hospiz und Abtei Allerheiligen, Urloffen, Windschlag, Zell) und das Landkapitel Ottersweier 25 (Bühl, Bühlertal, Kappel-Windeck, Kappel-Rodeck, Großweier, Fautenbach, Gamshurst, Hügelheim, Honau, Iffezheim, Oberachern, Otters-

Dagegen blieb ihm der Verlust seiner Reichsstandschaft und der Übergang seiner rechtsrheinischen Territorien an den Markgrafen von Baden nicht erspart. Nachdem das Reich und die französische Republik am 9. Februar 1801 zu Lunéville Frieden geschlossen und endgültig die Abtretung des gesamten linken Rheinufers an Frankreich und die Entschädigung deutscher Erbfürsten für ihre hierdurch entstandenen Verluste auf der Grundlage von Säkularisationen<sup>3</sup> und Mediatisierungen vereinbart hatten, nutzte das markgräfliche Haus Baden die Gelegenheit zu umfangreichen Gebietsarrondierungen und ließ sich von der Reichsdeputation in Regensburg unter anderem die Rohansche Herrschaft Ettenheim mit der Abtei Ettenheimmünster und die fürstbischöflichen Besitzungen an Rench und Acher zusprechen, die das Stadtgericht Oberkirch und die fünf Gerichte Kappel unter Rodeck, Sasbach, Oppenau, Ulm und Renchen sowie die Prälatur Allerheiligen umfaßten. Baden besetzte diese Gebiete im Herbst 1802 und entsetzte Louis de Rohan der Landesregierung, womit dieser auch Sitz und Stimme im Reichs- und im oberrheinischen Kreistag verlor<sup>4</sup>. Karl Friedrich nahm demgemäß in seine Titulatur das Prädikat „Fürst zu Ettenheim“ auf. Noch bevor der Reichsdeputationshauptschluß endgültig verabschiedet war, starb Rohan am 16. Februar 1803 — einst einflußreicher Purpurträger, Großalmosenier von Frankreich und Schlüsselfigur der berühmten Halsband-Affäre, jetzt depossedierter und so gut wie bankrotter Emigrant. Seit den Tagen, als er in Paris von einer Gaunerin hereingelegt worden war und sehr zum Schaden von Monarchie und Kirche die Königin Marie Antoinette in besagte Affäre verwickelt hatte, die heute noch die Phantasie mancher Leute beschäftigt, hatte sich ihm alles zum Unguten gewendet. Als er das Zeitliche segnete, stand er vor einem Berg von Schulden. Sein Tod bewahrte ihn mit Sicherheit vor manchen Kümernissen und Beschwerden und den badischen Staat vor beträchtlichen Pensionslasten. Wenngleich die literarischen Urteile über ihn im allgemeinen wenig günstig ausfallen, so muß man ihm doch zugute halten, daß er bei einem guten Teil seiner Untertanenschaft nicht unbeliebt war und der römischen Kirche allzeit die Treue gehalten hatte. Mit dem Fürsten Rohan ging ein lebensvoller Aristokrat und ein typischer Vertreter des *ancien régime* dahin.

---

dorf, Ottersweier mit Augustinerinnen-Kloster, Renchen, Sandweier, Sasbach, Schwarzach zugleich Abtei, Sinzheim, Steinbach mit Rekollekten-Kloster Fremersberg, Stollhofen, Vimbuch, Ulm, Unterachern, Unzhurst, Waldulm).

Vgl. auch J. Burcklé, *Les chapitres ruraux des anciens Evêches de Strasbourg et de Bâle* (Collection d'études sur l'histoire du droit et des institutions de l'Alsace 12), Colmar 1935, M. Hennig, *Geschichte des Landkapitels Lahr*, Lahr 1893 und W. Weiß, *Geschichte des Dekanates und der Dekane der Rural- oder Landkapitels*, Offenburg 1895.

3 Vgl. hierzu allgemein die Dissertation des Verfassers: *Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811*, Überlingen 1980.

4 Vgl. hierzu vor allem E. Schell, *Das Hochstift Straßburg rechts den Rheins im Jahre 1802*, in ZGO 87/1935, S. 126 ff., dann auch M. Krebs, *Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau*, in: *Die Ortenau* 16/1929, S. 85 ff. u. 40/1960, S. 133 ff., J. Rest, *Zustände in der südlichen Ortenau im Jahr 1802*, in: *Die Ortenau* 11/1924, S. 19 ff., und H. D. Siebert, *Die Territorien der Ortenau*, in: *Badische Heimat* 22/1935, S. 79 ff.



## *Die Verwaltung der Restdiözese Straßburg von 1803 bis 1808*

Die rechtsrheinische Restdiözese Straßburg entbehrte nun eines Oberhirten — ein Zustand, der eigentlich bis zur Gründung der oberrheinischen Kirchenprovinz 1821/27 bestehen blieb. Die Reichsdeputation hatte zwar in Vollziehung des Lunéviller Friedens ganz besonders für den deutschen Süden eine territoriale Neugliederung eingeleitet, die Frage einer Neuabgrenzung der Diözesen aber offen gelassen und einer späteren reichsrechtlichen Regelung vorbehalten. An entsprechenden Vorstößen verschiedener Territorialherren fehlte es nicht, jedoch kam es weder zu einer Einigung unter den Erbfürsten noch zwischen diesen und dem Papst<sup>5</sup>. Der § 62 des Reichsrezesses von 1803 bestimmte daher: „Die erz- und bischöflichen Diöcesen aber verbleiben in ihrem Zustande, bis eine andere Diöcesan-Einrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen sein wird, wovon dann auch die Einrichtung der künftigen Domcapitel abhängt“<sup>6</sup>.

Da der Bischof von Straßburg dem Erzstuhl zu Mainz unterstand, war *Karl Theodor von Dalberg* in seiner Eigenschaft als Erzbischof und deutscher Primas für die Organisation der Kirchenverwaltung in der Restdiözese zuständig, die sich trotz den Vereinheitlichungen, die der Deputationsbeschluß gebracht hatte, immer noch auf verschiedene Territorien erstreckte und zwar zum größten Teil auf kurbadisches, aber auch auf vorderösterreichisch-ortenauesches, ritterschaftliches, fürstlich fürstenbergisches und gräflich von der leyensches Gebiet. Über die einzelnen Schritte Dalbergs nach Eintritt der Sedisvakanz sind wir auf Grund des äußerst dürftigen Aktenmaterials nur unzureichend unterrichtet. Eines jedoch steht fest: Er behalf sich damit, daß er den Mainzer Weihbischof *Valentin Heimes*<sup>7</sup>, der schon seinem Vorgänger Friedrich Karl von Erthal als Gesandter am Rastatter Kongreß 1797/98 gute Dienste geleistet hatte, mit der Regelung der straßburgischen Bistumsverwesung beauftragte. Die Ernennung von zwei erzbischöflichen Kommissaren im Frühjahr 1804 brachte dann die Sache zu einem vorläufigen Abschluß<sup>8</sup>.

Der eine von Dalbergs Beauftragten war der Exjesuit und Erzpriester des Landkapitels Offenburg, *Norbert Fahrländer*<sup>9</sup>, über den wir Genaueres wissen: Am 31. Dezember 1737 in Oberkirch geboren, erhielt er nach 16jähriger

---

5 Vgl. L. König, Pius VII. Die Säkularisation und das Reichskonkordat, Innsbruck 1904.

6 A. C. Gaspari, Der Deputations-Receß mit historischen, geographischen und statistischen Erläuterungen und einer Vergleichungstafel, Bd. 2, Hamburg 1803, S. 311.

7 Zu diesem s. L. A. Veit, Der Zusammenbruch des Mainzer Erzstuhles infolge der französischen Revolution, in: FDA 55/1927, S. 65 ff.

8 Aktenstücke EAF OKG 3 Fasz., die Verwaltung des Straßburger Bistumsanteils betreffend, und GLA 235/118.

9 Bzgl. Fahrländer und seiner Tätigkeit gibt es einiges an Aktenmaterial: EAF FK 7954 und GLA 229/34 236 u. 34 263. Vgl. auch Weiß, Dekanat Offenburg, S. 286 ff., und E. Dittler, Karl und Dr. Sebastian Fahrländer von Ettenheim und die revolutionäre Bewegung am Oberrhein (Fortsetzung), in: Die Ortenau 56/1976, S. 253.



Tätigkeit in der Gesellschaft Jesu endgültig 1776 die Pfarrei Griesheim bei Offenburg, wo er am 20. Februar 1820 verstarb. Er fungierte ab 1798 als Kapitelsdekan und setzte 1813 alters- und krankheitshalber seine Entbindung von dieser Aufgabe durch. Obwohl er schon 1804 nahezu blind war, ernannte ihn Dalberg in Ermangelung einer anderen geeigneten Persönlichkeit zu seinem „Generalvicar“ für die „Landgrafschaft Ortenau und sämtliche ritterschaftlichen Orte“, also für die unter der Botmäßigkeit des Erzhauses Österreich stehenden Teile der Ortenau<sup>10</sup>. Fahrländer, der schon vorher als geistlicher Schriftsteller hervorgetreten war und nun im Namen des Metropoliten unter anderem eine Reihe von Hirtenbriefen verfaßte, konnte die Arbeit, die das Kommissariat mit sich brachte, nur mit Hilfe seines Vikars und Sekretärs Joseph Moesch bewältigen.

Der übrige, weitaus größere Teil des Restbistums wurde *Franz Anton Zehaczek*<sup>11</sup>, seines Zeichens Definitior im Landkapitel Lahr, zur kommissarischen Verwaltung zugewiesen, dem als Sekretär der aus Straßburg stammende Abbé Michel zur Seite stand. Zehaczek, am 16. September 1754 in Mahlberg geboren und am Straßburger Priesterseminar ausgebildet, amtierte in Kippenheim, wo er seit 1789 Pfarrer war. Der badische Staatskalender von 1805 umreißt seinen Wirkungsbereich genau. Nach diesem wurde das bischöfliche Kirchenregiment in dem unter badische Hoheit gekommenen straßburgischen Bistumsteil besorgt von „einem Metropolitanats-Commissario in Kippenheim für den Rest der Kirchenvogtey Ettenheim, die Kirchenvogtey Offenburg und die Kirchenvogtey Schwarzach mit Ausnahme der Kirchspiele Haueneberstein, Oos und Sandweyer, sodann aus der Kirchenvogtey Rastatt die Kirchspiele Hügelsheim, Iffezheim, Ottersdorf, Plittersdorf und Wintersdorf<sup>12</sup>.

Keine kommissarischen Kompetenzen hatte dagegen, soweit feststellbar, *Franz Joseph Merkel*, geboren am 28. August 1751 in Offenburg, seit 1786 Pfarrer in Fautenbach und zuständig für das Ruralkapitel Ottersweier<sup>13</sup>.

Zwar trug die Aufteilung des Restbistums in zwei Kommissariatsbezirke den machtpolitischen Verhältnissen in der Ortenau Rechnung — Zehaczek hatte es vornehmlich mit der badischen, Fahrländer mit der vorderösterreichischen

---

10 Vorderösterreich bzw. ritterschaftlich waren folgende Pfarrorte: Altdorf, Berghaupten, Herbolzheim, Hofweier, Marlen, Müllen, Niederschopfheim, Rust, Schuttern, Schutterwald, Appenweier, Bühl bei Offenburg, Ebersweier, Elgersweier, Griesheim, Nußbach, Urloffen, Windschlag, Fautenbach, Gamshurst, Ober- und Unterachern und Ottersweier.

11 † 16. Februar 1830 lt. EAF FK 12 794. Die Aufgabe eines Kapitelsdefinitors bestand in der Unterstützung des Dekans bei der Verwaltung. Vgl. auch Hennig, Landkapitel Lahr, S. 293, und J. König, *Necrologium Friburgense 1827—1877*, in: FDA 16/1883, S. 289.

12 KurBadischer Hof- und StaatsCalender für das Jahr 1805, Karlsruhe 1804, S. 278. Da die Karlsruher Regierung es für unumgänglich gehalten hatte, die „katholische Landeskirche“ einer ständigen Kontrolle zu unterwerfen, waren in den neu erworbenen Gebieten in Anlehnung an die politische Einteilung sog. Kirchenvogteien errichtet worden. Vogt der Kirchenvogtei Ettenheim beispielsweise, die die katholischen Kirchspiele der Ämter Schliengen, Müllheim, Lahr und Mahlberg umfaßte, war F. X. Freiherr von Roggenbach, Landvogt zu Mahlberg (a.a.O., S. 301).

13 † 28. Mai 1834 lt. EAF FK 6 019. Vgl. auch Königs Nekrolog, S. 303.

Regierung zu tun — das Gegebene war sie auf die Dauer aber nicht, insbesondere nicht nach dem Übergang der Landvogtei Ortenau an das Kurhaus Baden infolge des Preßburger Friedens vom 26. Dezember 1805. Nach der Bildung des Rheinischen Bundes im Sommer 1806 stand die Existenz der Dalbergschen Stellvertreter geradezu in offenem Widerspruch zur Kirchenpolitik der Karlsruher Regierung, die nun mit Vehemenz nach einer Vereinheitlichung strebte. Zerfiel doch das junge Großherzogtum in nicht weniger als sechs bischöfliche Jurisdiktionsbezirke. Der größte war der Konstanzer Bistumsanteil. Es folgten der Straßburger, Speyrer, Wormser, Würzburger und Mainzer — letzterer gehörte seit kurzem zur Erzdiözese Regensburg.

Schon im Rahmen der Säkularisationsverhandlungen in Regensburg im Jahr 1802 hatte Baden den Versuch unternommen, gemäß den Grundsätzen der modernen, josephinisch geprägten Staatskirchenpolitik einen oder wenigstens zwei Landesbischöfe zu erhalten, deren Sprengelgrenzen mit den Landesgrenzen zusammenfielen. Der starke Zuwachs an katholischen Untertanen bedeutete für den bewußt protestantischen Markgrafen Karl Friedrich ein staats- und kirchenpolitisches Problem ersten Ranges, dem er auf diese Weise beizukommen hoffte. So wie der Territorialismus der erblichen Reichsstände, der sich nach dem II. Koalitionskrieg in so verhängnisvoller Weise gegen das Reich richtete, auch der überkommenen Kirchenverfassung im allgemeinen den Kampf ansagte, so sah nun die badische Landesherrschaft, durch die Religionsstreitigkeiten seit der Vereinigung der evangelischen und katholischen Lande baden-durlachischer und baden-badischer Herkunft gut vorbereitet, die Möglichkeit gekommen, im Rahmen der großen Säkularisation für das neue Kurfürstentum ein territorialistisches Kirchenprogramm durchzusetzen und die Einflußnahme auswärtiger Bischöfe einzuschränken oder gar völlig abzustellen. Mithin am nachhaltigsten vertrat Baden die Forderung nach einem Landesbistum<sup>14</sup>, kam aber in der Sache selbst nicht weiter.

Die Ursachen hierfür waren einesteils in der großen, andernteils in der regionalen Politik zu suchen: Die Errichtung eines Landesbistums scheiterte zunächst überhaupt am Widerwillen der römischen Kurie, dann an den Auseinandersetzungen um eine geeignete Persönlichkeit für den Bischofsstuhl und um die Fragen, in welchem Verhältnis ein zukünftiger Landesbischof zum Metropolitener stehen sollte, ob das Landesbistum im Rahmen eines Reichs- oder eines Landeskongordats zu errichten sei, wo die Domkirche zu etablieren und wie sie zu dotieren sei usw. Auch zu Zeiten des Rheinbunds war den badischen Kongordats- und Bistumsplänen kein Erfolg beschieden, wofür nicht nur der französische Kaiser und Protektor des Bundes verantwortlich war, sondern auch die permanente antikatholische Haltung der Zentralregierung in Karlsruhe, die sich unter dem Deckmantel einer oft bemühten „Toleranz“ verbarg.

---

14 Vgl. M. Miller, Um ein kurbadisches Landesbistum (1802—1806), in: FDA 64/1936, S. 54 ff.



Das Bistum Straßburg vor und nach 1802 (Karte von F. Reibel, *Die Bischöfe von Straßburg seit 1802*, Straßburg 1958).



## *Der Anschluß des straßburgischen Bistumsteils an die Diözese Konstanz im Jahr 1808*

Großherzog Karl Friedrich erreichte zu Lebzeiten die Erfüllung seines langgehegten Wunsches nach einer badischen Diözese nicht. Immerhin gelangen aber 1808 doch zwei wichtige Schritte in diese Richtung.

„In vorzüglicher Rücksicht auf die dargelegten Wünsche Sr. Königl. Hoheit des Durchlauchtigsten Großherzogs von Baden“, wie es der Generalvikar des Bistums Konstanz, *Ignaz Heinrich von Wessenberg*<sup>15</sup>, formulierte, übertrug Karl Theodor von Dalberg als Metropolit und Erzbischof von Regensburg (dieses seit 1805) die Verwaltung des Restbistums Straßburg der geistlichen Regierung in Konstanz. In einer lateinischen, am 10. Mai 1808 in Aschaffenburg ausgefertigten Entschließung an das Konstanzer Ordinariat begründete der Fürstprimas seine Maßnahme wie folgt: Der diesseitige straßburgische Bistumsanteil sei schon seit Jahren seiner metropolitnamtlichen Fürsorge anvertraut, nachdem dieser seines Ordinarius beraubt und schon vor längerer Zeit vom rechtmäßigen Domkapitel aufgegeben worden sei. Bei der Einrichtung einer provisorischen Verwaltung und der Ernennung von Kommissaren hätte er seinerzeit dem Umstand Rechnung tragen müssen, daß die Restdiözese sich auf verschiedene Territorien erstreckte. Da aber kürzlich dieselben alle mit Ausnahme des Fürstentums Hohengeroldseck unter die Souveränität des Hauses Baden gekommen seien, so vereinige er nun die Kommissariatsbezirke kraft seiner erzbischöflichen und metropolitischen Gewalt („*jure Nostro Metropolitico, auctoritate Metropolitana*“) und unterstelle sie provisorisch der bischöflichen Kurie in Konstanz. Somit sei dem Erzpriester Fahrländer in Griesheim und dem Definitor Zehaczek in Kippenheim die geistliche Verwaltung der betreffenden Gebiete mit sofortiger Wirkung entzogen, ihre Tätigkeit als erzbischöfliche Kommissare beendet<sup>16</sup>.

Etwa um die gleiche Zeit kam es zur Dismembration des badischen Anteils an der Diözese Würzburg<sup>17</sup> mit den Landkapiteln Buchen, Krautheim, Lauda und Mosbach und dessen Anschluß an die rechtsrheinische Diözese Speyer, der der noch lebende Fürstbischof Wilderich von Walderdorf († 1810) vorstand. Anlaß hierzu war der Tod des letzten Fürstbischofs von Würzburg, Georg Karl von Fechenbach, im April 1808. Die badische Regierung erklärte selbstherrlich die geistliche Gewalt dieses Kirchenfürsten für erloschen und der metropolitnamtlichen Fürsorge heimgefallen und forderte von Dalberg

15 Zu Wessenberg und Dalberg vgl. K. Gröber, Heinrich Ignaz Freiherr v. Wessenberg, in: FDA 55/1927, S. 362 ff. u. 56/1928, S. 294 ff.

16 Die EAF-Akten erhärten die Annahme von H. Baier, Wessenbergstudien, in: FDA 56/1928, S. 46, nicht, der Anschluß sei aus finanziellen Gründen erfolgt. Das mag ein Nebenaspekt gewesen sein.

17 Vgl. A. Wendehorst, 1. Das Bistum Würzburg 1803—1957, Würzburg 1965. 2. Das Bistum Würzburg. Ein Überblick von den Anfängen bis zur Säkularisation, in: FDA 86/1966, S. 9 ff. Zum folgenden ausführlich A. Wetterer, Das Bischöfliche Vikariat in Bruchsal von der Säkularisation 1802/03 bis 1827, in: FDA 56/1928, S. 49 ff. u. 57/1930, S. 208 ff.



den Anschluß dieses Bistumsteils an Speyer. Als Grundlage für ihr Vorgehen diente die badische Kirchenkonstitution vom 14. Mai 1807 (Über die kirchliche Staatsverfassung), ein Paradebeispiel des staatskirchlichen Absolutismus. Die diesbezügliche Passage des § 20, die Verwaltung der katholischen Kirchengewalt betreffend, lautet: „Das nähere über die Setzung, Verfassung und grundgesetzmäßige Wirksamkeit dieser Verwalter der katholischen Hierarchie bleibt dem Concordat mit dem römischen Hof vorbehalten. Bis dahin bleiben alle Bischöfe der verschiedenen in- und ausländischen Bischofshöfe, welche dermahlen ein katholisches Kirchenregiment im Lande führen, im Besitz ihrer Amtsberechtigungen, jedoch nur in allen dieser Constitution gemäß ferner als geistlich zu behandelnden Sachen, und nur so lang, als deren damalige Bischöfe leben: so wie hingegen einer derselben stirbt, ist die Gewalts-Attribution seiner geistlichen Gerichte in Unserem Staat für erloschen anzusehen, und kann nur (wie es dermahlen in gewissem Maase schon mit dem Strasburgischen Diöcesen-Antheil diesseits Rhein geschehen ist) eine der andern noch in Amtsgewalt befindlichen bischöflichen Rathsstellen Unserer Lande durch provisoische Delegation des jederzeitigen Metropolitanats die Fortführung des kirchlichen Regiments übernehmen, so lang nicht der römische Hof mit Uns sich zu einer definitiven Einrichtung der Diöces Unserer Lande vereinbart hat, als welcher Vereinbarungs-Einleitung Wir bisher vergebens entgegen gesehen haben, dazu aber nach wie vor immer bereit sind“<sup>18</sup>.

Schon allein diese Festlegungen und die darauf fußenden Handlungen der badischen Regierung stellten einen schweren Eingriff in die überkommenen Rechte von Papst und Episkopat dar und verstießen gegen das geltende Kirchenrecht, von den übrigen Bestimmungen des I. Konstitutionsedikts einmal ganz abgesehen.

Ob der Passus nicht auch gegen den in wesentlichen Teilen fortbestehenden Reichsdeputationshauptschluß verstieß, soll dahingestellt bleiben. Zwar existierte das Reich seit dem 6. August 1806 nicht mehr, so daß eine reichsgesetzliche Reorganisation der Diözesen gemäß § 62 RDHS nicht mehr möglich war, doch schien insbesondere Napoleon den Rheinischen Bund in dieser Sache als Nachfolger des Reichs zu halten, denn er war gegen Sonderabmachungen der einzelnen Bundesstaaten mit dem Papst und wünschte ein Konkordat für die ganze Konföderation.

Wie dem auch sei, Dalberg willfahrte dem Begehren und stimmte der provisoischen Vergrößerung der Restdiözese Speyer zu, womit der großherzoglichen Kirchenkonstitution in einem zweiten Falle Rechnung getragen war.

---

18 Vollständige Sammlung aller in den Großherzoglich Badischen Staats- und Regierungs-Blättern von 1803 bis 1825 inclusive enthaltenen Gesetze, Edicte, Ministerial-Verordnungen und Rechtsbelehrungen, Karlsruhe 1826, S. 356 f.

Des hochwürdigsten und durchlachtigsten  
Fürsten, und Herrn Herrn Karl Theodor,  
Fürst-Primas des Rheinischen Bundes, des heil.  
Stuhls zu Regensburg Erzbischofen, Fürsten von  
Aschaffenburg, Regensburg, und Frankfurt ꝛc. ꝛc.

Bischofen zu Konstanz,

Wir zu den geistlichen Sachen verordneter Vicarius Generalis &c.

Nachdem es Er. Hoheit dem Hochwürdigsten und Durchlachtigsten Fürsten-Primas gefallen hat, in vorzüglicher Rücksicht auf die dargelegten Wünsche Er. Königl. Hoheit des Durchlachtigsten Großherzogs von Baden die Verwaltung der unter Höchstderselben Souveränität stehenden diesseits dem Rhein gelegenen Strasburger- Diözese dem Bischöfl. Konstanziſchen Ordinariat durch eine Entschliessung vom 10ten May d. J. zu übertragen; so säumen Wir nicht, alle Erzpriester, Pfarrherren, Seelsorger, Benefiziaten und sonstige Welt- und Ordens-Geistliche, so wie die sämtlichen Angehörigen der genannten Diözese davon in Kenntniß zu setzen.

In Gemäßheit der erhaltenen Vollmacht wird daher das Bischöfl. Ordinariat von Konstanz von nun an alles, was in das Bischöfl. Hirtenamt einschlägt, im Namen Er. Hoheit des Fürsten-Primas, als Erzbischofs und Metropolitan besorgen.

So wie es auf der einen Seite Unsere wesentliche Angelegenheit seyn wird, für die sittlich-religiöse Wohlfart dieser Uns zur geistlichen Leitung anvertrauten Herde nach dem evangelisch apostolischen Geiste unserer Kirche unter göttlichem Beystand liebevolle Sorge zu tragen; so erwarten Wir auf der andern Seite mit voller Zuversicht, daß alle Seelsorger und Geistliche als treue Mitarbeiter im Weinberge des Herrn ihre Kräfte aus reinem Eifer mit den Unsrigen vereinigen werden, damit Unsere Bemühungen die erwünschten Früchte kirchlicher und sittlicher Ordnung, christlicher Tugend und wahrer Gottseligkeit hervorbringen mögen.

Alle Pfarrherren und Seelsorger werden anmit angewiesen, diese Kundmachung am Pfingstmontag von der Kanzel herabzulesen.

Konstanz den 16. May 1808:



Ignaz Heinrich Freyherr von Wessenberg,  
geistl. Regierungspräsident und Generalvikar:

Für die Zentralisten in Karlsruhe hatte das Entgegenkommen des Fürstprimas den Vorteil, daß fortan für die Katholiken in Oberbaden nur noch das Konstanzer Vikariat Dalbergs, für die meisten in Unterbaden das bischöflichspeyrische Ordinariat in Bruchsal zuständig war. Der Kompetenzbereich des letzteren wurde im Jahr 1812 nach dem Verzicht Dalbergs in seiner Eigenschaft als Bischof von Worms provisorisch erweitert um den rechtsrheinischen Teil seiner vormaligen Diözese mit den Landkapiteln Heidelberg, Waibstadt und Weinheim, der bisher vom wormsischen Vikariat im hessischen Lampertheim regiert worden war, und schließlich 1822 durch den 1806 badisch gewordenen, vom Erzbistum Mainz stammenden Teil der Erzdiözese Regensburg mit den Ruralkapiteln Tauberbischofsheim und Walldürn unter der Verwaltung des Vikariats in Aschaffenburg<sup>19</sup>.

Entgegen ihrer bisherigen Übung reklamierte die badische Regierung nach dem Ableben Dalbergs am 10. Februar 1817, der bis zu diesem Zeitpunkt den Erzstuhl zu Regensburg innehatte, diesen Bistumsteil nicht sofort. Durch den Abschluß eines Konkordats zwischen Bayern und Rom am 5. Juni desselben Jahres, das die kirchliche Neuordnung des Königreichs einleitete, erübrigten sich entsprechende Schritte ohnehin. Die Zirkumskriptions- und Organisationsbulle für die bayerischen Bistümer wurde zwar im April 1818 ausgefertigt. Da es aber zwischen der Krone Bayerns und dem Vatikan zu Auseinandersetzungen um die Auslegung des Konkordats kam, die die Publikation besagter Bulle bis in den September 1821 verzögerten, führten die zuständigen Stellen die endgültige Umgliederung erst im nächsten Frühjahr durch.

Zurück zur Restdiözese Straßburg: Durch ihren Anschluß an seinen Konstanzer Sprengel erreichte Dalberg nicht nur eine teilweise Zufriedenstellung des Hauses Baden, sondern brachte auch die bisherigen straßburgischen Kommissariatsbezirke um ihre bis dahin weitgehend gewährte Eigenständigkeit in kirchlichen Verwaltungssachen. Die Veränderung machte sich alsbald bemerkbar, sowohl für den noch vorhandenen Regular- wie auch für den Säkularklerus. Unter die Botmäßigkeit des wenig ordensfreundlichen Konstanzer Ordinariats kamen nun die Restkonvente der braunen Franziskaner auf dem Fremersberg bei Baden-Baden und in Seelbach im Zwergfürstentum Hohengeroldseck, der schwarzen Franziskaner in Offenburg, der Kapuziner ebenda, in Oberkirch und Haslach, der Norbertiner in Lautenbach sowie das Lehrinstitut der Augustinerinnen de Notre Dame in Ottersweier. Die Weltgeistlichkeit, zum überwiegenden Teil konservativ eingestellt, machte im folgenden ausgiebig Bekanntschaft mit den Wessenbergischen Neuerungen, nicht nur zu ihrem eigenen, sondern auch zum Verdruß der späteren Kapitelsdekane und — historiographen Michael Hennig (Lahr) und Wilhelm Weiß (Offenburg), die noch acht Jahrzehnte später im Zorn auf diese Zeit zurückblickten und die Wirksamkeit des aufklärerischen Wessenbergs und seines Gesinnungsfreundes

---

19 Vgl. Statistische Darstellung des Erzbisthums Freiburg für das Jahr 1828, Freiburg 1828, S. 461 ff.



und Kommissars *Joseph Vitus Burg*<sup>20</sup> als „Tyrannei“ und Beförderung der „Staats-Allmacht“ und der „Kirchen-Ohnmacht“ qualifizierten.

In der Tat ging der Anschluß des Straßburger Restbistums an die Konstanzer Diözese keineswegs reibungslos vor sich, sondern stieß auf spürbaren Widerstand bei einem guten Teil der betroffenen Geistlichkeit. Das bezeugen die Berichte des Dr. theol. Burg, der, damals noch Pfarrer in Hertlen und Dekan des Landkapitels Wiesental, im Auftrag Wessenbergs die ortenauischen Pfarreien im November 1808 visitierte<sup>21</sup>. Wenig lobenswert erschien ihm der personelle Zustand der Dekanate Ottersweier und Offenburg. Die Priesterschaft des ersteren hielt er für rückständig und streitsüchtig, was er auf den Umstand zurückführte, daß diese zu einem guten Teil aus Exmönchen bestand: „So wie sich die Klöster ehemals nicht liebten, so lieben sich auch jetzt diese Individuen nicht.“ Ein Dorn im Auge waren ihm insbesondere die Exbenediktiner aus Schuttern, die unter der Leitung des ehemaligen Priors Columban Häusler, nunmehrigen Pfarrers in Sasbach bei Achern, einen besonderen Clan bildeten. Den Erzpriester Merkel hielt Burg zwar für einen guten Pfarrer, kritisierte aber dessen Konservatismus und zweifelte an dessen Loyalität gegenüber den Vorgesetzten in Konstanz. Auch im Landkapitel Offenburg, wo ebenfalls etliche Pfarrstellen mit säkularisierten Religiosen besetzt waren, fand der Visitor allerhand Tadelnswertes vor, so zahlreiche kirchliche „Mißbräuche“ und den Hang der Geistlichkeit zur Bequemlichkeit, Habsucht, Uneinigkeit und zum Ungehorsam. Zurückhaltender war sein Urteil über den Dekan Fahrländer, den er für einen vorzüglichen, überaus gebildeten Pfarrer hielt, auch wenn dieser die Visitation dadurch zu sabotieren versuchte, daß er die Fragen Burgs nur unzureichend beantwortete und diesen mit Hinweis auf seinen schlechten Gesundheitszustand auf die einzelnen Pfarreien zu begleiten nicht bereit war. Burg glaubte, daß der wahre Grund für dessen Haltung darin bestand, „daß es ihm wehe that, die Leitung dieses Bistümchens in anderen Händen zu sehen.“

Am Klerus des Dekanats Lahr fand Wessenbergs Beauftragter etwas mehr Gefallen. Er glaubte, hier mehr „Gemeingeist“ entdeckt zu haben. Gleichwohl hielt er den Kapitelsvorstand Zehaczek für einen ausgemachten „Thoren, der, von seinem ehemaligen Erzbischöflichen Kommissariat höchst eingenommen, seinen Schmerz nicht verbergen konnte, jetzt einem thätigeren und heller denkenden Ordinariate unterworfen zu sein.“

Daß der vormalige Bistumsverweser über den Verlust seines Amtes nicht gerade erfreut war, überrascht nicht. Kränkend war für ihn jedoch nicht so sehr die Umorganisation der Diözesanverwaltung, sondern mehr der Umstand, daß Wessenberg nicht ihn oder einen anderen Pfarrer aus der Gegend zum bi-

---

20 Vgl. F. v. Weech (u. a.), *Badische Biographien*, Bd. 1, Heidelberg 1875, S. 143.

21 EAF OKG Kirchenvisitationen Fasz. 31, 33, 45 u. 46.



schöflichen Kommissarius für das straßburgische Restbistum ernannte, sondern den zwar aus Offenburg gebürtigen, aber den Ortenauer Kapiteln nichtsdestoweniger fremden Dr. Burg.

Es mag für Zehaczek immerhin eine gewisse Genugtuung gewesen sein, daß er kurz nach der erzbischöflichen Verfügung vom 10. Mai 1808 von den Priestern seines Kapitels zum Dekan und Nachfolger des Johann Anton Sartori, langjährigen Pfarrers zu Ottenheim, gewählt wurde und auch das Ordinariat in Konstanz nicht säumte, Balsam auf die Wunden zu träufeln, indem es ihn und Fahrländer in den Rang von bischöflich-konstanzischen Geistlichen Räten erhob.

Dr. Burg übte sein Amt als Statthalter Wessenbergs im Mittelbadischen endgültig ab dem 27. Juli 1809 aus, als er von Herten auf die Pfarrei Kappel am Rhein überwechselte<sup>22</sup>. Literarischen Zeugnissen zufolge hatte der spätere Domdekan zu Freiburg und Bischof von Mainz bei der Verrichtung seiner Verwaltungsgeschäfte während der folgenden Jahre keinen leichten Stand, da der Widerstand der Geistlichkeit gegen den neuerungssüchtigen Eindringling nur allmählich nachließ.

Formell blieb der „straßburgische Bisthums-Antheil des Bisthums Konstanz“, wie ihn der Konstanzer Realschematismus von 1821<sup>23</sup> offiziell bezeichnet, bis ins Jahr 1827 bestehen. Mit der Errichtung des Erzbistums Freiburg<sup>24</sup> verlor neben anderen auch er eine letzte nominelle Eigenständigkeit und ging als ein Überbleibsel des alten deutschen Reichs und seiner Kirchenverfassung in dieser neuen, größeren Einheit auf.

---

22 EAF FK 12 046.

23 Schematism des Bisthums Konstanz 1821, Konstanz 1821, S. 107. Ein Vergleich dieser mit der Straßburger Statistik von 1778 zeigt, daß sich die Zahl der Pfarreien seit der Säkularisation nicht unerheblich erhöht hatte. Ende 1820 waren es in den drei Dekanaten insgesamt 96.

24 Vgl. hierzu E. Göller, Die Vorgeschichte der Bulle „Provida solersque“, in: FDA 55/1927, S. 143 ff. u. 56/1928, S. 436 ff.

# Die Lehensverhältnisse in der ehemaligen Benediktinerabtei Schuttern im 18. Jahrhundert

*Oskar Kohler*

Wir sind gewohnt, den Ausdruck „Lehen“ unmittelbar mit unserer Vorstellung vom „Mittelalter“ in Verbindung zu bringen. Nicht mit Unrecht, denn das Lehenswesen hat den Lebensverhältnissen des Mittelalters das Gepräge gegeben. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß sich die Lehenswirtschaft nicht auf die Jahrhunderte, die das Mittelalter ausmachen, beschränkt, sondern daß sie darüber hinaus bis an die Schwelle der neuesten Zeit heranreicht. Erst um 1800 ist mit der ganzen Einrichtung auch deren Begriff und Name aus dem Volksbewußtsein verschwunden und in den Bezirk der Fachwissenschaft abgerückt. Es verdient aber dieses Thema eine allgemeinere Betrachtung, weil es für das Bild, das wir uns von den Zuständen in unserer Heimat während der verflossenen Jahrhunderte machen, wesentliche Züge beibringt.

Vor uns liegen die Lehensartikel des Klosters Schuttern in einer Kopie aus dem Jahre 1774<sup>1</sup>. Sie geben einen guten Einblick in die ganze Angelegenheit und mögen daher (textgenau, aber in heutiger Rechtschreibung) am Anfang dieser Abhandlung stehen. Das Schriftstück lautet:

Copia uralter Lehen-Artikulen eines löblichen Gotteshauses Schuttern Sti. Benedikti Ordens im Breisgau, welche denen Lehenmaiern bei dem gewöhnlichen Maierntag<sup>2</sup> jährlichen abgelesen zu werden pflegen.

Erstlichen alle und jede des Gotteshauses Lehen sollen von niemand anderem als von jeweils regierendem Prälaten, wie von alters empfangen werden, also zwar, daß der Lehenmann sowohl wegen sotaner Lehen- Sachen von jeweiligem Herrn Prälaten Heissung und Bescheid einzuholen schuldig sei. Zweitens solle ein jeder Lehenmann nach empfangendem Lehen und vorgehaltenen Lehen-Artikulen einem allhiesigen Herrn Prälaten als Lehenherrn durch gebende Handtreu<sup>3</sup> an Eides statt geloben und versprechen, treu und hold zu sein, den Nutzen zu befördern, Schaden zu warnen, alle ihm vorgelesenen Punkte und Artikul steht und fest zu halten, auch keineswegs dawider zu tun, noch getan zu werden verschaffen.

Drittens solle einem jeden Maier nach Inhalt der Lehen — rechten auf dessen Begehren von dahiesiger Kanzlei ein Lehenbrief verfertigt und verabfolgt werden.

Viertens sollen des Gotteshauses Maiern alle Güter an Ackern und Matten samt allen derselben In- und Zubehörde, welche ihnen zu Nutzen überlassen werden in guten Bau, mit Dungen, Gräben, Verzaunen und all anderer Notdurft haben und halten gleich deren ihren eigenen Gütern,

<sup>1</sup> G L A 104 Conv. 1 u. 35

<sup>2</sup> Die Lehensmaier hatten sich an einem bestimmten Tag des Jahres im Kloster einzufinden, um Rechenschaft über die Jahresleistungen abzulegen

<sup>3</sup> Handschlag zur Bekräftigung der Lehenstreue

auch das auf denen Lehengütern erwachsene Stroh wiederum zu Erbauung derselben anwenden und in keinem Weg anderwohin gebrauchen, viel minder verkaufen oder anderwohin veräußern.

Fünftens solle auch kein Lehen — Maier Fug und Recht haben, noch sich unterstehen, die zu Lehen empfangenen Ackere zu Matten, oder Matten zu Ackeren zu machen, auch einen Acker nicht in zwei oder mehrere zu verteilen oder mehrere in einen zusammenzufahren, weilen aus dergleichen Abänderungen der Güter wie bekannt, dem Lehen — Herrn ein großer Nachteil und bei Ermangelung der Grenzpfösten das Gut endlich gar verloren werden kann.

Sechstens soll ein jeder Lehen — Maier jährlichen und alle Jahr, besonders auf St. Martins-Tag, 8 Tag vor oder nach, ohnverzüglich seine schuldigen Gültfrüchten, gesäuberte Frucht, Kaufmanns-War bei zwei Pfennigen des Besten bezahlen und an Ort, wo ein Abt befehlen wird, ohne allen Kosten und Schaden des Gotteshauses zu liefern pflichtig und verbunden sein. Gleichfalls solle auch ein jeder Lehen — Maier neben seiner schuldigen Gült alle Jahr einen Enger<sup>4</sup> auf eine Meile Wegs in seinen Kosten, wohin er dann dessen bescheiden wird, antworten, oder falls solcher nicht begehrt wird, jedesmal sechs Schilling auf dem jährlich haltenden Maiertag zu entrichten schuldig sein.

Siebtens, wenn ein Maier mehr als ein Gotteshaus — Lehen genießen sollte, soll derselbe soviel Enger als er Lehen in Genuß hat, zu antworten schuldig sein.

Achtens solle ein jeder des Gotteshauses Fron — und Lehenmaier jährlich auf bestimmt ausgeschriebenem Maiertag, der gemeinlich an dem Montag vor des Herren Faßnacht gehalten wird bei früher Tageszeit in dem Gotteshaus sich einfinden und erscheinen, seinen gehausten und gesäuberten Sester Maierwaizen, (wann er anderst nicht schwarz Brot essen will) liefern, den schuldigen Enger, wenn selbigen nicht in Natura abgerichtet, bezahlen und nach eingenommenem Maier — Imbiß friedsam sich wiederum bei annoch heller Tageszeit nacher Haus verfügen, sofern aber ein oder der ander Maier erheblichen Geschäften halber auf den bestimmten Maiertag nicht erscheinen sollte, solle er nichtsdestoweniger seine Schuldigkeit gleich anderen zu entrichten verbunden sein.

Neuntens soll keiner des Gotteshauses Lehen — Maier Macht haben, seine Lehen — Güter sammentlich oder stückweise daraus oder davon etwas versetzen, vertauschen, verkaufen, noch sonstens in andere Wege beschweren oder beschweren lassen, ohne Vorwissen des Lehen — Herrn unter Verlust des Lehen selbstens.

Zehntens, welcher Maier oder Lehen — Mann wider obbesagten Punkten oder Artikel tun oder handeln würde, oder da andere dawider täten, verschweigen sollte, der soll bei haltendem Maier-Tag einem Abt Red und Antwort geben und sowie er zu Unrecht befunden wird, den Fehler mit einer Straf oder nach Gutbefinden eines Lehen — Herrn mit Verwirkung des Lehen selbstens verbeschweren.

Elftens, so sich ergeben, daß eine Maier umeeinerlei Ursach oder Zufall an Bezahlung oder versprochener Gült still stünde oder säumig erfunden werde, und also ein Gült die ander berühren oder der Lehensmaier Todes verbleichen sollte, alsdann und von Stund an soll dem Gotteshaus das bestandene Lehengut wieder an sich zu ziehen und entweder für sich zu behalten oder einem andern tauglichen Maier gegen einen Ehrschatz<sup>5</sup> neuerlich zu verleihen, ohne männigliches Einreden, vorbehalten, und die vorige Lehenschaft kraftlos, tot und absein.

Letztens solle ein jedwederer gotteshäusliche Lehen-Maier bei zeitlichem Hintritt des Lehen-Herrn mit dem neuerwählten Herrn Prälaten gebender Handtreu nebst einem leidlichen Ehrschatz, in Jahr und Tag, bei Verlust des Lehen-Gutes sein Lehen zu empfangen, desgleichen ein jedwederer Maier oder dessen Erben eine völlige Bezahlung der wider Verhoffen angeschwollenen Gülth samt Unkosten und Schaden gutzutun verbunden und schuldig sein.

---

<sup>4</sup> Enger = Dienstfuhre der Untertanen, Lehensfuhre

<sup>5</sup> Ehrschatz = Betrag, den der neue Inhaber eines Lehengutes an den Obereigentümer zu entrichten hat.

Allerdings getreu und ohne gefährde daß vorstehende Copia seinem Originali gleichlautend seie, ein solches wird hiemit attestiert

Schuttern, den 25. February 1774  
Prälaten Schutternsche Kanzlei allda.

Diese zwölf Punkte bringen dem Leser die ganze Einrichtung in anschauliche Nähe. Er erfährt, in welcher Art das Lehensverhältnis eingeleitet wurde, welche Bedingungen dem Lehensträger auferlegt waren, welche Abgaben und Lasten er zu tragen hatte, und er kann sich, falls er über etwas Einbildungskraft verfügt, auch vorstellen, was für ein Treiben um Martini bei den Zehntscheuern geherrscht haben mag.

Noch ein weiteres läßt sich aus den Artikeln erkennen, nämlich, daß die ganze Angelegenheit vom Standpunkt des Klosters aus gesehen ist. Dies ist nicht weiter verwunderlich, denn schließlich war es der Lehensherr; er setzte als solcher die Artikel auf, wie sie ihm vorteilhaft erschienen. Sein Augenmerk ging vor allem dahin, daß das Verfügungsrecht über die Lehen nicht geschmälert wurde, daß die Güter auf der Höhe blieben und nicht heruntergewirtschaftet wurden und vor allem, daß der Maier den Zehnten in gehörigem Maß und zur rechten Zeit ablieferte. Wenn man näher zusieht, drehen sich um diese drei Punkte die ganzen zwölf „Artikel“.

Trotz der anscheinend klaren Regelung ergaben sich aus der Spannung der Interessen mancherlei Schwierigkeiten. Sie häuften sich vor allem dann, wenn aus irgendwelchem Grund (veränderte Wirtschaftslage, wechselndes Jahresertragnis der Äcker) an den herkömmlichen Abgabesätzen zu rütteln versucht wurde. Aus natürlichem Selbsterhaltungstrieb suchte der Lehensträger die Sätze möglichst niedrig zu halten, der Lehensherr dagegen versuchte sie zu steigern. Gelegenheit dazu bot sich vor allem dann, wenn beim Tode eines Maiers das Lehen heimfällig wurde. Dann mußte der neue Bewerber vielfach erhöhte Sätze in Kauf nehmen. Dadurch wurden die Abgaben über einige Geschlechter hinweg oft stark in die Höhe getrieben. Ein Beispiel dafür:

Im Jahre 1772 beklagt sich Graf Henning von Mahlberg im Interesse der dortigen Untertanen beim Markgrafen von Baden darüber, daß der als „Ehrenschatz“ zu bezahlende Betrag „dergestalten zugenommen habe, daß ein angehender Maier wirklich für ein jedes Viertel Gült einen Louis d'or<sup>6</sup> bezahlen müsse.“

Das Verfügungsrecht war übrigens nicht bei allen Lehensgütern gleich. Man unterschied Schupflehen und Erblehen.

Das „*Schupflehen*“ fiel beim Tode des Inhabers an den Herrn zurück. Das „*Erblehen*“ blieb in der Familie des Lehensträgers. Eine feste Erbfolge hat dabei offenbar nicht bestanden. Der Lehensherr behielt sich vor, unter den

---

6 franz. Geldmünze, im Wert zwischen 16 M u. 30 M schwankend



Erbberechtigten zu wählen. In einer Streitsache des Klosters Gengenbach findet sich der Satz, daß „das Gotteshaus und ein regierender Herr Prälat die Wahl haben wolle, unter den Söhnen auf Ableben des Vaters denjenigen zu erwählen, welcher ihm mehr gefällig und annehmlich sein werde.“

Gelegentlich stößt man auf eine Akte, die von der Umwandlung eines Schupflehens in ein Erblehen handelt. Das natürliche Gefühl, daß man auf eine Familie, die jahrzehntelang einen Hof bebaute, einige Rücksicht zu nehmen habe, mag dabei mitgesprochen haben. Doch wird man von Seiten des Lehensherrn an eine solche Umwandlung immer mit einigen Bedenken herangegangen sein. Es ist bezeichnend, daß in den zwölf Artikeln von einer Unterscheidung zwischen Erblehen und Schupflehen überhaupt nicht die Rede ist. Man setzte stillschweigend das freie Verfügungsrecht über jedes Lehen voraus. Das Erbrecht aber engte diese Verfügungsfreiheit doch empfindsam ein. Einigermaßen schadlos suchte sich der Lehensherr dadurch zu halten, daß er die Erblehen mit einem höheren Zehntsatz belegte.

Wie hoch waren nun diese Sätze überhaupt? Da ist zu sagen, daß sie nicht von Anfang an unbedingt festlagen, ferner daß sie nach Landschaften verschieden waren. Mit der Zeit bildeten sich aber für bestimmte Gebiete gewohnheitsmäßig feste Durchschnittssätze heraus. Sie lassen sich für Schuttern aus einem Abrechnungsbuch vom Jahre 1808<sup>7</sup> ersehen. Es werden darin sechs Sester Frucht vom Jauchert Acker als ehemalige Forderung des Klosters genannt d. h. etwas über einen Zentner pro Morgen.

Dieses Abrechnungsbuch ist auch sonst in mancher Hinsicht aufschlußreich. Es enthält nämlich die Bedingungen, nach denen die ehemals klösterlichen Lehensträger ihre Güter von dem neuen Lehensherrn, dem bad. Staat, als Erblehen in Betrieb bekamen. Darin heißt es unter Punkt 1: Es solle dieses Erblehen, nämlich dessen Träger, von jedem Jauchert statt der bisher abgereichten sechs Sester, jährlich nebst diesen zween Sester mehr, also acht Sester in der nämlichen Gattung entrichten, die auf dem Acker erwachsen ist.

Unter Punkt 4: Es habe der Erblehensträger von einer jeden Jauchert zwei vierspännige Fuhren, jedoch nur auf anderthalb Stunden Wegs, nach einer billigen Ladung zu verrichten, wobei derselbe für jede vierspännige Fuhr ein Maß Wein und genugsames Brot zu empfangen habe.

Unter Punkt 5: Es habe jeder neue Besitzer bei dem Antritt des Erblehens für jede Jauchert fünf Gulden, dreißig Kreuzer rheinisch als Ehrschatz oder Laudemium zu entrichten, was sogleich von den itzigen allerersten Erblehensbesitzern mit künftigem neuen Jahr zu geschehen habe.

Was die Art der Abgaben betrifft, so standen unter den Bodenerzeugnissen die Körnerfrüchte an erster Stelle. Das ist verständlich, denn sie zeichneten sich durch wünschenswerte Eigenschaften aus. Sie waren lange haltbar, ließen

---

7 G L A

sich gut messen und behielten als lebensnotwendige Nahrungsmittel ihren Wert. Der Sester Frucht muß geradezu die Rolle eines Grundmaßes gespielt haben. Neben den Körnerfrüchten, als da sind: Weizen, Roggen (Korn), Gerste, Hafer werden auch sonstige Erzeugnisse des landwirtschaftlichen Betriebs genannt. Besonders war Federvieh jeder Art gefordert. Als Beispiel sei das Erträgnis des Fronhofs zu Friesenheim (Jahrgang 1698) angeführt. Es setzte sich zusammen aus:

Weizen — 28 Viertel (etwa 30 Zentner)

Korn — 28 Viertel

Gerst — 28 Viertel

Kecht<sup>8</sup> — (?) Viertel

Kappen (Kapaunen) — 4 Stück

Gäns — 4 Stück

Hühner — 4 Stück

Eier — 200 Stück

Es mag ein schönes Geschnatter und Gegacker gewesen sein, wenn die Lehensmaier sich um Martini mit ihrem Zinsgeflügel einstellten, und aus den klösterlichen Suppentöpfen und Bratpfannen mag es in diesen Tagen fein geduftet haben. Nun, die Braten, in die sich die Hühner und Gänse verwandelten, sind längst verzehrt. Martinstag und Martinsgans sind noch schwache Erinnerungen an jene Zeiten.

Im übrigen ist die Entwicklung weitergeschritten. Schon sind mehrere Geschlechter vergangen, denen die Ausdrücke Lehen, Gült, Enger, Zinshuhn nichts mehr bedeuteten. Zu beklagen ist das nicht, denn wenn der Bauer, der in einigermaßen geordneten Verhältnissen lebt, heute über seine Äcker schreitet, dann hat er wenig Grund, seinen Vorgänger von Anno dazumal zu beneiden.

---

<sup>8</sup> Die Bedeutung des Wortes ist unklar.

# Säkularisation und Schicksal des Stifts Schuttern und seiner Besitzungen in Wippertskirch und Heiligenzell 1806—1839.

*Hermann Schmid*

## **Schuttern**

### *Die Säkularisation*

Die Benediktiner-Abtei Schuttern<sup>1</sup>, um 750 gegründet und somit eines der ältesten Klöster am Oberrhein, war zur Zeit der Säkularisation neben der Schulstiftung der Augustinerinnen in Ottersweier das einzige Ordenshaus in der vorderösterreichischen Landvogtei Ortenau — und, ungeachtet der zahlreichen Kriegsschäden und sonstigen Unglücksfälle der vorangegangenen Jahrhunderte, mit Abstand das reichste in der näheren Umgebung.

Durch seine exponierte Lage in der oberrheinischen Ebene war das Stift nach Ausbruch des französischen Revolutionskrieges 1792 schneller und nachhaltiger von den militärischen Operationen der Österreicher und Franzosen betroffen als die Klöster im Schwarzwald. Durch die kluge Politik des Abtes konnte jedoch Schlimmeres verhütet und die wirtschaftliche Kraft der Korporation erhalten werden. Gleichwohl war er mithin der erste unter der hohen Geistlichkeit dieser Gegend, der nach dem Rastatter Kongreß 1797/98, auf dem die siegreiche französische Republik die Abtretung des gesamten linken Rheinufers von Basel bis Rotterdam und die Entschädigung der betroffenen deutschen Erbfürsten mittels Säkularisationen durchsetzte, die Sache der geistlichen Ter-

---

1 Zur Geschichte Schutterns vgl. die Abhandlungen von G. Kaller in der *Germania Benedictina V* von 1975 und in der *Ortenau* 58/1978, die bis auf weiteres eine erschöpfende Untersuchung ersetzen müssen. Hinsichtlich der Endzeit des Stifts sei auf den Abschnitt Schuttern und Wippertskirch in der Monographie des Verfassers über die Säkularisation der Klöster in Baden, Überlingen 1980, verwiesen, des weiteren auf die gleichnamigen Artikel in J.B. Kolbs *Lexikon von Baden*, Bd. 3, 1816, und auf F. Hirsch, *Das löbliche Gotteshaus Schuttern*, in: *Zeitschrift für Geschichte der Architektur* 7/1914—19, S. 160 ff., der sich besonders mit der Baugeschichte des Münsters befaßt. Schließlich seien noch folgende kleine Artikel erwähnt, die jedoch kaum weiterzuführen vermögen: E. Baader, 1. *Die Klostergebäude von Schuttern vor 150 Jahren*, 2. *Als das Kloster Schuttern aufgehoben wurde*. . ., beide in den *Heimatblättern der Lahrer Zeitung: Der Altvater*, 14/1956, S. 87 bzw. 17/1959, S. 11, O. Kohler, 1. *Wie Schuttern badisch wurde*, in: *Ortenau* 32/1952, S. 106 ff., 2. *Die Klostergebäude in Schuttern bei Aufhebung der Abtei*, in: *Der Altvater* 16/1958, S. 52. Für vorliegende Untersuchung wurden Akten des badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe (GLA) und des erzbischöflichen Archivs in Freiburg (EAF) ausgewertet. GLA: Abt. 104 (Akten Schuttern), 229 (Spezialakten der kleineren Ämter und Städte und der Landgemeinden), 233 (Staatsministerium), 236 (Innenministerium), 237 (Finanzministerium), 360 (Bezirksamt Lahr), 399 (Domänenamt Freiburg) und 404 (Domänenamt Lahr). EAF: FK (Finanzkammer) und B 23 (Finanzkammer Specialia Klöster).

ritorien und der Klöster im deutschen Reich insgeheim verloren gab und Vorkehrungen traf, die das nahende Ende erträglicher machen sollten<sup>2</sup>.

Placidus Bacheberle, der im Rahmen der Geschichte der Säkularisation in Baden besondere Aufmerksamkeit verdient, hatte 1786 den Abtsstab von seinem freiwillig resignierten Vorgänger Carolus Vogel übernommen und zwar zehn Jahre später von Kaiser Franz II. ob seiner Verdienste um das Haus Habsburg, das zu Zeiten Josephs II. noch die Auflösung Schutterns betrieben hatte, zum k.k. Wirklichen Geheimen Rat ernannt worden. In seiner Titulatur bezeichnete er sich außerdem als Herr zu Schuttern, Wippertskirch und zu St. Georgen in Heiligenzell. Auch wenn in ihm, der Mitglied des breisgauischen Prälatenstandes war, ein starkes österreichisches Herz geschlagen haben mochte, so hauste nichtsdestoweniger auch eine badische Seele in seiner Brust, die an Kraft gewann, je näher der Untergang des heiligen römischen Reiches deutscher Nation rückte. Wo die badischen Neigungen des im bischöflich-straßburgischen Oberkirch Geborenen herrührten, muß dahingestellt bleiben. Möglicherweise stammten sie aus der Zeit, als Schuttern noch unter dem katholischen Markgrafen von Baden-Baden stand. Denn erst als dieser 1771 ohne männlichen Nachkommen starb und die beiden Markgrafschaften unter dem protestantischen Fürsten Karl Friedrich vereinigt wurden, fiel die Landvogtei Ortenau an das Erzhaus Österreich, das diese schon früher besessen hatte.

Mit dem Abschluß eines Reichsfriedens zu Lunéville am 9. Februar 1801, der das Schicksal der deutschen Kirchenstaaten und der meisten Klöster besiegelte, und mit den im Sommer 1802 in Regensburg vorgegangenen Verhandlungen eines außerordentlichen Reichstagsausschusses rückte die Aufhebung von Schuttern zum ersten Male in greifbare Nähe. Zur allgemeinen Verwunderung der katholischen Geistlichkeit und Herrscherhäuser wußte es das deutsche Großpriorat des Malteser-Ordens in Heitersheim, das selbst eine halbgeistliche Korporation war, dahin zu bringen, daß die Reichsdeputation ihm alle Herren- und Bettelklöster im Breisgau und namentlich auch die Abtei Schuttern als Entschädigung für linksrheinische Verluste zuwies. Kaum war diese Wendung der Dinge dem Abt Placidus bekannt geworden, trat er heimlich an den badischen Landvogt in Emmendingen, den Freiherrn von Liebenstein heran mit dem Angebot, Baden seine Herrschaft Heiligenzell bei Lahr, die bis auf die Landeshoheit und hohe Gerichtsbarkeit ganz dem Kloster gehörte, zu einem äußerst günstigen Preis, der zudem erst später entrichtet werden mußte, zu überlassen, bevor die verhaßten Malteser diese in Besitz nehmen konnten. Mit dieser Offerte befaßte sich umgehend der Geheime Rat in Karlsruhe, die oberste badische Regierungsbehörde. Markgraf Karl Friedrich lehnte schließ-

---

2 So veranlaßte schon Ende Mai 1793 die Furcht vor dem baldigen Untergang das Kapitel, die Kompetenz für den Pfarrer zu Schuttern, der immer der Prior war, und seinen Gehilfen neu festzusetzen. Es bewilligte großzügig 1 396 fl. pro Jahr in Form von Bargeld, Naturalien und Feldnutzungen. Der badischen Regierung erschien 1806 dieser Betrag zu hoch. Schließlich erteilte sie aber die Genehmigung doch (EAF FK 25 944 und GLA 104/61).



lich ab, weil er größte Schwierigkeiten mit Heitersheim auf sich zukommen sah und um den guten Ruf seines Hauses besorgt war. Hervorzuheben ist, daß Placidus schon damals auf lange Sicht mit der Säkularisation seines Stifts durch Baden rechnete und zudem Karl Friedrich als neuen Eigentümer wünschte<sup>3</sup>. Nachweislich gehörte er zu den Geistlichen, die in jenen Tagen der Auflösung der Klöster keinerlei ernsthaften Widerstand mehr entgegensetzten. Es ist überdies nicht ausgeschlossen, daß er eine solche geradezu herbeiwünschte. So ist uns eine kritische Bemerkung seines Amtsbruders Ignaz Speckle von St. Peter überliefert, der ihn und den Abt von St. Märgen der Tatenlosigkeit und des Desinteresses am Fortbestand ihrer Kommunitäten bezichtigte. Nach einer Tagebucheintragung Speckles vom 15. April 1803 muß es deshalb sogar zu einem schweren Zusammenstoß zwischen Placidus und dem Fürstabt von St. Blasien in einer Ausschußsitzung der breisgauischen Landstände gekommen sein: „... Herr Prälat von Schuttern erscheint nicht mehr, seitdem der Herr Fürst von St. Blasien hier war . . . In der Folge ver barg er die Sehnsucht nach der Säcularisation der Klöster nicht sehr und ward ungehalten, so oft man seinen Affectionen, daß die Klöster hin seyen, nicht glauben wollte“<sup>4</sup>. Auch hinsichtlich des Verzichts auf die Ausübung der Abts gewalt, den Bacheberle Ende Dezember 1804 „freiwillig“ leistete, mochte seine diesbezügliche Gesinnung eine Rolle gespielt haben<sup>5</sup>.

Doch zurück zu seinem Vorgehen in Sachen Heiligenzell. Sein Anerbieten blieb nicht geheim, sondern rief die Johanniter auf den Plan, die ihn vor Veräußerungen warnten. Am 15. November 1802 sandten sie eine Kommission nach Schuttern, bestehend aus dem Komtur Freiherrn von Freiberg und einem Aktuar, die die förmliche Besitznahme durchzuführen hatten<sup>6</sup>. Sie schlugen ein entsprechendes Patent am Klostertor an, versiegelten das Archiv und die Bibliothek und ließen den Prälaten und die Kommunität geloben, nichts zu veräußern und auch sonst nichts gegen das Interesse des Ritterordens zu unternehmen. Bacheberle, der genau wußte, daß diese Maßnahmen keine 24 Stunden Rechtskraft behalten würden — aber gleichwohl in aller Eile noch vor dem Eintreffen Freibergs österreichische Staatspapiere im Wert von 24 000 fl. zu Bargeld gemacht hatte —, protestierte förmlich mit Hinweis auf die Habsburger Landeshoheit und bewirtete anschließend den Kommissar und dessen Gehilfen Joseph Faller<sup>7</sup> mit größter Zuvorkommenheit. Kaum waren die bei-

3 Aktenstücke 229/40 905.

4 Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald, bearb. v. U. Engelmann, Bd. 2, Stuttgart 1966, S. 15 ff.

5 Dieser Vorgang, der für die Beurteilung Bacheberles von Bedeutung ist, bleibt weitgehend im Dunkeln. Weder die Akten noch Speckles Tagebuch geben Aufschluß über die Hintergründe seines Schritts. Letzteres enthält nur unterm 1. Januar 1805 (Bd. 2, S. 81) die Mitteilung, daß der Abt von St. Peter vom Rücktritt seines Amtsbruders gehört habe. Hierzu ist anzumerken, daß das Diarium ausgerechnet an dieser Stelle vom Herausgeber gekürzt wiedergegeben wurde, was wieder einmal die Fragwürdigkeit solcher willkürlichen Raffen verdeutlicht.

6 Das folgende nach Aktenstücken GLA 104/136.

7 In seiner zu Unrecht völlig in Vergessenheit geratenen Autobiographie „Schicksale und Erfahrungen des Großherzoglich Badischen Kreisrathes Faller zu Freiburg, Freiburg 1841“ schildert dieser u.a. die Besitznahme von Schuttern 1802. Über den aus dem vorderösterreichischen in den badischen Staatsdienst getretenen Rechnungsrat wird demnächst eine kleine Abhandlung erscheinen.



den Herren am nächsten Morgen mit gleichen Aufträgen nach Villingen abgereist, kam ein Schreiben aus Freiburg an, in dem die vorderösterreichische Regierung die Verfügungen der Malteser als der Politik des Landesherrn zuwiderlaufend für ungültig erklärte. Durch Österreich gehindert und von keiner andern Seite unterstützt, kamen die Ritter des hl. Johann weder in Schuttern noch anderswo zu ihrem reichsschlußmäßigen Recht. Dadurch ergab sich für die Breisgau-Klöster eine Art Galgenfrist von drei Jahren. Als der größte Teil des Breisgaus und die Landvogtei Ortenau infolge der Niederlage Österreichs bei Ulm und Austerlitz und des daraufhin am 26. Dezember 1805 in Preßburg geschlossenen Friedens an das Kurhaus Baden fielen — wie der Schutterer Abt richtig vorausgesehen hatte — war es mit ihnen endgültig vorbei.

Um den Jahreswechsel 1805/06 jagte eine Besitznahmekommission die andere. Um ja nicht zu spät zu kommen, ließ die badische Regierung am 17. Dezember 1805 Schuttern rechtswidrig durch eine Abteilung Husaren besetzen und die Bewohner von Stift und Dorf eindringlich durch allenthalben angeschlagene Patente Karl Friedrichs vom 3. des Monats warnen, „keiner fremden Herrschaft sich anhängig zu machen.“ Der Klostervorstand protestierte hiergegen pflichtgemäß im Namen des Erzherzogs Ferdinand von Modena, der Schuttern im März 1803 in aller Form unter seinen landesherrlichen Schutz und Schirm genommen hatte. Über Weihnachten und Neujahr war Ruhe. Jedoch tauchte am 23. Januar erneut eine Abordnung der Malteser auf, die den Akt von 1802 wiederholte. Fünf Tage später, am 29., setzte dann der Landvogt von Mahlberg, Freiherr von Roggenbach, dem Hin und Her ein für alle Mal ein Ende, indem er Schuttern mit all seinen Besitzungen für Karl Friedrich von Baden mit den üblichen Formalitäten okkupierte<sup>8</sup>.

Da sich die Übergabe des französisch besetzten Breisgaus und der Ortenau an Baden bis Mitte April 1806 hinzog, änderte sich für die dortigen Klöster zwischenzeitlich nichts. Erst nachdem Baden die Landesherrschaft unwiderruflich übertragen war, wurde die Staatsbürokratie aktiv. Sogenannte Inventurkommissionen schwärmten aus, um der Regierung ein klares Bild über die Vermögenslage der stiftischen Klöster zu verschaffen. Schuttern, dessen alsbaldige Aufhebung zu diesem Zeitpunkt schon außer Zweifel stand, war eines der ersten, die inventarisiert wurden. Diese Arbeit besorgte im Juni und Juli der Renovator Sievert, der mit Hilfe des Konvents das liegende und fahrende Vermögen aufnahm und die Ansprüche des geistlichen und weltlichen Personals an die Landesherrschaft für den Fall der Aufhebung untersuchte<sup>9</sup>. Von seiner Hand stammt eine Mönchsliste mit wichtigen Daten ad personas.

Außerdem befindet sich in den Akten ein Geheimbericht des Abtes an die Regierung über die Religiösen und deren Verwendungsmöglichkeiten. Demnach gehörten Ende Mai 1806 zur Kommunität:

1. P. Placidus Bacheberle, geb. am 1. Mai 1745, „frey resignirter Abt“. Placidus übte sein

<sup>8</sup> Aktenstücke GLA 104/136 u. 237/4738

<sup>9</sup> Das folgende nach Aktenstücken GLA 237/4 741—43 u. 404/482



Amt, wie schon bemerkt, seit Ende 1804 nicht mehr aus und hielt sich meistens in Wipperts-  
kirch und Freiburg auf.

2. P. Beda Stuber, geb. am 18. April 1744, Prior und Administrator des Klosters (prior cum potestate abbatiali). Beda erhielt von Placidus eine überaus ungünstige Beurteilung. Er hätte nichts geleistet . . . „und daß er in der jüngsten Zeit ein übler Prior und Administrator gewesen, war ein bloßer und für das Kloster ein unglücklicher Zufall.“
3. P. Benedikt Seger, geb. am 18. Januar 1750, seit Anfang 1805 Subprior, wurde, so behauptete der Berichtstatter, aus allen ihm anvertrauten Ämtern mit Unehre abberufen und hätte wohl auch bald als Subprior abgelöst werden müssen.
4. P. Karl Barth, geb. am 16. Oktober 1731, Senior, litt an einer schweren Wassersucht.
5. P. Anselm Biecheler, geb. am 17. August 1735, Subsenior, lebte als kranker Mann seit 1797 in der Propstei Wippertskirch, züchtete dort Obstbäume und unterrichtete die Jugend von Waltershofen mit Erfolg im Lesen, Schreiben und in der Religion.
6. P. Bernhard Birer, geb. am 2. Oktober 1750, war lange Jahre Pfarrer und Klosterschaffner in Heimbach, seit 1805 Kastenmeister des Stifts.
7. P. Leopold Egle, geb. am 29. August 1753, seit 1798 Pfarrer in Friesenheim, „wegen seinem minder sittlichen Wandel aber, den er ungeachtet der öfteren Ahndungen fortsetzte, war er schon im Jahre 1805 zur Abberufung von der Pfarrey bestimmt und kann auch jetzt nicht mehr darauf belassen werden.“
8. P. Ildephons Mathis, geb. am 23. Januar 1755, ehemaliger Prior, jetzt Propst und Pfarrer zu Wippertskirch.
9. P. Columban Häusler, geb. am 24. November 1757, ehemaliger Prior, jetzt Superior und Pfarrer in Sasbach bei Achern<sup>10</sup>.
10. P. Philipp Liehl, geb. am 3. April 1759, Pfarrvikar in Schuttern.
11. P. Johann Baptist Kusterer, geb. am 26. März 1760, Pfarrer in Oberschopfheim. Hatte sich zum Mißfallen des Prälaten „auf der Pfarrei ein Vermögen von mehreren 1 000 fl. gesammelt“(!) und sollte deshalb unbedingt aus der Seelsorge entfernt werden.
12. P. Placidus Jilg, geb. am 24. Februar 1764, seit 1805 Küchenmeister.
13. P. Benedikt Lienhardt, geb. am 1. September 1765, Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen.
14. P. Roman Winter, geb. am 29. März 1766, 1. Pfarrvikar in Sasbach bei Achern.
15. P. Sebastian Finz, geb. am 16. April 1766, Kaplan in Waltershofen.
16. P. Heinrich Widmer, geb. am 13. Januar 1768. Placidus hielt ihn zwar für talentiert, aber wegen „seinen üblen Grundsätzen“ und „seinem ungesitteten Umgang“ für die Seelsorge für ungeeignet.
17. P. Basil Greter, geb. am 19. November 1768, Pfarrer in Heimbach, wurde als wenig eifrig und mehr für das Lehramt tauglich charakterisiert.
18. P. Maurus Heitz, geb. am 25. Juni 1769, Großkeller seit 1805<sup>11</sup>.

---

10 Gewöhnlich wurden auf Klosterpfarreien ein, höchstens aber zwei Religiösen gesetzt. Bei weit entfernten Exposituren bestand die Gefahr, daß die Zucht der Mönche litt. 1772 verlangte die vorderösterreichische Regierung von den Prälaten, solche Pfarreien mit Weltpriestern zu besetzen. Diese behelfen sich mitunter damit, daß sie den Personalstand auf drei Mann erhöhten, einen zum Superior ernannten und somit eine eigene „Obödienz“ schufen (vgl. hierzu: F. Geier, Die Durchführung der kirchlichen Reformen Josephs II. im vorderösterreichischen Breisgau, Stuttgart 1905, S. 135), was auch in Sasbach geschah, das als Pfarrei 1325 Schuttern einverleibt worden war. Bemerkenswert ist, daß der Fortbestand der dortigen Wallfahrt, 1695 durch eine Wunderheilung in Flor gekommen, zwischen den Staatsbehörden strittig war. Während die Klosterkommission für eine Beibehaltung plädierte, wollte die Staatskirchenbehörde, die Kath. Kirchenkommission in Bruchsal, diesen „Unfug“ umgehend beseitigen. Columban Häusler, offensichtlich Wessenbergianer, sorgte schließlich 1809 für die Aufhebung (vgl. hierzu E. Döbele, Geschichte der Pfarrei Sasbach, Bühl 1950, bes. S. 131 f. und EAF B 23/197).

11 Nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten entstanden noch Jahre nach der Säkularisation P. Heitz, aber auch dem Kastner P. Birer und dem Klosterbaumeister Hirschbühl durch anonyme Denunzianten, die sie der Domänenverwaltung gegenüber der Unterschlagung von Geld und fünf eisernen Öfen kurz vor der Inventarisierung des Klosters bezichtigten. Die Regierung stellte die Verfahren jedoch schließlich ein (EAF B 23/195—96).



19. P. Ambros Michel, geb. am 10. April 1772, Professor der Rhetorik am Gymnasium in Freiburg.
20. P. Franz Bender, geb. am 21. April 1772, besorgte excurrento den Gottesdienst in Schutterzell, einer Filiale von Kürzell.
21. P. Bonifaz Bohn, geb. am 16. Juli 1772, vom Berichterstatter als „leichtsinnig“ abqualifiziert und, obgleich „ein guter Musiker“, zu keiner geistlichen Stellung zu gebrauchen.
22. P. Athanas Ott, geb. 22. Dezember 1772, Professor am Gymnasium in Freiburg.
23. P. Hieronymus Stettberger, geb. am 25. Mai 1774, als 2. Pfarrvikar in Sasbach vorgesehen.
24. P. Georg Blattmann, geb. am 30. April 1775, Pfarrvikar in Weingarten bei Offenburg.
25. P. Joseph Kohler, geb. am 29. Juni 1775, ehemaliger Subprior, Pfarrer in Lauf.
26. P. Ignaz Schleer, geb. am 14. August 1779, Pfarrer in Weingarten.
27. P. Franz Sales Ries, geb. am 2. Mai 1781.
28. P. Franz Xaver Geck, geb. am 13. November 1781, 2. Pfarrvikar in Sasbach bei Achern.
29. LB Leonhard Schott, geb. am 4. Februar 1740, Kirchendiener.

Außer in den schon genannten Orten hatte Schuttern auch in Bombach, Gamshurst, Kürzell, Zunsweier und im evangelischen Pfarrdorf Allmannsweier Patronats- bzw. Pfarrpräsentationsrechte inne, die jetzt an das Haus Baden übergangen. Daß der größere Teil der aufgeführten Pfarreien dem Kloster inkorporiert war, ergibt sich schon allein aus der Konventsliste und bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Die sogenannte Klosterorganisationskommission, die weitreichende Kompetenzen hatte, mit der Aufhebung beauftragt war und vom Geheimen Referendar Karl Maximilian Maler aus Karlsruhe geleitet wurde, war in Schuttern zwischen dem 7. und 16. August 1806 tätig<sup>12</sup>. Sie verfügte das alsbaldige Ende der Ökonomie. Nach ihrem Willen hörte die Abtei am 31. August als selbständige Körperschaft im privat- und öffentlich-rechtlichen Sinne auf zu bestehen und ging mit allen ihren Besitzungen, Rechten und Verpflichtungen in die Verwaltung des Staates über.

Das Kapitel war mit 500 fl.—400 fl. pro Pater und Jahr in den Pensionsstand versetzt. Um die landesherrliche Kasse zu schonen, wurde ein guter Teil der Geistlichen für die Seelsorge in den bisherigen Schutterer Patronatspfarreien vorgesehen, deren endgültige Kompetenzfestsetzung bzw. Dotation alsbald erfolgte, weitere für das Gymnasiallehramt. „Einige Religiösen können hienach wegen ihres tadelhaften Betragens sich nicht wohl selbst überlassen werden, sondern sollten zur Verhütung öffentlichen Ärgernisses unter einer genauen Aufsicht bleiben“, meldete Maler ganz im Sinne des Abtes nach Karlsruhe. Er stellte sich damit voll auf die Seite Bacheberles, der Gengenbach oder St. Blasien als „Verwahrungsort“ vorschlug, obwohl die Beziehungen zu letzterem seit Jahren sehr gespannt waren. Die Regierung jedoch traute, darauf sei zu ihrer Ehre abgehoben, der Anschwärzerei nicht und vermutete einen Racheakt. Um sich abzusichern, schickte sie den Gengenbacher Prälaten Bernhard Schwörer nach Schuttern mit dem Auftrag, diskrete Nachforschungen anzustellen. Schwörer schwächte in einer umfangreichen Stellungnahme die Ankla-

<sup>12</sup> Das folgende nach dem Organisationsprotokoll vom 7. Aug. 1806 ff. GLA 104/264 u. 237/4 739 und Aktenstücken 104/27, 261—62, 264, 237/4 734—35, 4 740, 391/35 399 und EAF B 23/197.

gen stark ab und bezeichnete das Verhalten Bacheberles gar als unehrenhaft, was zur Folge hatte, daß man in Karlsruhe von speziellen Maßnahmen gegen die beschuldigten Religiösen absah. Durch Indiskretionen Schwörers entstand jedoch in der Gemeinschaft, die noch in Schuttern bis zur Um- bzw. Neubesetzung der Pfarrstellen fortbestehen sollte, ein derart häßlicher Streit, insbesondere zwischen Placidus, dem Prior und dem Subprior, daß die Klosterkommission eingreifen und die Parteien durch Versetzung an verschiedene Orte trennen mußte. So nahm der Schutterer Konvent nach einem über tausendjährigen Bestand ein denkbar unrühmliches Ende, wobei die „Schuldfrage“ in Ermangelung ausreichender schriftlicher Zeugnisse bedauerlicherweise nicht restlos geklärt werden kann.

In Bezug auf den Abt kommt man nicht um die Feststellung herum, daß er wohl ein politischer Kopf, nicht aber ein zäher Ordensmann war und jederzeit ein Arrangement mit Baden dem Kampf um eine aussichtslos erscheinende Sache vorzog. Das Lob, das ihm die Klosterkommission mehrfach spendete, spricht für sich. Placidus machte sich, so Maler im August 1806 an Karl Friedrich, berechnete Hoffnungen auf eine 5 000-Gulden-Pension und Fourage auf drei Pferde „wegen seines bewiesenen Attachements an das durchlauchtigste Haus Baden, auch in der Eigenschaft als Kaiserl. Geheimer Rath“. Und diese Hoffnung erfüllte sich in der Tat: „Seine Königliche Hoheit haben hierauf gnädigst resolvirt, dem Herrn Prälaten von Schuttern in gnädigster Berücksichtigung seiner gegen Höchstdieselben und gegen Höchstdero Durchlauchtigstes Haus jederzeit bewiesenen besonderen Devotion eine Pension von jährlich 5 000 fl. Geld zuzuwenden . . .“ Außer diesem fürstlichen Ruhegehalt — andere Prälaten bezogen weit weniger — erhielt er freie Wohnung auf Lebzeiten im Schutterer Hof in Freiburg und das Recht, in Wippertskirch seinen Sommersitz aufzuschlagen. Da er mit einer guten Gesundheit gesegnet war und noch fast zwei Jahrzehnte lebte — er starb am 14. Oktober 1824 in Oberkirch<sup>13</sup> — kostete er den badischen Staat ein Vermögen.

Gesorgt wurde auch für die weltliche Dienerschaft, allerdings bei weitem nicht so großzügig. Das Kloster beschäftigte insgesamt 50 Personen, so den Oberamtsrat Hinterfad in Offenburg als Konsulenten, einen Amtmann, Sekretär, Kanzleiboten, Physikus, Bader, Apotheker, Schulmeister, Jäger, Gärtner, einen Baumeister und etliche Handwerker wie den Schmied, Schreiner, Kiefer, Melker, Bäcker und Metzger, ferner einen Kammer- und einen Konventsdiener und ein umfangreiches Gesinde (Köchinnen, Knechte und Mägde). Ein Teil dieser Leute war „patentisiert“, wie es damals hieß, hatte also in Schuttern eine Lebensstellung mit Versorgungsansprüchen bis zum Tod. Diese mußte der badische Staat übernehmen oder pensionieren. Insgesamt waren es 17, die Frauen verstorbener Bediensteter miteingerechnet, die feste Ansprüche an die

---

13 GLA 237/4 736. Zum Schicksal der Religiösen vgl. auch den Schutterer Nekrolog von P. Gams im FDA 13/1880, S. 264 ff.

neue Herrschaft hatten. Die Klosterkommission errechnete Ruhegehälter zwischen maximal 280 fl. und minimal 43 fl., die damit deutlich unter der Pension des Laienbruders Schott von 300 fl. lagen. Die Nichtpatentisierten, vor allem die Domestiken, verloren kurzerhand ihre Arbeit und Unterkunft und wurden mit Beträgen zwischen 30 fl. und 7 fl., die ihrem durchschnittlichen Jahreslohn entsprachen, abgefertigt. Abgefertigt wurden auch die beiden Novizen Benedikt Regler (?) und Anton Schwendemann mit 500 fl. bzw. 350 fl. Ein vom Kloster aufgenommener Waisenknabe kam bei den Benediktinern in Gengenbach unter. Über das Schicksal des Klosterpersonals ist nur so viel bekannt, daß ein Teil in Schuttern blieb, die übrigen andernorts ein Auskommen fanden. Zur Ausbildung einer regelrechten Armen- und Bettlerkolonie infolge der Säkularisation wie in Tennenbach kam es hier aber offensichtlich nicht.

Ende August 1806 hörte ebenfalls die Mildtätigkeit der Mönche auf. Sie hatten bisher etwa 20 „Hausarme“, Leute aus dem Schutterer Bann, aus der Klosterküche ernährt, zahlreiche bedürftige Familien mit Brotalmosen unterstützt, armen Kranken kostenlos Lebensmittel und Arzneien gereicht und für bedürftige Untertanensöhne das Lehrgeld bezahlt, wodurch der Bettel an der Klosterpforte gänzlich aufgehört hatte. Das alles gedachte Baden mit 100 fl. im Jahr abzugelten, die der neue Pfarrer Joseph Kohler „gerecht“ verteilen sollte! Auf Intervention des Exabtes wurde der Betrag im Herbst 1807 verdoppelt.

Unzufrieden waren auch die Franziskaner im Fürstentum Hohengeroldseck, denen das bisherige Naturalalmosen gekürzt wurde, während das Quantum für die Franziskaner und Kapuziner in Offenburg und Freiburg ungeschmälert blieb. Der hierauf eingereichten Beschwerde des Seelbacher Superiors Kilian Neßler war schließlich Erfolg beschieden.

Größte Aufmerksamkeit verwandte die Aufhebungskommission naturgemäß auf den Besitzstand des Klosters. Schnell geregelt waren die hoheitlichen Rechtsverhältnisse. Da das Stift bisher als Grundherr im 600-Seelen-Dorf Schuttern und im „Einfang“ des Schlößchens zu Heiligenzell die niedere Gerichtsbarkeit ausgeübt hatte, wurde hier eine Neuregelung erforderlich. Beide Bezirke schlug man dem Oberamt Lahr zu. Die grundherrlichen Rechte im Wippertskircher Bann gingen vorläufig an den Vogt des altbadischen Stabsamts Wolfenweiler im Markgräfler Land über. Bezüglich des liegenden und fahrenden Eigentums stellte Maler fest, daß Schuttern, obwohl es seit 1796 durch Plünderungen, außergewöhnlich große Quartierlasten und Kriegslieferungen „und besonders durch unregelmäßige Haushaltung, die in der lange schon gehegten Besorgnis, seine Existenz zu verlieren, ihren wohl begreiflichen Grund hat“, Einbußen erlitten hatte, doch über Werte in Höhe von 1 562 720 fl. verfügte und nach einem mehrjährigen Durchschnitt jährliche Einkünfte von 59 202 fl. hatte. Hinzu kamen noch entbehrliche Kirchenpreziosen im Wert von rund 2 400 fl. Damit gehörte Schuttern zu den reichsten



Ordenshäusern, die Baden an sich riß<sup>14</sup>. Maler meinte, daß die Güter in landesherrlicher Regie bald an Wert und Ertrag noch gewinnen müßten und plädierte in diesem Zusammenhang für die Errichtung einer eigenen Kameralverwaltung in Schuttern, da die landesherrlichen Einnehmereien in Mahlberg und Lahr ohnehin schon überlastet waren. Abfällig äußerte er sich über den Zustand des Archivs, das geschlossen nach Karlsruhe kam, und der Bibliothek, die nicht verzeichnet war. Deren beste Stücke gelangten im Herbst 1807 an die Universität Heidelberg. Ein letzter Rest wurde 1820 in Offenburg verschleudert<sup>15</sup>. Schließlich ordnete er die Untersuchung „verdächtiger Kaufhandlungen des Stifts in den letzten Zeiten“ an, in deren Verlauf der Verkauf der Klosterapotheke annulliert wurde. Sie kam 1808 gegen den erbitterten Widerstand der umliegenden Gemeinden, die um ihre medizinische Versorgung bangten, unter den Hammer<sup>16</sup>.

Zwar würde eine ausführliche Wiedergabe der Schutterer Vermögenswerte hier zu weit führen, doch soll wenigstens ein Blick auf die wichtigsten Posten geworfen werden. Der Wert aller Liegenschaften in der Ortenau und im Breisgau betrug 567 066 fl., der Wert aller Zinsen und Gefälle 949 919 fl. Die Kommission kam auf letztere Summe, indem sie die Einnahmen aus den betreffenden Titeln und Rechten des Klosters als vierprozentigen Zins eines entsprechenden Kapitals annahm. Bei der Berechnung der ständigen Lasten verfuhr sie genauso. An Aktivkapitalien waren 25 878 fl. vorhanden. Sie bestanden in der Hauptsache aus Wiener Hofkammerobligationen, einem kleinen Barbestand und ausgeliehenen Geldern, wobei über 6 000 fl., die an den 1803 verstorbenen, bankrotten Fürstbischof von Straßburg, Louis de Rohan, abgegeben worden waren, als verloren gelten mußten. Bescheiden nahm sich der Fahrnisbesitz aus, was angesichts der schlimmen Zeiten nicht verwunderlich war. Er verteilte sich im wesentlichen auf Schuttern, Wippertskirch, Heiligenzell und Freiburg und wurde auf runde 20 000 fl. geschätzt. Neben der

---

14 In der Tat ging das Vermögen noch um einiges über die vorläufige Schätzung hinaus, denn ein guter Teil des Waldbesitzes war noch nicht erfaßt. Nach den Feststellungen der Oberforstmeister v. Schilling in Ettenheim und v. Ehrenberg in Bruchsal vom 24. Sept. bzw. 1. Nov. 1806 handelte es sich dabei um den Schutterer Abtswald, das „Bündle“, den Geroldsecker und den Allmannsweierer Wald, deren Kapitalwert Schuttererischen Anteils mit 181 861 fl. veranschlagt wurde. Wie kompliziert die damaligen Eigentumsverhältnisse waren, wird am Beispiel dieser Wälder deutlich. Sie stellten kein Allein-, sondern Gemeineigentum dar. Im Abtswald (575 Morgen 49 □ Ruthen) gehörten dem Stift alle Eichen, von den anderen Holzarten und den anfallenden Buheckern die Hälfte, die andere Hälfte und das Laub, das in der damaligen Mangelgesellschaft noch sehr geschätzt war, der Gemeinde Schuttern. Im Bündle (57 Morgen 144 □ Ruthen) hatte Schuttern alles Holz, Ottenheim den Weidgang und den „Eckerich“, im Geroldsecker Wald (160 Morgen 150 □ Ruthen) das Stift die Eichen, Hagenbuchen, Steineschen, Erlen und Espen, Ottenheim die übrigen Baumarten, den Weidgang und das Eckernrecht. Im Allmannsweierer Wald mit seinen 395 Morgen und 68 □ Ruthen schließlich standen Schuttern alle Eichen und Eckern zu, beim Verkauf anderer Holzarten 1/3 des Erlöses, der Gemeinde Allmannsweier 2/3 desselben sowie der Weidgang und das Laub. Die Säkularisation zerstörte diese Waldgenossenschaften, die manchen Vorteil, so die Erhaltung der Waldfläche, aber auch manchen Anlaß zum Streit in sich bargen. Schon 1807 löste Allmannsweier die nun an den Staat gefallenen Rechte im Allmannsweierer Wald um die beachtliche Summe von 40 000 fl. ab (Anschlag Schillings: 52 872 fl.), um diesen im Alleineigentum zu haben (GLA 391/35 429).

15 GLA 104/234—35 und EAF B 23/198.

16 GLA 104/98—99.



Klosteranlage in Schuttern (26 000 fl.) besaß der Konvent die schon erwähnten Propsteigebäude und Meierhöfe in Wippertskirch im Tuniberg (19 800 fl.), das Schlößchen zu Heiligenzell (4 100 fl.), ein prachtvolles Anwesen in Freiburg (8 000 fl.), das Wallfahrtsgebäude und die Schaffnei in Sasbach, eine solche auch in Heimbach, ferner Zehntscheuern, Wohn- und Wirtschaftsgebäude in Zunsweier, Merdingen, Waltershofen, Opfingen und Köndringen. Feld- und Waldbesitz hatte die Abtei insbesondere in der Umgebung von Schuttern und Wippertskirch, weitere Liegenschaften konzentrierten sich um Heiligenzell. Der Rest wie auch zahlreiche Lehengüter und sonstige Gerechsamte zerstreuten sich in der Rheinebene zwischen dem Tuniberg und dem Flübchen Acher.

Schließlich wurde der Passivstand mit 365 278 fl. erhoben. Davon waren rund 26 000 fl. laufende Schulden, der Rest die kapitalisierten festen jährlichen Lasten oder anders gesagt: gegebenenfalls deren Ablösesumme. Der hohe Betrag erklärt sich nicht zuletzt daraus, daß Schuttern in etlichen Orten die Pfarrer ganz oder teilweise zu unterhalten und die Kirchenbaulasten zu tragen hatte.

Da die meisten auswärtigen Gebäude in ihrer bisherigen Funktion beibehalten werden mußten (so wurde das Superioratshaus in Sasbach Pfarrhaus) und ein Großteil der Grundstücke langfristig verpachtet war, machte die Auflösung des Stifts vorab wenig Masse frei. Die Kommission ordnete lediglich den Verkauf von Feldern in Friesenheim, Heimbach und Heiligenzell, ferner des dortigen Schlößchens sowie eines Teils der Fahrnisse an. Dort, wo die Lage es gestattet hätte, nämlich in Schuttern selbst, beabsichtigte die Landesherrschaft offensichtlich bis auf weiteres keine größeren Veräußerungen. Die Tendenz, das Kloster mit den umliegenden Matten, Äckern und Wäldern zusammenzuhalten und zu den Domänen zu schlagen, ist unverkennbar. Verkauft wurden 1806 nur die Orangerie und einige kleinere Nebengebäude, in denen die Klosterhandwerker untergebracht waren. Das Gotteshaus wurde als Pfarrkirche beibehalten, seine Einrichtung allerdings, die unter anderem aus fünf Altären, einer großen eisernen Uhr mit sechs Schlagwerken und sieben Glocken bestand, reduziert. Eine der Glocken, 28 Zentner schwer, schenkte der Großherzog 1808 der Stadt Philippsburg<sup>17</sup>. Die Wohngebäude nahmen außer einigen geistlichen Pensionisten und Handwerkern den 1809 von Ettenheim hierher versetzten Oberforstmeister v. Schilling mit seinem Personal und die Gefällverwaltung unter dem Interimsverwalter Sievert auf. Diese nutzte auch weiterhin die ausgedehnten Keller und Speicher zur Aufbewahrung der dem Ärar zustehenden Naturalabgaben. Ansonsten stand der Gebäudekomplex leer. Da der Staat auch in den folgenden Jahren um eine angemessene Verwendung verlegen war und an der Instandhaltung sparte, wo er nur konnte, war der Verfall praktisch abzusehen.

Erst im Herbst 1808 kam es zu nennenswerten Güterverkäufen in Schuttern: Matten für über 22 500 fl. konnten an Landwirte aus der Umgebung losge-

<sup>17</sup> GLA 404/483.

schlagen werden. Ein Handwerker vom Ort kaufte den außerhalb der Klostermauern liegenden „Ochsenhof“ für 1 470 fl., Schuttern 156 Morgen des Abtswaldes für 5 420 fl. und das Klosteramtshaus für 5 110 fl., um die Schule hier unterbringen und das alte Schulhaus verkaufen zu können<sup>18</sup>. In diesem Zusammenhang ist anzumerken, daß die Gemeinde zwar kaufte, aber nicht zahlen konnte. Ebenso Friesenheim, das andere Teile dieser Waldung an sich brachte um die enorme Summe von 30 000 fl. Beide ließen sich bezüglich der Finanzierung auf fragwürdige Geschäfte mit dem jüdischen Hoffaktor Elkan Reutlinger in Karlsruhe ein, deren Regulierung die Staatsbehörden noch jahrelang beschäftigten<sup>19</sup>.

Warum die Landesherrschaft bzw. die Regierung in Karlsruhe von einem Verkauf der an und für sich nicht ungünstig gelegenen Gebäude zu Schuttern unmittelbar nach der Säkularisation nichts wissen wollte, bleibt unklar. Als ein entsprechender Beschluß gefaßt wurde, geschah das zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt. Nachdem im Sommer 1812 ein Straßburger Handelshaus am Kloster, der Mühle und den Gärten Interesse bekundet hatte zwecks Anlegung einer Fabrik, ließ man umgehend ein Gebäudegutachten erstellen und ordnete schließlich die öffentliche Ausbietung der gesamten Abtei und der umliegenden Felder am 29. März 1813 an. Wenige Tage zuvor hatte Preußen Frankreich den Krieg erklärt! Obwohl der Termin, auf Anfang Mai verschoben, in allen badischen Zeitungen, Anzeigebältern und in der Straßburger und Züricher Zeitung bekannt gemacht wurde, geriet er bezüglich der Gebäude zum Fiasko. Für das Klosteranwesen trat auch nicht ein Bieter auf, während sich die außerhalb des Ortes liegenden Matten eines regen Interesses erfreuten. Die diesbezüglichen Gebote beliefen sich auf 61 960 fl. Die Regierung versagte jedoch vorab die Genehmigung, da ihr vorrangig am Verkauf der Abtei lag<sup>20</sup>.

Da die Versteigerungsannonce zugleich eine anschauliche Baubeschreibung darstellt, soll sie hier wiedergegeben werden:

#### *Realitäten-Versteigerung.*

Am Montag den 29ten März d.J. werden die in der allgemeinen Brandassekuranz stehenden Baulichkeiten, und einige andere Liegenschaften des ehemaligen Klosters Schuttern, eine halbe Stunde von der Poststation Friesenheim, sodann 1 1/2 Stunde von Lahr, 3 Stunden von Offenburg, 5 Stunden von Straßburg, und 2 Stunden vom Rheine entfernt, mit Vorbehalt der höchsten landesherrschaftlichen Genehmigung in dem Klostergebäude selbst an den Meistbiethenden versteigert werden.

Dieselben sind der genannten und ebenen Lage wegen zur Etablierung einer Fabrik vorzüglich gut situirt, und man wird die Unternehmer einer solchen

---

18 GLA 104/220, 391/35 401 u. 404/459.

19 Bericht des Kinzigkreisdirektoriums vom 21. Aug. 1811, GLA 104/220.

20 Aktenstücke GLA 391/35 395 u. 35 402.

nach Möglichkeit begünstigen. Ein Theil des Klosterhofes ist mit einer 12 Schuh hohen Mauer, und der andre von dem Schutterfluß umgeben.

Außer der vorbehalten werdenden Pfarrkirche und Pfarrwohnung, sind die Bestandtheile folgende:

- 1) In dem eigentlichen Klostergebäude befinden sich im untern Stock 40, im obern 44, zusammen 84 Zimmer, worunter 3 große Säle, 56 heizbar, und 18 tapeziert sind, mit 4 Küchen. Unter demselben sind 4 gewölbte Keller, worein gegen 9000 Oehm Wein, oder ungefähr 270 Fuder neuen Badischen Maases gelegt werden können, nebst mehreren Gemüß- und Einschlagkellern.
- 2) Das rechte Flügelgebäude enthält oben mehrere wohl eingerichtete Speicher zu ungefähr 3000 Viertel, oder im neuen Badischen Maase 2400 Malter Früchten und Platz zu einer Vorrichtung auf noch 1500 bis 2000 Viertel. Unter demselben befinden sich mehrere beschlüßige Remisen für Wägen, Baumaterialien, Brennholz etc., sodann Scheuren zu wenigstens 30 000 Fruchtgarben, und überflüssiger Platz zur Heu- und Oehmd-Speicherung, ferner Stallungen zu 50 bis 60 Pferden und 30 Stück Rindvieh.
- 3) Hinter diesem rechten Flügel stehen in einem abgesönderten Hof Nebengebäude mit drey Wohnungen, die ehemals von dem Kiefer, Schreiner und Melker benutzt wurden, nebst verschiedenen Remisen, und kleineren Vieh- und Geflügelställen.
- 4) Auf dem linken Flügel steht die zweystöckigte Mahlmühle mit 2 Gängen, und einer Hanfreibe, Gyps-, Schleif- und Oehlmühle, sodann die ehemalige Metzger, Schmidtwohnung, und Werkstätte sammt Waschhaus, welche sämmtlich in der zweyten Etage viele Zimmer für Domestiken enthalten.
- 5) Hinter diesem Gebäude ist der sogenannte Schweinhof mit Stallungen.
- 6) Der Hof ist 2 Morgen groß, und in demselben befindet sich ein Bassin nebst einem neu angelegten Gemüsgarten.
- 7) Am Ende dieses Hofes liegt der vormalige Klostergarten, welcher einschließlich der Wege 9 Morgen groß ist, mit einem von Quatersteinen erbauten Gartenhause, und einem Bassin mit Springbrunnen.

Der Garten selbst ist zu ökonomischen Benützungen wohl eingerichtet, mit den schönsten Obstbäumen besetzt, und 1/2 zu einer Obstbaumschule angelegt, worinn wenigstens 10.000 veredelte und eben so viele Wildstämme stehen. Eine Lindenallee und ein hübsches Bosquet umziehen den Garten oberhalb gegen den Schutterfluß, und auf der Seite gegen den Hof enthält er einen Fischweyer.

Zur andern Seite des Gartens steht die Gärtnerwohnung mit einem Ausgang auf die Dorfstraße.



8) Hin und wieder sind zur Bequemlichkeit 5 Pumpbrunnen angebracht.

Auf Verlangen der Kauflustigen wird man noch, als zum Klosterkauf gehörig, mitversteigern:

Ungefähr 8 Morgen Ackerfeld in dreyen Gewannen des Schutterer Bannes gelegen, und 27 Morgen Matten zunächst bey dem Kloster von vorzüglich guter Qualität.

Hiernächst werden am 30ten März zum stückweißen Verkaufe, in halben oder ganzen Morgen abgetheilt, 94 Morgen Matten, Schutterer Gemarkung, ebenfalls unter Ratifikationsvorbehalt an den Meistbiethenden versteigert werden.

Bey alle dem sind die Hauptbedingungen diese:

a) Der Kaufschilling wird in 6 Jahrsterminen, wovon der erste auf den 1. April 1814 verfällt, mit Zinsen a 5 pro Cent vom 1. April 1813 anfangend, bezahlt, und er kann in 3/4 mit Großherzoglich Badischen Amortisations-Kasse-Obligationen nach ihrem Nennwerth entrichtet werden;

b) die hiernach verfallenen Zinse werden in klingender Münze eben so, wie

c) der Accis a 1 1/2 kr. per Gulden Kaufschilling bezahlt.

d) Die Käufer müssen sich wegen der Zahlungsfähigkeit mit obrigkeitlichen Zeugnissen genügend ausweisen.

Minder bedeutende Conditionen wird man an den Steigerungstägen eröffnen. Man kann sich aber auch nach solchen vorläufig bey der Domonialverwaltung Lahr in Schuttern erkundigen. Im Uebrigen versteht es sich von selbst, daß die erkaufte Grundstücke künftig allen ordinären und extraordinären landesherrlichen und Gemeindsumlagen und dem Zehnden unterworfen werden.

Offenburg, den 12. Jänner 1813.

Großherzoglich Badisches Direktorium des Kinzigkreises.

Holzmann.  
vdt. Buckeisen<sup>21</sup>.

### *Das Feldspital*<sup>22</sup>

Angesichts der sich verschärfenden Krise in Mitteleuropa unternahm man 1813 weitere Verkaufsversuche nicht. Gleichwohl wurde den Stiftsgebäuden wenig später zum ersten Mal seit dem Abzug der Mönche wieder volle Auslastung zuteil: Wie zahlreiche andere in Baden dienten sie im Verlauf der Befreiungskriege 1813—1815 zweimal als Militärlazarett.

Seine geographische Lage machte das Großherzogtum zu einem der Hauptauf- und Durchmarschgebiete der alliirten Truppen im Krieg gegen Frankreich. Obwohl es Großherzog Karl gerade noch rechtzeitig gelungen war, sich von Napoleon zu lösen und aus dem Rheinbund auszutreten, war Baden bei den Großmächten durch seine bisherige Politik diskreditirt und hatte sich ohne langes Hin und Her den Kriegsnotwendigkeiten, genauer ge-

21 Großherzogl. Bad. Anzeige-Blatt für den See-, Donau-, Wiesen- und Dreisamkreis 17/1813.

22 Das folgende nach Aktenstücken GLA 236/1 063, 1 067, 1 107, 1 252, 1 333, 391/35 410 u. 404/448.



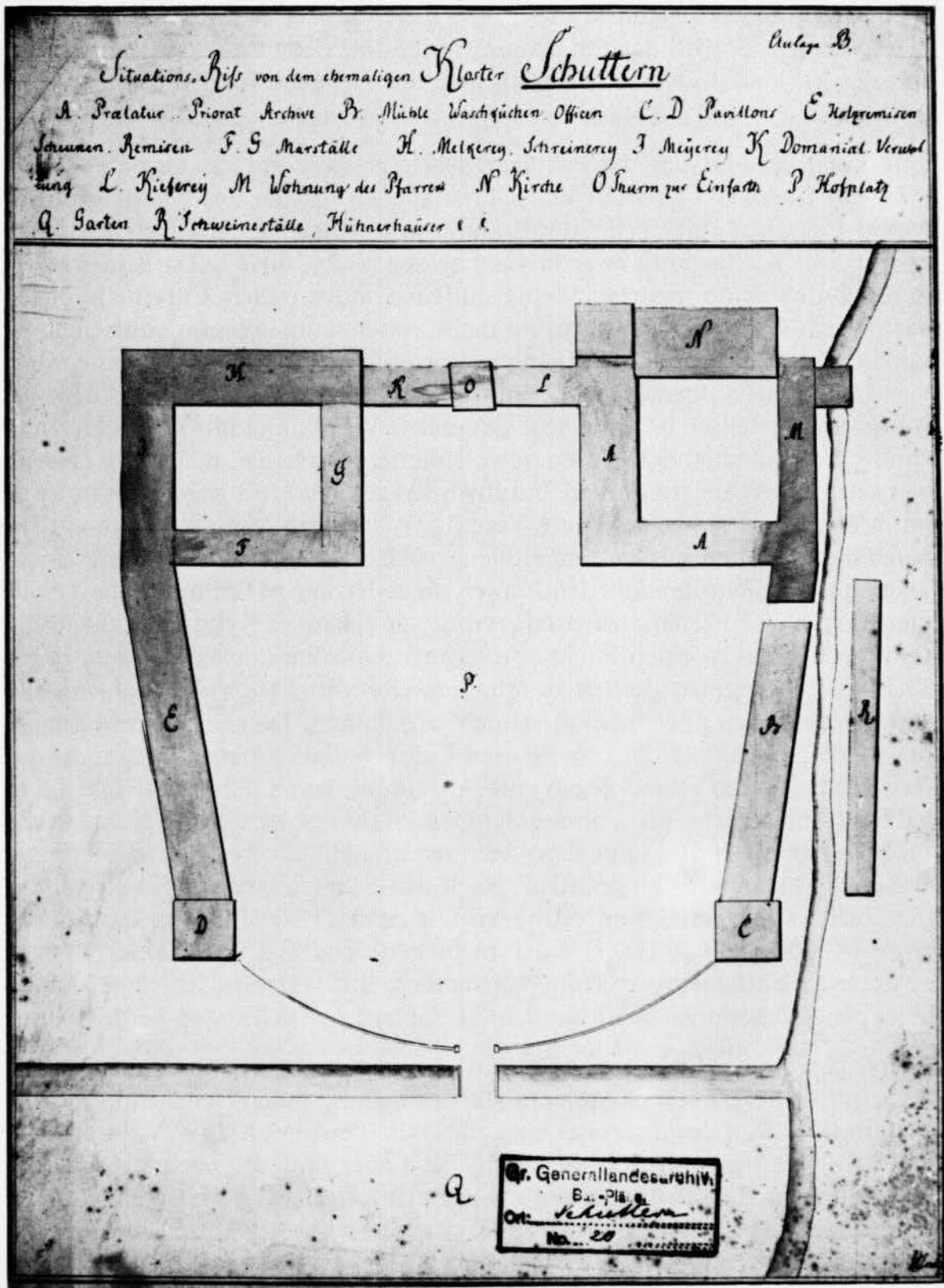
sagt den Anordnungen der österreichischen Heeresleitung zu fügen. Der Strom verwundeter und mit Infektionskrankheiten behafteter Soldaten in Richtung Süden schwoll nach der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 in einem ungekannten Ausmaß an. Obwohl sich Schuttern von den Räumlichkeiten her gut geeignet hätte, wurde es im Winter 1813/14 nicht belegt. Die für die Lazarettbereitstellung zuständigen Stellen, das badische Kriegs- und Innenministerium und die nachgeordneten Kreisdirektorien waren in der Folge zwar bestrebt, die Zahl der in Anspruch zu nehmenden Orte, nicht zuletzt wegen der Ansteckungsgefahr für die Bevölkerung, gering zu halten und in diesem Sinne auch Schuttern zu schonen, aber schließlich fand auch hier das Unumgängliche statt. Auch Drängen des Chefs des vor Kehl liegenden badischen Blockadekorps, des Generallieutenants Grafen Wilhelm von Hochberg, ordnete das Innenministerium im Januar 1814 die Einrichtung eines Spitals für 200 Mann in Schuttern an. Nachdem sich die Hoffnungen des Kriegsministeriums zerschlagen hatten, das Krankenhaus beim Hauptquartier des Korps in Hagenau jenseits des Rheins zu etablieren, ergriff die Domänenverwaltung Lahr (von 1812—1820 in Schuttern) die erforderlichen Maßnahmen und räumte das Prälaturgebäude. Anfang März trafen die ersten Kranken ein, von denen alsbald nachweisbar acht starben. Das veranlaßte den Domänenverwalter August Schmidt, mit seiner Familie den Ort fluchtartig zu verlassen, was ihm enorme dienstliche Schwierigkeiten einbrachte. Mehr als 200 Mann dürften in Schuttern nicht gelegen sein — womit es zu den kleinen Feldspitälern im Großherzogtum zählte. Wie schon gesagt, waren die meisten der Insassen Badener. Es hielten sich hier aber auch einige Russen und Österreicher auf. Am 6. Juni 1814 wurde der Spitalkörper nach Ettlingen verlegt, worauf wieder Ruhe in Schuttern einkehrte. Kein Erfolg beschieden war dem Finanzministerium, das im folgenden Frühjahr die Gebäude erneut anbieten ließ.

Es waren runde 12 Monate vergangen, als nach der Schlacht bei Waterloo die von den Verbündeten installierte Zentralhospitalverwaltung in Deutschland auf Schuttern zurückgriff. Ende Juni 1815 zog das österreichische Hauptfeldspital Nr. 42 ein, das die Aufnahme von etwa 300 Lädierten vorbereitete, schließlich aber wenig mehr als 30 Mann zu versorgen hatte. Aktenvermerken zufolge fiel das Sanitätspersonal den Dorfbewohnern außerordentlich lästig, so daß es niemand bedauerte, als das Lazarett Anfang August nach Vesoul/Burgundische Pforte abgezogen wurde.

### *Die Textilmanufaktur*<sup>23</sup>

Gravierende Gebäudeschäden waren durch die militärische Nutzung nicht entstanden. Diejenigen, die um diese Zeit festgestellt wurden, waren auf die mangelnde Bereitschaft der Domänenverwaltung zurückzuführen, Instandhaltungsarbeiten durchführen zu lassen. Als bald nach den Befreiungskriegen ka-

<sup>23</sup> Das folgende noch Aktenstücken GLA 233/20 199, 360/Zgg. 1900, Nr. 30, Fasz. 142, 391/35 402, 35 395—96 u. 404/460—61.



Schuttern um 1820. (Kolorierte Federzeichnung von P. Ende).

men wieder Bestrebungen in Gang, leerstehende Gebäudeteile nutzbringend zu verwenden. So ließ das Finanzministerium die Möglichkeit der Aufteilung und des Verkaufs oder der Verpachtung von Gebäude- und Gartenparzellen an Kleinbauern und Landarbeiter prüfen, jedoch ohne Ergebnis.

Eine dauerhafte Lösung des Problems schien erst gekommen, als im Frühjahr 1817 das Ehepaar Christian und Christiane Kylius bei den Staatsbehörden zwecks Pachtung eines Teiles der Prälatur und Anlegung einer Fabrik vorstellig wurde<sup>24</sup>. Kylius hatte zwar in Lahr seinen Vater, aber selbst kein Bürgerrecht. Durch seine mehrfach fehlgelaufenen industriellen Unternehmungen war er dem Kinzigkreisdirektorium nicht unbekannt. Da man von seinen finanziellen Verhältnissen keine genaue Vorstellung hatte, stellte man heimlich Nachforschungen über ihn an. Demnach hatte Kylius vor Jahren in Berg bei Stuttgart in Gesellschaft mit einem General v. Varnbühler und einem Herrn v. Phull<sup>25</sup> eine gut eingerichtete Baumwollspinnerei besessen, die aber wegen zu weit getriebenen Spekulationen und Investitionen bankrott gegangen war, wodurch er und seine Frau schwere Vermögenseinbußen erlitten. Im Jahr 1813 waren die beiden im Fürstentum Hohengeroldseck aufgetaucht, um mit einem Gesellschafter im aufgehobenen Franziskaner-Hospiz in Seelbach eine Textilmanufaktur und Färberei zu etablieren. Zwar gelang es Kylius, mit dem Fürsten von der Leyen einen Pachtvertrag abzuschließen und von diesem sogar ein Privileg für seinen Betrieb zu erhalten. Die Mittel zur vollständigen Ausstattung desselben aber brachte er nicht zusammen. Da sein Associé Langsdorff auf Einbringung der vereinbarten Geldbeteiligung bestand, kam es zum Zerwürfnis. Kylius schied gegen eine Abfindung von 1200 fl. aus und faßte den Plan, mit seinen sechs Spinnmaschinen, die er erst kürzlich in Nidau/Kanton Bern gekauft hatte, samt Zusatzgeräten und Handwerkszeug in Schuttern eine neue Manufaktur zu gründen. Nach den Schätzungen des Stadtrats von Lahr belief sich sein Gesamtvermögen auf rund 15 000 fl., wobei eine Erbschaft in Höhe von 18 000 fl. noch nicht berücksichtigt war. Dieses Kapital lag unter gerichtlichem Arrest in Württemberg und war für Christiane Kylius, der es genaugenommen gehörte, nicht verfügbar, wie sich später herausstellte.

Einerseits wäre die Domänenverwaltung heilfroh gewesen, endlich einen Teil der Schutterer Klostergebäude vom Hals zu haben, andererseits traute sie der Zahlungsfähigkeit der Interessenten nicht. Als allerdings Kylius' Vater, Stadtrat, Waisenrichter und Spitalschaffner in Lahr, und der ebenda ansässige Bandfabrikant Bausch sen. sich für die Pachtzahlungen verbürgten, kam es recht schnell, nämlich am 3. Juni 1817, zu einem Vertrag. Abschließende Partei war bemerkenswerterweise die Frau von Kylius. Sie pachtete ab Martini

24 Zu Kylius vgl. auch die Abhandlung des Verfassers über das Franziskaner-Hospiz in Seelbach in der Ortenau 1979, S. 196 ff.

25 Es wird sich nach C. Griesinger, Universal-Lexicon von Württemberg, Hechingen und Sigmaringen, Stuttgart/Wildbad 1841, Sp. 1 471 u. 1 054, um Ferdinand v. Varnbühler, der sich zwischen 1806 und 1814 „mit Landwirthschaft und mit Beförderung der Gewerbe“ beschäftigte, und um ein Mitglied des altadligen Geschlechts der Freiherren v. Phull gehandelt haben.



1817 das links vom Tor gelegene, an das Münster angebaute eigentliche Abteigebäude (Nr. A auf beiliegendem Plan), außerdem einige Nebengebäude (Schmiede, Brennhaus und Beschleißerei), einen Teil des Gartens und ein Stück Feld auf zehn Jahre zu dem jährlichen, nicht zu hohen Zins von 320 fl. Die Inneneinrichtung, die nach Auflösung der Forstmeisterei teilweise durch Diebe entfernt worden war, hatte sie auf eigene Rechnung zu ergänzen. Umgehend erfolgte auch die Konzessionierung der Spinnerei und Türkischgarnfärberei durch das Finanzministerium. Nach ihren eigenen Worten stellte Christiane Kylius in Schuttern fünf Spinnmaschinen von englischer Art, Jennymules genannt, jede mit 204 Spindeln, und eine Vorspinnmaschine mit 64 Spindeln auf, dazu die erforderlichen Zusatzgeräte wie Kart-, Haspel- und Zwirnmaschinen. In der Spinnerei und der an der Schutter gelegenen Färberei und Bleiche gedachte sie an die hundert Personen, vorrangig Kinder zwischen sieben und vierzehn Jahren und alte Leute, zu beschäftigen, was die Obrigkeit natürlich nicht ungerne sah.

Kylius machte sich sofort mit Frau und acht Kindern im ehemaligen Stift ansässig und nahm die notwendigen Umbauarbeiten in Angriff. Zwecks Materialbeschaffung ließ er mit landesherrlicher Genehmigung mehrere kleinere Nebengebäude abreißen, womit der erste bedeutende Eingriff in die Bausubstanz der Klosteranlage getan war. Das Unternehmen scheint anfangs ganz gut gelaufen zu sein. Im Frühjahr 1819 fanden rund 80 Personen Arbeit und Verdienst, meistens Kinder und gebrechliche ältere Leute aus Schuttern und der Umgebung, die nach Feststellung des Bezirksamtes Lahr dadurch „dem Bettel und dem Müßiggang entzogen“ waren. Mit der Erweiterung des Betriebs im Sommer selben Jahres und der Aufnahme des Lahrer Handelsmannes Ch. Schneider als Compagnon trat Kylius offensichtlich in eine Expansionsphase ein. Im Juni 1820 arbeiteten in seiner Spinnerei, Färberei und an den 12 Stühlen seiner neuerrichteten Weberei über hundert Personen meist weiblichen Geschlechts. Der größte Teil der Produktion ging in den Export. Nun etwas übermütig geworden, trat er an das Ärar mit dem Begehren heran, die gesamte Abtei käuflich zu erwerben, und bot 60 000 fl., zahlbar in zehn unverzinslichen Jahresterminen. Die Behörden trauten jedoch seiner Solvenz nicht, und das völlig zu recht. Denn Kylius war weder willens noch in der Lage, einen Kapitalnachweis zu erbringen. Als er die Karten auf den Tisch legen sollte, begann er, die Verhandlungen mit der stark interessierten Hofdomänenkammer in Karlsruhe zu verschleppen. Da er ab 1821 die Pacht nicht mehr zahlte und es auf eine Pfändung ankommen ließ, darf angenommen werden, daß sein Angebot nichts anderes als ein Akt von Hochstapelei bzw. ein Manöver gewesen war, um von seinen finanziellen Schwierigkeiten abzulenken.

Auch Ungelegenheiten anderer Art stellten sich ein. Nach anfänglich gutem Einvernehmen entwickelte sich zwischen dem Fabrikanten und dem Domänenverwalter Schmidt eine tiefe Feindschaft, da letzterer sich in der Gebäude- und Gartennutzung empfindlich eingeschränkt sah und Kylius zu schikanieren





*Das Münster und Pfarrhaus (Teil der ehemaligen Klausur) von Süden. Während der ehemalige Kreuzgarten und die Fläche, auf der das eigentliche Abteigebäude stand, bis heute Trümmergrundstücke geblieben sind, ist das übrige Areal (Parkanlage und Baumschule) weitgehend überbaut.*



versuchte, wo er nur konnte. Dieser hingegen begann zu seinem Unglück, mit der Staatsverwaltung wegen Nichteinhaltung des Pachtvertrags zu prozessieren. Seiner Meinung nach wurden ihm verschiedene Räume im Kloster vorenthalten. Er ging durch mehrere Instanzen und verlor. Schließlich fiel er seinen evangelischen Glaubensgenossen dadurch unangenehm auf, daß er mit seiner Familie eifrig am katholischen Gottesdienst in der Schutterer Pfarrkirche teilnahm, im Kloster nächtens größere Versammlungen abhielt, deren Höhepunkt eine spiritistische Sitzung war — was vom Bezirksamt umgehend verboten wurde — und eine Somnambule bei sich aufnahm, die nach Meinung der Obrigkeit gefährliche Schwärmereien in Schutterern auslöste und deshalb zu entfernen war.

Seine Streitereien mit den großherzoglichen Behörden machten ihn äußerst verhaßt und brachten ihn bald in den Ruf eines „ränkesüchtigen“ Prozeßhansels. Kulanz und Unterstützung konnte er von diesen nicht mehr erwarten, während sein Geschäft von Monat zu Monat stärker zurückging. Im Frühjahr 1822 berichtete der Verwalter Schmidt seinen Vorgesetzten, daß die Spinnerei schon seit längerem eingestellt sei: „Das ganze so imposante Fabrikgeschäft hat sich auf eine Barchetweberei mit 10 Stühlen reduziert.“ Ein gutes Jahr später, im Sommer 1823, war Kylius am Ende. Er wurde für zahlungsunfähig erklärt und mußte Schutterern im Oktober verlassen. Seine Mietschulden von über 1 000 fl. wurden bei den Bürgen eingetrieben. Daß er scheiterte, lag sicher einerseits an einem zu geringen Eigenkapital, andererseits an seinem Größenwahn und der Unfähigkeit, sich rechtzeitig auf die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse einzustellen. Kylius verkörperte damit einen Unternehmertypus, der uns zu jener Zeit des öfteren begegnet. Allen berechtigten Vorhaltungen zum Trotz kann man ihn gleichwohl den Pionieren des Maschinenzeitalters im Kleinen zurechnen.

### *Die Zerstörung der Gebäude*<sup>26</sup>

Nach dem Zusammenbruch der Textilmanufaktur war das Schicksal der verdorbenen und verlotterten Stiftsgebäude besiegelt. Eine neue Zweckbestimmung hatte man für sie nicht und es wurde auch keine mehr gefunden. Die Verlegung des Irrenhauses von Pforzheim nach Schutterern 1825 ließ sich ebenso wenig verwirklichen wie der Verkauf an verschiedene Interessenten aus Lahr und Straßburg, die so plötzlich verschwanden wie sie aufgetaucht waren. Auch Versuche, Gebäudeteile an armes Landvolk als Wohnungen zu vermieten, verliefen wenig befriedigend. So endete die stattliche Anlage, wenig mehr als 150 Jahre alt, wie manch anderes deutsche Kloster um jene Zeit und manche Ritterburg in den Jahrhunderten zuvor: als Steinbruch der Bewohner der Umgebung.

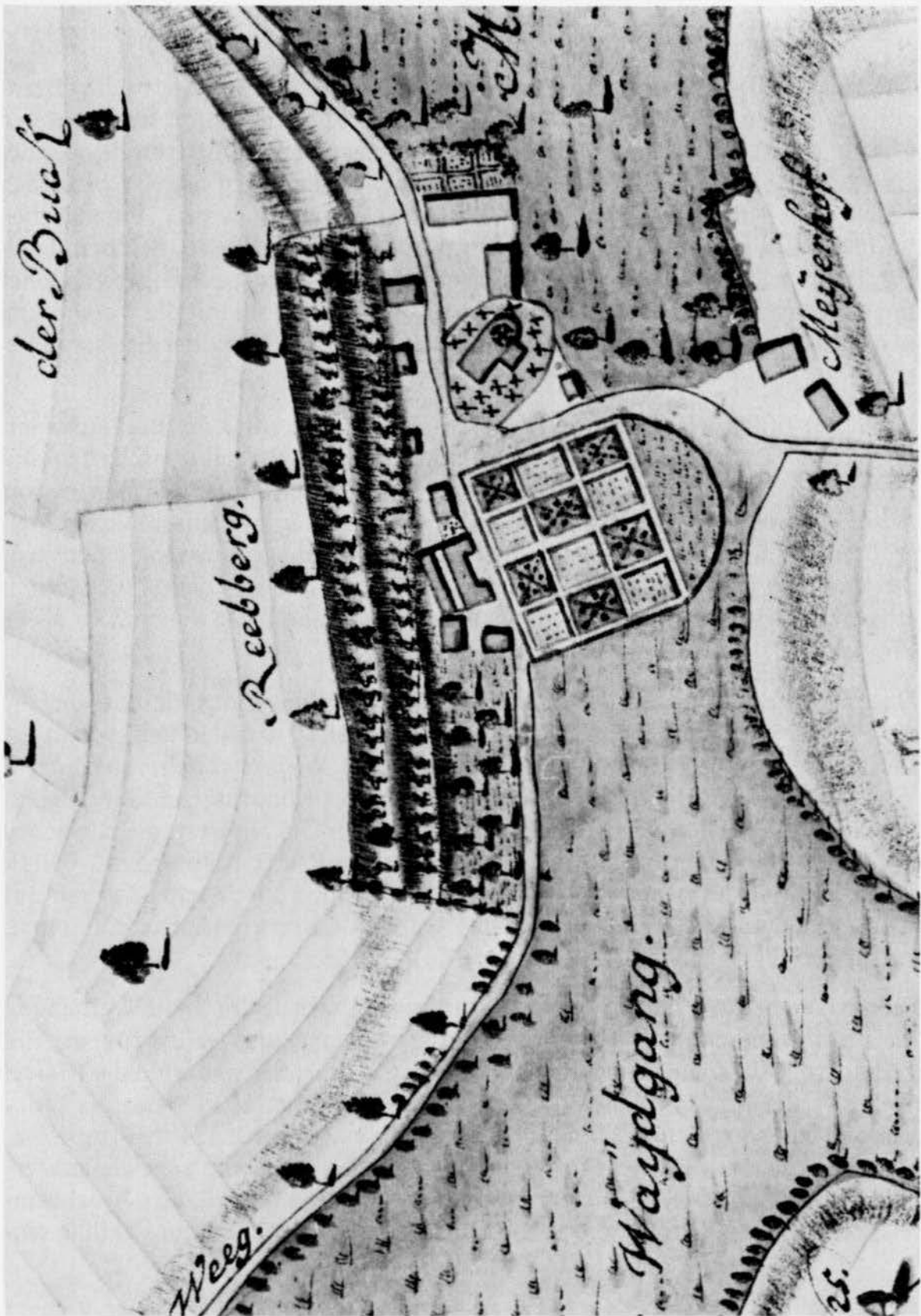
<sup>26</sup> Das folgende nach Aktenstücken GLA 237/8 976, 391/35 371, 35 397—98, 35 403, 35 418, 404/460—62 u. 485.

Die Hofdomänenkammer in Karlsruhe sah sich angesichts der Lücken im Staatshaushalt außer Stande, nennenswerte Mittel für das Bauwesen der Abtei flüssig zu machen, und deshalb keinen anderen Ausweg als deren Verkauf auf Abbruch. Um zu vermeiden, daß die Baumaterialien durch die Witterung verderben, ordnete sie im April 1826 die öffentliche Ausbietung und Demolierung sämtlicher Gebäude an, wobei, um ein Überangebot zu vermeiden, mit denen rechts des Torturms der Anfang gemacht werden sollte. Obwohl die Verwaltung bei den Versteigerungen von ihren früheren Ansätzen (30 000 fl. — 40 000 fl. für alle Gebäude außer der Kirche) weit abgerückt war, fanden sich entweder nur Neugierige ein, die kein Gebot abgaben oder Leute, die einfach zu wenig Geld hatten oder zu wenig boten. 1826 konnte endlich die Mühle, die lange Jahre verpachtet gewesen war, an den Müller Joseph Hechinger aus Heiligenzell verkauft werden. Wenig später ergab sich hinsichtlich der Abbruchobjekte gewissermaßen ein „Lichtblick“, als im benachbarten Hugsweier ein neuer Pfarrhof erbaut wurde. Es wurden vorrangig Steine aus Schuttern verwendet, desgleichen 1829 beim Kirchenneubau zu Kürzell. Bis 1838 fanden immer wieder Versteigerungen mit wechselndem Erfolg statt. Die Gebote und Zuschläge lagen meistens auf einem so niedrigen Niveau, daß die Regierung die Genehmigung versagte und einen neuen Termin anordnete.

Die Zehntablösung schließlich führte insofern zur Vollendung des Vernichtungswerks als die ärarischen Fruchtspeicher und Weinkeller disponibel wurden und deshalb die noch stehenden Hauptgebäude und der Torturm abgerissen werden konnten.

Im Frühjahr 1839 fielen Interessenten aus Schuttern und der Nachbarschaft über die letzten Überreste der einstigen Mönchsbehausung her, nachdem im vorangegangenen Herbst die Versteigerungen abgehalten worden waren. Aus jenen Tagen ist uns eine rare Äußerung erhalten, die beweist, daß damals nicht nur Vandalismus betrieben wurde, sondern auch denkmalpflegerische Ideen Eingang in die Beamtenschaft gefunden hatten. Die Domänenverwaltung Lahr gab zusammen mit der Bauinspektion Offenburg folgendes Plädoyer ab: „Der Portalthurm ist freilich eine Zierde der Baukunst und als solcher wohl werth, künftigen Geschlechtern aufbewahrt zu werden, umso mehr, wenn das mit Schifern eingedeckte kleine Thürmchen auf demselben abgetragen und diese Stelle wieder eingedeckt würde.“ In Karlsruhe dachte man anders. Auch er fiel der Spitzhacke zum Opfer. Ein David Fischer aus Friesenheim hatte ihn sich für 250 fl. zuschlagen lassen.

Übrig blieben schließlich nur Teile der Stallungen, die alte Prälatur links vom Torturm, das Pfarrhaus bei der Kirche als kümmerlicher Rest der ehemaligen Klausur, außerdem die 1838/39 durch einen wenig geglückten Umbau stark veränderte Kirche selbst, die nach einem Blitzschlag 1853 völlig ausbrannte, und die Baumschule, die noch der letzte Abt hatte anlegen lassen und die in landesherrlicher Regie mit geringem Ertrag weiterbestand.



Lageplan von Wippertskirch mit den Wegen nach Merdingen (links), Opfingen und Waltershofen (rechts). Die Gemarkung bestand bis 1894 und wurde dann zwischen oben genannten Orten aufgeteilt. (Ausschnitt aus einer Karte des Banns „Weiberskirch“ von Alexander Harscher aus dem Jahr 1779, GLA).



## Wippertskirch

Die Herrschaft Wippertskirch<sup>27</sup> war ein Juwel unter den Schutternschen Besitzungen und eine der ältesten zugleich. Der Abtei gehörte schon seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Kirche und das Dorf Wippertskirch, welches überaus geschützt in einer Senke im nördlichen Tuniberg lag. Ursprünglich besaß diese Pfarrei, die 1276 dem Kloster inkorporiert wurde, Filialkirchen und Kapellen im Waltershofer, Opfinger und Merdinger Bann. Seit dem Dreißigjährigen Krieg war sie ständig mit Ordensgeistlichen besetzt, wovon einer ungefähr ab 1680 als Propst fungierte. Dieser war sowohl mit der Verwaltung der Güter und grundherrlichen Rechte wie mit der Leitung der Seelsorge betraut.

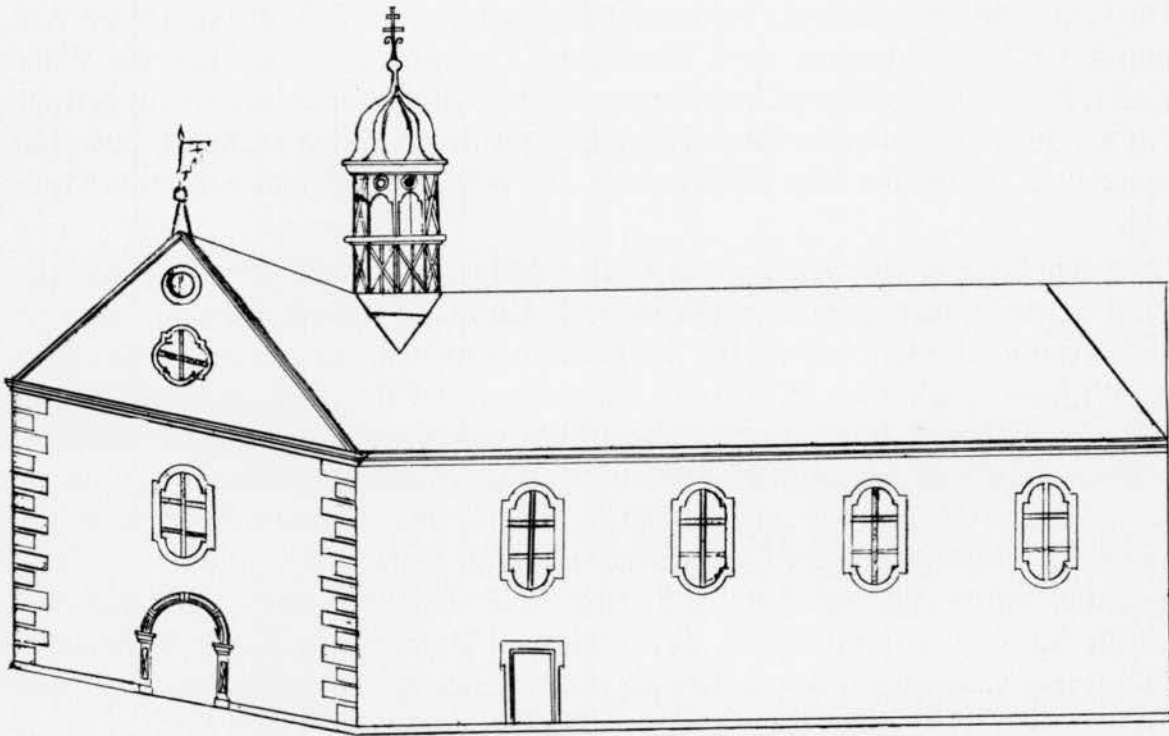
Um 1800 präsentierte sich die Propstei als ein abgerundetes Besitztum mit über 100 Jauchert Land im Umkreis und zahlreichen Streuliegenschaften und Rechten in der Umgebung. Ein Dorf im eigentlichen Sinne des Wortes war Wippertskirch damals allerdings nicht. Es bestand aus zwei ansehnlichen Meierhöfen, dem schloßartigen, dreigeschossigen Propsteigebäude mit einem großen und mehreren kleineren Ökonomiegebäuden und der in den 1720er Jahren errichteten Kirche, die ein Begräbnisplatz umgab, und hatte wenig mehr als 20 Einwohner.

Nach den Feststellungen der badischen Klosterorganisationskommission, die die Propstei wie das Hauptkloster am 31. August 1806 enden ließ, waren die Liegenschaften, Rechte und Gerechtigkeiten in Wippertskirch, Merdingen, Waltershofen, Opfingen, Freiburg, Heimbach, Köndringen, Gündlingen, Umkirch und Mundingen rund eine viertel Million Gulden wert, die jährlichen Einnahmen 8 331 fl., die festen Lasten (besonders Pfarrbesoldungen) 1 050 fl. hoch. Die Fahrnisse und Naturalvorräte in Wippertskirch schätzte man auf rund 6 000 fl., die Schulden, die fast völlig aus Kontributionen stammten, auf knapp 7 000 fl.

Da die beiden Höfe langfristig verpachtet waren, wurde durch die Aufhebung für's erste wenig Gut in der Wippertskircher Gemarkung frei verfügbar. Ein Teil der Mobilien kaufte der bisherige Propst Mathis, der weiterhin die Pfarrei mit Hilfe des Paters Biecheler (†1808) zu betreuen hatte, während der taubstumme Hausdiener und die Beschließerin entlassen wurden. Das Propsteigebäude wurde den beiden Religiösen zum ständigen Wohnsitz angewiesen, ferner dem pensionierten Prälaten als Sommeraufenthalt sowie den Ärarbeamten, die im Herbst in dieser Gegend die landesherrlichen Naturalgefälle ein-

---

27 Vgl. hierzu den Beitrag von G. Kaller in der *Germania Benedictina* V, S. 677 ff., dann J. Bossert, *Geschichte des zur Markgrafschaft Baden-Durlach, ehemals Hochberg-Badenweiler'schen Herrschaft „niedere Vogtei“ gehörigen Ortes Opfingen*, 1904, S. 74 ff., und R. Süß u. a., *Heimat am Tuniberg, Opfingen, gestern und heute* 1 006 — 1976, Freiburg 1976, S. 36 ff. (geht nur wenig über Bossert hinaus).  
Archivalien: GLA 104/253a, 264, 229/110 012—13, 110 015, 110 028, 110 034, 110 051, 233/30 934, 237/4 734, 4 744, 391/25 013, 40 722, 40 793, 40 800, 40 803—04, 399/2 754, 2 839, 2 865 u. 2 868.



*So hat vermutlich die zwischen 1723 und 1725 erbaute, 1816 demolierte Kirche zu Wippertskirch ausgesehen (Bauplan, Federzeichnung, GLA).*

sammelten, als zeitweilige Unterkunft. Dessen ungeachtet versuchte die großherzogliche Liegenschaftsverwaltung in den folgenden Monaten doch, das Anwesen zu verkaufen, jedoch ohne Erfolg. Sie gab dafür dem Umstand die Schuld, daß es in Wippertskirch kein fließendes Gewässer gab, was die Ansiedlung eines Gewerbes außerordentlich erschwerte.

Eine Änderung ergab sich erst im Jahre 1815. Durch einen Tauschvertrag, geschlossen am 28. August zwischen dem Großherzog Karl und der Gräfin v. Wrbna, geborene v. Kageneck, kam das ziemlich heruntergekommene „landesherrliche Schloß“ zu Wippertskirch mit den umliegenden Feldern, Weinbergen und den daran haftenden grundherrlichen Rechten (Anschlag: 33 323 fl.) an letztere, die dafür die waldreiche Herrschaft Wildtal und ihren Anteil am Kondominat Merdingen mit allen Zugehörden, Rechten und Gefällen abtrat sowie die Ruine Zähringen im Zähringer Bann, an der dem Großherzog besonders gelegen zu sein schien. Außerdem erhielt sie die aus dem Besitz des Frauenstifts Günterstal stammenden Waldungen im Umkircher Bann, angeschlagen auf 36 155 fl. Die Tauschobjekte der Wrbna hatten einen Gesamtwert von nur 56 372 fl., womit sich ein Fehlbetrag von rund 13 000 fl. ergab, den ihr Karl großzügigerweise schenkte. Einzige Bedingung bei diesem Handel: Die Kirche war ausgenommen und der Pfarrer Mathis bis zur Aufhebung des Pfarrdienstes in der Propstei zu dulden. Es ist dies nicht der einzige Fall, wo die badische Landesherrschaft unter Beiziehung konfiszierter Kirchengüter ihre Generosität unter Beweis zu stellen suchte!

Die Gräfin blieb gerade ein Jahrzehnt Eigentümerin. 1826 veräußerte sie Wippertskirch zusammen mit ihrer Herrschaft Umkirch an Stephanie, die Witwe Karls. Es ist nicht völlig aufzuklären, ob das Schlößchen, von keinem geringeren als dem Vorarlberger Baumeister Peter Thumb in den frühen 1730er Jahren erbaut, unter ihr oder schon unter der Wrbna der Spitzhacke zum Opfer fiel.

Dagegen kennen wir den Zeitpunkt des Abbruchs der Kirche St. Peter und Paul genau. Nach gerade 90jährigem Bestand verschwand sie im Sommer 1816 vom Erdboden. Grund für diese Maßnahme war die Verlegung der Pfarrei Wippertskirch nach Waltershofen, ein von der dortigen Bevölkerung seit längerem gehegter und vom Stift Schuttern hartnäckig abgewehrter Wunsch. Waltershofen mit seinen 900 Seelen hatte zwar einen eigenen Kaplan und eine Kapelle, war aber, wie schon bemerkt, nach Wippertskirch eingepfarrt und hatte dort seinen Friedhof, wodurch sich für die Dörfler allerhand Unbequemlichkeiten ergaben. Eine Änderung dieses Zustands war bis zur Säkularisation an den komplizierten Territorialverhältnissen und am Widerstand Schutterns gescheitert, das an der überkommenen Pfarrorganisation festhielt. Erst im Jahr 1795 hatte die Abtei durch einen Vertrag mit dem Grafen Friedrich v. Kageneck, der in Waltershofen Grundherr war, schenkungsweise das volle Kirchenpatronat über die dortige Kaplanei erhalten und diesem die eine Hälfte des dortigen Kaplaneihauses für 200 Louis d'or abgekauft mit dem Versprechen, Waltershofen für alle Zeiten durch einen Religiösen pastorieren und dem Grafen dabei keine Unkosten entstehen zu lassen.

Als bald nach dem Ende des Stifts wurden erneut Stimmen laut, die die baldige Neuorganisation der Pfarrei verlangten. Die Sache verschleppte sich bis nach den Befreiungskriegen, wurde dann aber wieder aktuell, zumal die Staatsbürokratie eine Änderung wärmstens befürwortete. So drängte das Freiburger Dreisamkreisdirektorium im Februar 1816 in Karlsruhe auf eine solche, „da diese Translozierung im hohen Grade wünschenswerth ist, und für die in Armut, Rohheit und Immoralität versunkene Gemeinde Waltershofen zuverlässig die wohlthätigsten Folgen haben wird“. Die Dorfkapelle wurde mit dem Material und Inventar des Wippertskircher Gotteshauses erweitert, das Kaplaneihaus zum Pfarrhaus bestimmt und die Kirchenvermögen beider Orte in einem Fonds vereinigt. Ob allerdings der bisherige Kaplan P. Athanas Ott, der von seinem nach Freiburg übersiedelten Mitbruder Mathis das Pfarramt übernahm, in der Folgezeit den Erwartungen der weltlichen Obrigkeit als Sittenpolizist in Waltershofen gerecht werden konnte, ist nicht bekannt.

### **Heiligenzell**

Mit dem Gut und dem Schlößchen zu Heiligenzell<sup>28</sup> das, aus einem Freihof des Klosters hervorgegangen, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichtet

<sup>28</sup> Zum Schlößchen von Heiligenzell vgl. den grundlegenden Aufsatz von O. Kohler, Das Schlößle in Heiligenzell, in: Geroldsecker Land 16/1974, S. 213 ff. Ferner ist hinzuweisen auf F. Schleicher, Die Schlösser von



worden war, fiel ein weiteres bedeutendes benediktinisches Besitztum an Baden.

Im Gegensatz zu seinem Vorgehen in Schuttern selbst leitete das großherzogliche Haus, das schon seit Jahrhunderten die Landeshoheit über das Dorf Heiligenzell inne hatte, umgehend Maßnahmen zum Verkauf der stiftischen Hinterlassenschaft ein. Diese ausgeprägte Bereitschaft zur Güterveräußerung mochte nicht zuletzt durch vehemente Klagen der dortigen Untertanenschaft herbeigeführt worden sein, die sich durch die Klosterbesitzungen in ihren wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten eingeschränkt sahen. In der Tat gehörte fast die Hälfte des ohnehin nicht großen Heiligenzeller Banns dem Kapitel.

Schon im November 1806 waren für über 23 000 fl. Äcker und Rebärten am Ort, in Friesenheim und in der sonstigen Umgebung verkauft. Im folgenden Frühjahr gingen die Veräußerungen bei reger Nachfrage weiter.

Auch das Schloß mit der St.-Georgs-Kapelle brauchte nicht lange auf einen Interessenten zu warten. Im Januar 1807 erwarben der Kaufmann und Tabakfabrikant Johann Jakob Hugo, damals Bürgermeister in Lahr, und sein Schwiegersohn, der Kaufmann Franz Meister, laut Vertrag mit der Gefällverwaltung Schuttern das Schloßchen mit Kellergewölbe, Trotte, Wasch- und Dörrhaus, dem Gefängnisturm, einem Hofteil und mehreren Gartenstücken für 6 000 fl., um hier eine Zichorienfabrik anzulegen — bemerkenswerterweise unter Umgehung einer Versteigerung. Ihre Wahl dürfte nicht unwesentlich von dem Umstand beeinflußt worden sein, daß durch das nahe Heiligenzeller Bächle ausreichend Wasser bzw. Wasserkraft verfügbar war. Ein kostenloses Privileg und Steuerfreiheit für dieselbe sowie Zehntfreiheit für die Gärten und preisgünstiges landesherrliches Holz, was die beiden bei den Vorverhandlungen verlangt hatten, wurden jedoch nicht gewährt. Bis in den Sommer hinein war das Schloßchen umgebaut unter Einbeziehung der Kapelle, in der während der Herrschaft der Mönche lediglich einmal im Jahr, nämlich an Georgi, zu Ehren des legendären Klostergründers Offo eine Messe gelesen worden war. In der zweiten Jahreshälfte nahm die Firma Hugo & Meister die Produktion auf, nicht ohne zuvor einen harten Kampf mit Karl Friedrich ausgefochten zu haben, der anfänglich nicht zugeben wollte, daß das großherzogliche Wappen auf den Zichorienpäckchen geführt wurde. Die Fabrik in Heiligenzell war nicht die einzige ihrer Art in der Gegend, gehörte aber zu denen, die am längsten existierten.

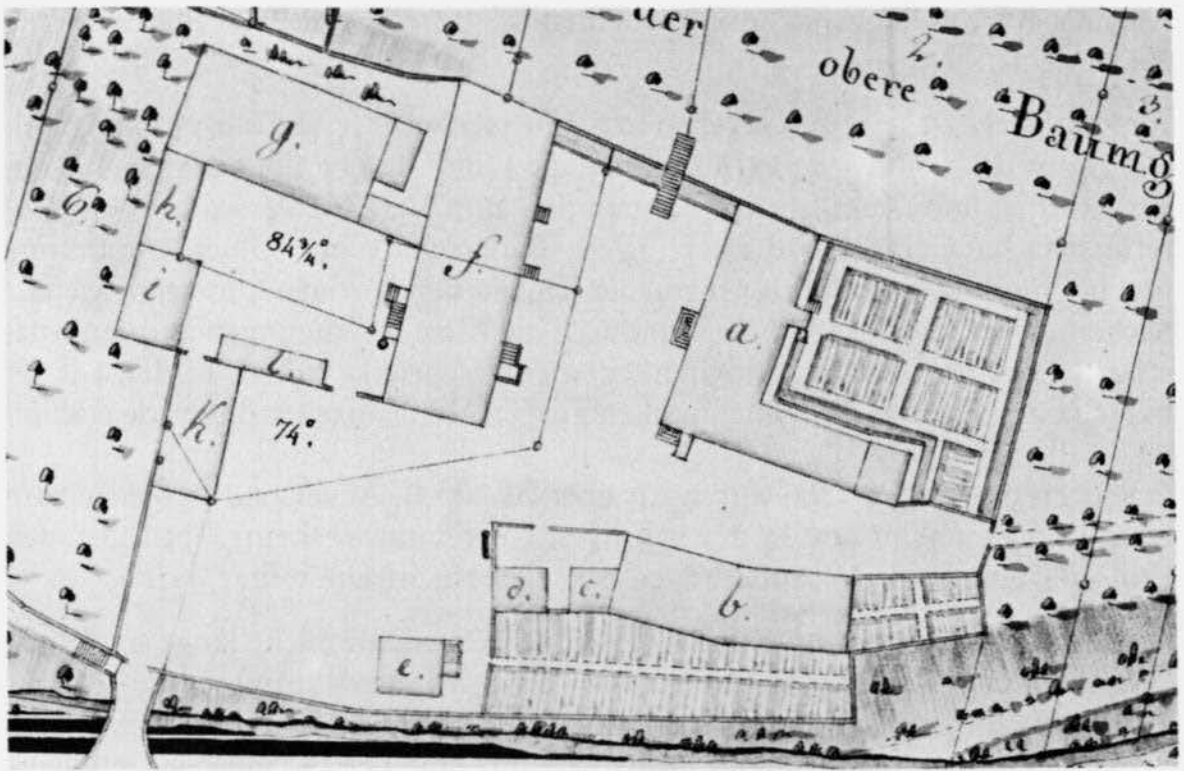
Es gab zu dieser Zeit mehrere Herstellungsstätten für Kaffee-Ersatz und -Zusatz in Lahr, nämlich die von Christian Trampler und Daniel Völker, und eine im ehemaligen Zisterzienserinnen-Stift Wonnental im Breisgau, die von den

---

Heiligenzell, in: Die Ortenau 21/1934, S. 485 f. und auf O. Hagmaier, Verschiedenes aus der Geschichte von Heiligenzell, in: Der Altvater 6/1939, S. 83.

Vorliegende Erkenntnisse wurden zusammengetragen aus GLA 104/62, 229/40 896 u. 40 905, 236/850 u. 5 812, 237/472, 404/147 und EAF B 23/201.





Grundriß des Schlößchens zu Heiligenzell: a. Schloßle und Kirche, b. Trotthaus, c. Backhaus, d. Dörrhaus, e. Gefängnisturm, f. Meierhaus, g. Scheuer und Stallung, h. Gaststätte, i. Sauställe, k. Schöpfe. (Kolorierte Federzeichnung von W. Obrecht aus dem Jahr 1806, EAF).

Lahrer Unternehmern Bausch und Helbing umgetrieben wurde<sup>29</sup>. Besagtem Trampler wird unter anderem vom großherzoglichen Amtmann Ferdinand Stein, der wohl als erster den Lahrer Handel und Gewerbefleiß des frühen 19. Jahrhunderts eingehend literarisch würdigte, das Verdienst zugesprochen, die Zichorienfabrikation in diese Gegend eingeführt zu haben. Er gründete im Jahr 1798 einen entsprechenden Betrieb und machte in Lahr und in den umliegenden Dörfern den bis dahin völlig unbekanntem Anbau der Wegwartwurzel heimisch, wodurch nicht nur ihm selbst, sondern auch den Bauern eine bedeutende Einnahmequelle erschlossen wurde. Da Trampfers Firma alsbald zuletzt durch den Export in die Schweiz floridierte, ließen Nachahmer nicht lange auf sich warten. 1807 gründeten Völker und Hugo & Meister weitere Zichorienfabriken<sup>30</sup>.

Nach einer Übersicht der mittelhheinischen Provinzregierung arbeiteten zu Beginn des Jahres 1809 im Heiligenzeller Etablissement 25–30 Arbeiter, die jährlich 8 000–10 000 Zentner inländische Zichorienwurzeln in Kaffeesurrogat umwandeln, wovon das meiste exportiert wurde. Der Betrieb von Georg Bausch in Wonnental, der sein Produkt publikumswirksam als „Gesundheits-

29 Vgl. hierzu den Beitrag des Verfassers: Die Säkularisation und Industrialisierung des Frauenstifts Wonnental im Breisgau 1806–1813, in: ZGO 127/1979, S. 343 ff.

30 Vgl. F. Stein, Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebungen, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Handelsverhältnisse, Lahr 1827, S. 184 u. 201 ff.

Caffee“ zu vertreiben suchte, war damals etwa gleich groß, aber schon 1813 am Ende. Obwohl die gesamte Branche zur Zeit der Kontinentalsperre unter schweren Umsatzeinbußen durch die horrenden Kaffee- und Zuckerpreise litt, die das Kaffeetrinken zu einem denkbar teuren Luxus machten, was sich auch auf den Verkauf des Zusatzstoffes Zichorie auswirkte, überstand die Heiligenzeller Firma die ungünstige Zeit doch. 1815 begegnet sie uns in den staatlichen Gewerbestatistiken unter der Bezeichnung „Gebr. Hugo“, 1859 unter „M. Hugo & Cie“, wobei jetzt nicht nur unter Einsatz von 110 meist weiblichen Kräften Kaffee-Ersatz, sondern auch Rauch- und Schnupftabak hergestellt wurde.

Daß der Fabrikbetrieb die Bausubstanz des Schlößchens stark in Mitleidenschaft zog, verwundert nicht. Man beraubte es völlig seiner Inneneinrichtung, desgleichen die Kapelle, die zusätzlich durch den Einbau eines Zwischenbodens verunstaltet wurde. Im Laufe des Jahrhunderts wurden sämtliche Nebengebäude abgerissen und vermutlich mit ihrem Schutt der vorbeifließende Bach überdeckt. Stehen blieb nur das Gefängnis, dessen Erbauung wohl mit der niederen Jurisdiktion der Schutterer Äbte im Schloßareal im Zusammenhang stand. Bleibt noch zu erwähnen, daß der benachbarte Bauernhof ebenfalls zu einem nicht genau bekannten Zeitpunkt der Spitzhacke zum Opfer fiel, nachdem er noch zu Beginn des Jahres 1807 zu einem äußerst begehrten Objekt geworden war. Ein Sebastian Schulz aus Heiligenzell ersteigerte ihn damals für 1 565 fl. mit Ausnahme des Kellers, den sich der Fiskus zwecks Lagerung des Zehntweines vorbehielt. Weit mehr noch brachten die Rebgärten und Felder am unteren und oberen Kappelberg ein.

Neben dem stark veränderten Münster hat sich das Schlößchen zu Heiligenzell als einziges exponiertes Bauwerk der Benediktiner von Schuttern bis in unsere Zeit erhalten. Bleibt zu wünschen, daß ihm eine baldige und sachgerechte Restaurierung zuteil wird!

## Baron Auerweck v. Steilenfels (1766 — 1830)

Ein Schicksal in der Hand Napoleons

*Lothar Wiucha*

Der Name der kleinen Landgemeinde Elgersweier, am Eingang des Kinzigtales gelegen und heute durch die Gemeindereform in die Stadt Offenburg eingemeindet, spielte zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine kleine Rolle in den badisch-französischen diplomatischen Beziehungen.

Die ehemals vorderösterreichische Landvogtei Ortenau, auf deren Gebiet Elgersweier lag, war erst am 15. 4. 1806 an Baden gefallen; am 15. 7. 1806 hatte Baden seinen Beitritt zum Rheinbund erklärt und sich damit in vielen Beziehungen dessen Protektor Napoleon I. unterstellt.

In diese kleine Gemeinde Elgersweier hatte sich der österreichische Baron *Aloys Auerweck v. Steilenfels*, der durch seine politischen Aktivitäten im Laufe der Französischen Revolution bekannt geworden war, zurückgezogen, um ein neues Leben zu beginnen. Seine Vergangenheit holte ihn aber auch an diesem ruhigen Ort ein.<sup>1</sup>

### *Die Verhaftung*

Am 17. Juli 1807 forderte Napoleons Polizeiminister Fouché den französischen Geschäftsträger am badischen Hofe in Karlsruhe auf, „ihm geeignet erscheinende Maßnahmen“ zur Verhaftung und Auslieferung eines „Louis d’Auerweck“ zu ergreifen, der sich mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter in Schutterwald, einem Dorfe nahe bei Offenburg aufhalte. Dieser sei schon immer feindlicher Agent gewesen, . . . in der Zeit des französischen Gesandtenmordes nach Rastatt entsandt worden und habe sich später an den österreichischen Geheimdienst verkauft. Da Auerweck kein badischer Untertan sei, scheine seine Auslieferung keine Schwierigkeiten zu bereiten. Man müsse allerdings äußerste Vorsicht walten lassen, weil Auerweck sehr gefährlich sei.

Am 22. Juli 1807 beauftragte Großherzog Carl Friedrich den Oberamtsrat Molitor aus Baden-Baden „im Vertrauen auf seine bereits erprobte Tätigkeit

---

<sup>1</sup> Die folgende Darstellung wurde erarbeitet aus den Akten GLA 233/40247b sowie GLA 229/24155

und Gewandtheit“, sich der Person des v. Auerweck „unter Beachtung der möglichsten Vorsicht und Verschwiegenheit zu bemächtigen.“ Nachdem sich dieser sogleich mit allen Vollmachten versehen, nach Offenburg begeben hatte, erfuhr er hier, v. Auerweck wohne seit einem Jahr in Elgersweier, wo er sich als Bürger eingekauft und ein Haus erworben habe<sup>2</sup>. Mit einem in Offenburg requirierten Militärkommando, einem Hauptmann, vier Unteroffizieren und 24 Mann, begab sich der Beauftragte in der Nacht vom 23. zum 24. Juli nach dem etwa eine halbe Stunde entfernt gelegenen Elgersweier; zwischen 22 und 23 Uhr wurde das Haus des Gesuchten umstellt und auf schnelles Einlassen gedrungen. Es wurde auch sogleich geöffnet, und man traf die ganze Familie, die bereits zu Bett gegangen war, „entkleidet bis auf die Hemdte“ an. Da war neben dem 40-jährigen Baron v. Auerweck dessen hochschwangere junge Frau Franziska, geb. v. Gelb, die drei kleinen Kinder Carl, Ludwig und Amand, seine Schwiegermutter, die Witwe v. Gelb, und eine Dienstmagd. Das Haus wurde gründlich durchsucht und alle Papiere, „die auch nur den entferntesten Anschein von Wichtigkeit haben konnten, unter doppelten Siegel genommen.“ Der Baron leistete bei seiner Festnahme keinen Widerstand. Er wurde mit Geleit nach Offenburg transportiert und dort im Wirtshaus zur „Sonne“ in einem separaten Zimmer mit Fenster zur Straße streng bewacht.

Die Familie v. Auerweck geriet durch diese nächtliche, mit Militäraufgebot durchgeführte Verhaftung in große Bestürzung. Besonders die Ehefrau des Verhafteten, der zunächst keine näheren Angaben über den Grund der Festnahme gemacht wurden, war sehr betroffen. Sie wollte unverzüglich „zu dem Landesherrn abreisen, um möglichst die Unschuld ihres Mannes zu beweisen, wenigstens aber zu erreichen, daß über dessen Person nicht so geschwind disponiert würde.“ Bei dem beauftragten Oberamtsrat Molitor fand sie Mitleid und Verständnis, und dieser konnte „der guten, höchst betrübten Mutter von drei unerzogenen Kindern das Versprechen nicht versagen, daß sie bei ihrer Rückkehr ihren Mann noch antreffen werde.“ Sie kehrte zurück mit dem Großherzoglichen Befehl, den verhafteten Baron v. Auerweck, da dieser ein Landesuntertän sei, bis auf weiteres den französischen Behörden nicht auszuliefern, ihn jedoch in strenger Verwahrung zu behalten.

Die bei der Verhaftung aufgefundenen Papiere hatten keine Hinweise auf politische Verbindungen ergeben. Seinem Bericht über die Verhaftung fügte Oberamtsrat Molitor einige persönliche Bemerkungen „über die Person und den Charakter“ des v. Auerweck hinzu. Danach schien dieser ihm „äußerst guthmütig, aber aufbrausend und in solchen Fällen unüberlegt zu sein.“ Er sei „voll Feuer, wenn er jetzt auch kränklich“ sei.

Seine Bildung in dem Theresianischen Militär Institut, seine Reisen und seine früheren politischen Verbindungen hätten ihm „Gewandtheit und Kenntnis gegeben, aber seine schnelle Aufbrausung, sein Hang zur Gesprächigkeit mit

---

2 GLA 233/40247b Bericht Molitors über die Verhaftung vom 25. 7. 1807



schneller Äußerung seiner Meinung würden ihn doch — wenn er immer so war — zu geheimen politischen Verbindungen unfähig machen.“

Dem „Kaiserlichen Ministerio“ sei „von dem Mann eine ganz andere Schilderung gemacht worden, als er nach den dermaligen Umständen verdient.“ Oberamtsrat Molitor reiste umgehend zur persönlichen Berichterstattung zu seinem Landesherrn Carl Friedrich zurück, während Baron v. Auerweck unter strenger Bewachung im Gasthaus „Sonne“ in Offenburg zurückblieb.

### *Der Lebenslauf*

Baron Aloys Auerweck v. Steilenfels stammte aus Wien<sup>3</sup> und war der Sohn des kaiserlichen Rittmeisters Karl Auerweck v. Steilenfels. Seine beiden Schwestern waren in Österreich verheiratet; sein jüngerer Bruder Karl diente im österreichischen Regiment des Erzherzogs Rudolph. In seiner Jugendzeit war er mit seinem Bruder in der Militärakademie Maria Theresias in Wiener-Neustadt erzogen und dann, wie alle Zöglinge dieser Akademie, als Offizier in die Armee gekommen. Unter dem Ungarischen Regiment Benjovsky, das in Siebenbürgen lag, diente er etwa vier Jahre. Da die Aussichten, im österreichischen Militär voranzukommen, zur damaligen Zeit gering waren, und als er 1787 außerdem von einem Verwandten eine kleine Erbschaft machte, beschloß v. Auerweck, den Dienst zu quittieren. Er beschloß sich Freunden an, die in Siebenbürgen eine Handelsgesellschaft gegründet hatten, und begann zu reisen. Konstantinopel, die südwestliche Küste des Schwarzen Meeres, Smyrna und die Griechischen Inseln waren Stationen auf dem Reiseweg des jungen Auerweck. Er kam nach Malta, bereiste Sizilien und ging nach Neapel, von wo er sich 1789 nach Marseille einschiffte. Über Avignon, Lyon und Genf erreichte er Chambéry, wo er sich beinahe ein Jahr aufhielt, um „seine Ideen zu verdauen“. Er führte das Leben eines jungen Mannes auf der Suche nach dem idealen Leben.

Die Einladung eines Freundes, ihn nach Paris zu begleiten, nahm er gerne an, um die Revolution, die eben anfang, „zu sehen und zu studieren.“ Im September 1789 traf er dort ein. Seine Erlebnisse in Paris machten ihn zu einem überzeugten Gegner der Revolution. Er verfaßte Flugblätter, veröffentlichte in vielen Zeitungen seine politischen Aufsätze und wurde bald bekannt. Er hat jedoch, wie er betonte, niemals an einer Verschwörung teilgenommen, sondern sich immer als „Fremder“ verhalten. In Paris wurde v. Auerweck von einem langen, gefährlichen Nervenfieber befallen, von dem er sich nur sehr langsam erholte. 1793 nach der Enthauptung des Königs Ludwig XVI. konnte er Frankreich nur unter Schwierigkeiten verlassen und gelangte nach England. Seine geplante Rückreise nach Österreich verschob er, „um einige Geschäfte zu erledigen, die ihm von einigen Personen, die im Interesse des Bourbonischen Hauses waren, aufgetragen waren.“ Nach einer mehrmonatigen Reise

---

<sup>3</sup> GLA 233/40247b Folgendes wurde der Niederschrift Auerwecks vom 25. 7. 1807 entnommen

nach Paris lieferte er eine „genauestmögliche Beschreibung der damaligen Lage in Frankreich.“

Nach England zurückgekehrt, führten ihn weitere Aufträge nach Hamburg und schließlich nach Rastatt, wo sich soeben der Kongreß versammelt hatte. Dorthin gelangte er nach einem Umweg über Wien, begab sich jedoch nach wenigen Wochen in das nahe gelegene Baden-Baden, von wo er guten Kontakt nach Rastatt unterhalten konnte. In dieser Zeit veröffentlichten die französischen Zeitungen Briefe, die v. Auerweck an politisch bedeutende Persönlichkeiten geschrieben haben soll, und es wurde über Reisen berichtet, die dieser in politischer Mission unternommen habe. Diesen Berichten trat er mit einer öffentlichen Erklärung entgegen, bei der ihn der österreichische Minister Graf v. Lehrbach unterstützte. Am 7. 4. 1799 wurde der Rastatter Kongreß ergebnislos abgebrochen. Zwei französische Gesandte, die trotz der gefährlichen Situation Rastatt nicht verlassen hatten, wurden dort am 28. 4. 1799 ermordet. Baron v. Auerweck geriet später in den Verdacht, in diesen Mordanschlag verwickelt zu sein.

Das Jahr 1798 hatte im persönlichen Bereich Auerwecks eine bedeutende Wende gebracht. In Baden-Baden hatte er die Tochter des ehemaligen Generals v. Gelb<sup>4</sup> kennen gelernt. Franziska v. Gelb wurde am 27. Dezember 1798<sup>5</sup> in Schwarzach seine Ehefrau.

Der österreichische Minister Graf v. Lehrbach hatte es v. Auerweck „zu einer Art Gewissenssache“ gemacht, in fremden Diensten zu sein, während sein Vaterland seiner bedürfe. Sobald der Krieg zwischen Frankreich und Österreich unvermeidlich schien, reiste Baron v. Auerweck darum mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter von Baden-Baden ab. Er wollte zurückkehren nach Österreich und dort um Wiedereinstellung in die Armee und um eine Aufenthaltserlaubnis für seine Schwiegermutter nachsuchen. Von München aus schrieb er nach London, teilte seinen Plan mit und gab „förmlich“ die Beziehung zu seinen früheren Auftraggebern auf. Eine Anstellung in Österreich ließ sich mit seiner bisherigen Tätigkeit offenbar nicht vereinbaren.

---

4 Über General v. Gelb finden wir einen Nachweis vom 8. Okt. 1783 anlässlich des Neubaus der Festung Kehl, wo er in einer Beglaubigungsliste als „Maréchal des camps et armées du Roy“ aufgeführt ist, was wohl dem Rang eines Generalmajors entspricht. (Badische Heimat 54. Jhg., Heft 3, 1974, S. 325)

1791 unterstand ihm als Generalleutnant die fünfte Division; das waren die beiden Rheindépartements (Frankreich war in 23 Militärd divisionen eingeteilt). Dies bedeutete ein Oberkommando über 15 000 Mann Linientruppen und 50 000 Nationalgardisten (. . . A. W. Strobel u. H. Engelhardt, Vaterländische Gedichte des Elsasses, 5. Teil, S. 512 f.)

Nach seiner Auswanderung im August 1792 trat er an die Seite von Condé und fiel am 8. Dezember 1793 beim Angriff in Berstheim bei Hagenau.

Seine Frau Sophia Passauer von Frankenfels soll aus Rheinfels stammen (Pol. Korrespondenz Karl Friedrichs v. Baden 1783-1806, bearbeitet von K. Obser, Heidelberg 1901, 5. Band, S. 471)

Auerweck gibt an, sie sei von Geburt aus Hessen und habe ihren ganzen Besitz in Frankreich verloren, obwohl sie niemals auf der Liste der Emigranten erschienen sei. Sie erhielt eine Pension aus England (GLA 233/40247b Mémoire vom 11. 8. 1809).

5 GLA 233/40247b Mémoire vom 11. 8. 1809

Sein Plan verlief unglücklich. In Österreich war er nicht willkommen. Man forderte ihm die letzten Kopien seiner politischen Ausarbeitungen ab, erklärte ihm, er könne jetzt keine Anstellung erwarten und lehnte auch einen Paß für seine Schwiegermutter ab. Es wäre ihm zwar, wie er angibt, möglich gewesen, durch Geld und Beziehungen sein Ziel doch noch zu erreichen, aber weil es seine Art sei „nur gerade zu gehen“, reiste er mit seiner Frau zu seiner Schwiegermutter zurück, der er hatte versprechen müssen, daß sie nie voneinander getrennt würden.

Frau v. Gelb hielt sich damals in Nürnberg auf. Dort wurde der Familie Auerweck am 28. Dezember 1799 das erste Kind, der Sohn Carl, geboren. Die Regelung finanzieller Angelegenheiten der Schwiegermutter führte die Familie dann über ein Jahr nach Baden-Baden, wo das zweite Kind, ein Mädchen geboren wurde. Als dies nach sieben Monaten starb, wollte Frau v. Auerweck nicht an diesem Ort bleiben. Den nächsten Winter verbrachte die Familie darum in Freiburg; vom 25. März 1802 bis 15. Oktober 1803 wohnte sie in Offenburg. Der Untätigkeit überdrüssig zog v. Auerweck, der seine Vorliebe für das Leben auf dem Lande entdeckt hatte, am 15. Oktober 1803 nach Schutterwald, wo er ein Bauernhaus mietete, den größten Teil des dortigen Pfarrgutes pachtete und Landwirtschaft zu treiben begann. Erneut brach der Krieg zwischen Frankreich und Österreich aus. Auf Wunsch seiner Schwiegermutter, die den Kriegereignissen entgehen wollte, begleitete v. Auerweck diese mit seinem Neffen und seinem ältesten Sohn auf einer 4-monatigen Reise nach Nürnberg. Frau v. Auerweck blieb in Schutterwald zurück.

Diese Reise sollte ihn später in den Verdacht der erneuten Spionage geraten lassen.

Die Wohnverhältnisse der Familie in Schutterwald waren offenbar unbefriedigend, denn auf Wunsch der Schwiegermutter kaufte v. Auerweck 1805 mit Erlaubnis des Landvogts der Ortenau für 530 Gulden ein Haus in Elgersweier, das sich gerade anbot. Er hatte auch die Erlaubnis erhalten, hier mehrere Grundstücke zu erwerben und sich als Bürger einzukaufen<sup>6</sup>. Mit der Zeit wollte er hier noch für etwa 10. 000 Gulden Feld erwerben, nahm aber zunächst am Wohnhaus umfangreiche Bauarbeiten vor und legte das dazugehörige Feld zu Garten an. Sein besonderes Interesse galt dem intensiven Gartenbau, den er hier betreiben wollte. In einem landwirtschaftlichen Dorf wie Elgersweier war dies zur damaligen Zeit sicher ungewöhnlich. Im Oktober 1806, „am Ende des Weinmonats“ bezog er hier sein Haus.

Nachdem v. Auerweck keine Wiedereinstellung in österreichische Dienste gefunden hatte, beschloß er, sein übriges Leben mit seiner Familie ganz zurückgezogen zu verbringen. Hier in Elgersweier hoffte er, endlich einen geeigneten Ort gefunden zu haben. Als Grund dafür, warum er sich ausgerechnet hier in

---

6 GLA 233/40247b Schreiben der Landvogtei vom 19. 4. 1805





Das Haus ist noch erhalten. Es steht in Elgersweier etwas versteckt im sogenannten „Winkel“, Ortenaustraße 35 und ist eines der ältesten Häuser in der Ortenau. Die Jahreszahl der Erbauung 1576 ist an einem Balken des Umgangs eingeschnitzt.

1950 konnte ein alter Mann aus Elgersweier noch bestätigen, daß nach mündlicher Überlieferung hier ein Baron gewohnt habe.<sup>7</sup>

der Rheingegend niedergelassen habe, gab v. Auerweck drei Gründe an<sup>8</sup>, nämlich seine Schwiegermutter, die Frau v. Gelb, habe über ein halbes Jahrhundert in dieser Gegend gelebt und sei an sie gewöhnt; seine Gemahlin habe noch einiges Vermögen über dem Rhein zu erhoffen, und die Gegend sei für ihn die schönste Deutschlands. Über seine Lebensweise erfahren wir von Oberamtsrat Molitor: „Nach seiner häuslichen Einrichtung . . . lebt er ganz einfach, wie ein anderer Bürgersmann, erzieht und unterrichtet seine Kinder selbst, und weil er einen schönen Garten hat, studiert er die Gärtnerei förmlich.“

Die Verhaftung am 24. Juli 1807 setzte diesem ruhigen Familienleben ein jähes Ende.

### *Die Auslieferung*

Großherzog Carl Friedrich hatte die sofortige Auslieferung des Baron v. Auerweck hauptsächlich deshalb aufgeschoben, weil sich herausgestellt hatte, daß dieser schon im Jahre 1805 in Elgersweier das Bürgerrecht erworben und

<sup>7</sup> vgl. Offenburger Tageblatt vom 10. 1. 1950

<sup>8</sup> Niederschrift v. Auerweck, vom 25. 7. 1807



damit beim Übergang der Ortenau an Baden ein Landesuntertan war. Nachdem sich außerdem kein Hinweis auf eine Agententätigkeit gefunden hatte, ließ Carl Friedrich dem französischen Geschäftsträger die angefallenen Aktenvorgänge mit dem Bemerkten überreichen, daß „ohne die auffallendste Verletzung der Rechte und Pflichten des Souverains die Auslieferung des v. Auerweck nicht geschehen könne, daß er es sich aber zur heiligen Pflicht mache, den Verhafteten wegen der etwa auf ihn kommenden Verbrechen nach der ganzen Strenge der Landesgesetze richten zu lassen.“

Der Großherzoglich Badische Gesandte am Französischen Hofe, Baron Joseph Emerich v. Dalberg<sup>9</sup> erhielt am 9. August 1807 von Fouché, dem Polizeiminister, die Antwort, man bestehe auf der Auslieferung, weil v. Auerweck in seinen Ausführungen wesentliche Tatsachen verschwiegen habe. Eine weitere Note, die v. Dalberg überreichte, um die Freiheit des Arrestanten zu erreichen, sowie ein nachfolgender Brief, in dem er darum bat, die Untersuchung gegen den Gefangenen statt in Paris in Straßburg durchzuführen, blieben zunächst ohne Antwort.

Am 7. September 1807 lag dann die endgültige Antwort aus Paris vor. Auerweck habe in seinen Memoiren Ausflüchte gemacht und besonders die Intrigen, auf die er sich seit einigen Jahren verlegt habe, verschwiegen. Er sage außerdem nichts zur Sache aus, weil er immer von Tatsachen vor dem Jahre 1800 spreche, während die Gründe, die zu seiner Verhaftung geführt haben, aus jüngster Zeit stammten. In den Unterlagen einer Person, die, von England auf den Kontinent entsandt, in Kassel verhaftet und nach Paris gebracht worden sei, habe man Hinweise gefunden, die auf Auerweck paßten, der lange Zeit englischer Agent gewesen sei und dessen Schwiegermutter noch immer eine Pension aus England beziehe.

Auerweck werde mit der größten Unparteilichkeit überprüft und wenn er sich rechtfertigen könne, werde ihm größte Gerechtigkeit widerfahren. Ergänzend dazu wurde v. Dalberg am 9. September eröffnet, die Vernehmung in Straßburg komme nicht in Frage, weil eine Gegenüberstellung mit dem englischen Spion in Paris nötig sei.

Großherzog Carl Friedrich stand vor einer schweren Entscheidung. Er „vernahm sehr ungerne“, daß trotz aller gemachten Vorstellungen und trotz der Zusicherung, gegen v. Auerweck mit der schärfsten Untersuchung vorzugehen, wenn das französische Ministerium hinlängliche Indizien mitteilen könne, auf die Auslieferung gedrungen wurde. Er ordnete an, „daß der an seiner

---

<sup>9</sup> Joseph Emerich Freiherr v. Dalberg (1773—1833) war der Sohn des Mannheimer Theaterintendanten Wolfgang Heribert v. Dalberg (1750—1806), eines Neffen des Fürstprimas Karl-Theodor v. Dalberg (1744—1817).

Als Badischer Gesandter in Paris hatte er sich in badischen Diensten nicht bewährt, wurde später Franzose und tat Dienst für Frankreich unter Napoleon sowie unter Ludwig XVIII. Auf dem Wiener Kongreß vertrat er als Adjutant Talleyrands die Interessen Frankreichs (vgl. K. Stiefel, Baden 1648—1952, Bd. I, 1977, S. 197)

Gesundheit leidende und schon geraume Zeit in Vorhaft gesessene v. Auerweck mit Schonung behandelt und seine Sache so bald wie möglich erledigt werde.“ Baron v. Dalberg solle sich so viel wie möglich für den Gefangenen verwenden, der, ins solange er nicht schuldig befunden wurde und auch in Rücksicht seiner unglücklichen hochschwangeren Frau, die ohne Vermögen dem Staat zur Last fallen müsste, ein Gegenstand des Mitleids seye.“ Den Wünschen Frankreichs als Protektor des Rheinbundes konnte sich Carl Friedrich jedoch offenbar nicht entziehen. Der Geheime Staatsrat beschloß am 19. September 1807 die Auslieferung. Oberamtsrat Molitor, der auch die Verhaftung vorgenommen hatte, sollte v. Auerweck „mit aller möglichen Schonung nach Straßburg führen, ihn dort der Polizeibehörde übergeben und den kränklichen Mann zur schonenden Behandlung besonders empfehlen.“ Bei seiner Ankunft in Offenburg am 21. September<sup>10</sup> traf er bei dem Arrestanten zufällig auch dessen Frau und die Kinder an, die gerade auf Besuch waren. Sie waren alle sehr erfreut, weil sie glaubten, er sei gekommen, um den Gefangenen freizulassen. Äußerst niedergeschlagen wurden sie dann, als sie von der bevorstehenden Auslieferung hörten. Oberamtsrat Molitor mußte sein ganzes Geschick aufbieten, „um die Gemüter zu beruhigen“, und erst die Zusage, der Arrestant werde in jedem Fall wieder zurückgebracht, ließ v. Auerweck ruhiger werden. Nachdem ihm im Namen des Großherzogs eröffnet wurde, daß er lediglich zur Vernehmung und Gegenüberstellung nach Paris gebracht würde, war er zuversichtlich, er sei sich keiner Schuld bewußt und könne beweisen, daß er seit mehr als 8 Jahren völlig zurückgezogen von der Politik gelebt habe. Am gleichen Tage kam der Pfarrer von Schutterwald und noch ein anderer Geistlicher aus der Nachbarschaft, schließlich auch der erste Vorgesetzte von Elgersweier<sup>11</sup>, um v. Auerweck noch einmal zu besuchen, von dessen Abführung sie erfahren hatten. Oberamtsrat Molitor berichtet darüber: „Alle Leute zeigten viel Freundschaft für den Arrestanten, gaben ihm Attestate für sein ruhiges Betragen, auch fand ich, daß sich andere rechtschaffene und angesehene Leute im Stillen für ihn interessierten, die aber seine damalige Lage für zu bedenklich hielten, als daß sie ihre Teilnahme laut werden zu lassen trauten. So wie diese Arrestation und Abführung eines angemessenen Teutschen Bürgers, von dem man noch nicht das mindeste Vergehen weiß, einen äußerst üblen Eindruck in der ganzen Gegend, eine gewisse Schüchternheit der Leute und ein Mißtrauen verursacht zu haben scheint.“

Am 22. September 1807, fast zwei Monate nach der Verhaftung, wurde Baron v. Auerweck nach Straßburg gebracht und dem dortigen Polizei-Commissar übergeben. Die Familie konnte dem Gefangenen außer den notwendigsten Kleidungsstücken nichts mitgeben, insbesondere kein Geld. Fürsorglich übergab Oberamtsrat Molitor dem Arrestanten deshalb 9 Louis d'or, weil er annehmen mußte, daß der kranke Mann manche Bedürfnisse haben werde, die

10 GLA 233/40247b Bericht Molitors über die Auslieferung vom 24. 9. 1807

11 Ortsvorgesetzter von Elgersweier war damals der Zwölfer und Spitalerblehensmaier Fidel Junker (1754—1829)

über die Gefangenenverpflegung hinaus nötig waren. Beim Abschied bat v. Auerweck noch einmal wehmütig, ihn in seinem Arrest nicht zu vergessen und nicht zu verlassen. Besonders bat er darum, in Paris so oft es notwendig sei, mit dem badischen Gesandten Baron v. Dalberg sprechen zu dürfen<sup>12</sup>.

### *Verhör und Gefangenschaft*

Auerweck wurde unverzüglich in Begleitung eines Polizeioffiziers nach Paris transportiert<sup>13</sup>, wo ihm zu seiner großen Überraschung eröffnet wurde, er sei angeklagt wegen „Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates“. Die Zusage, er könne sich in jedem Fall vor einem badischen Gericht verteidigen, war also nicht eingehalten worden. Nach einigen Tagen Einzelhaft wurde er zur Sache vernommen. Die Vorwürfe, die nun gegen ihn erhoben wurden, meinte v. Auerweck im Laufe der Vernehmung überzeugend widerlegt zu haben; und auch der mit der Vernehmung Beauftragte gab ihm schließlich zu verstehen, man könne die Angelegenheit als erledigt betrachten. Er sollte Verständnis dafür haben, daß man manchmal durch unglückliche Umstände kompromittiert werde, ohne daß eine bestimmte Person Schuld daran trage. Sein Vorgesetzter werde v. Auerweck noch zu einem kurzen Gespräch rufen lassen. Auerweck war zuversichtlich, in Kürze zu seiner Familie zurückkehren zu dürfen. Die angekündigte Unterhaltung ließ lange auf sich warten. Ungeduldig schrieb der Gefangene schließlich am 3. November einen langen Brief an den Verantwortlichen, M. Desmarêts, der auch sofort kam, um mit ihm zu sprechen. Dieses Gespräch führte jedoch nicht zu der erhofften Freilassung.

Alle Anschuldigungen gegen v. Auerweck wurden erneut vorgebracht und verlangten Rechtfertigung. Der zuerst erhobene Vorwurf, v. Auerweck habe in den letzten beiden Jahren eine Reise nach Frankreich und auch nach Paris unternommen, war zwischenzeitlich durch Aufenthaltsnachweise entkräftet worden. Verdächtig blieb seine viermonatige Reise, die er 1804 nach Nürnberg unternommen hatte, auf der er nach angeblichen Agentenberichten, hinter den französischen Truppen herreisend, Informationen für den Feind gesammelt haben sollte. Auf dieser Reise sollte er auch während seines kurzen Aufenthalts in Ulm den österreichischen General Mack getroffen haben. Auerweck sei während der ganzen Zeit überwacht worden, und man habe ihn erst in der Zeit der Verhaftung des Herzogs v. Enghien in Ettenheim aus den Augen verloren. Auerweck entgegnete darauf, er sei in Begleitung seiner Schwiegermutter, seines 12jährigen Neffen und seines 6 Jahre alten Sohnes abends in Ulm angekommen und am nächsten Morgen wieder abgereist, er kenne den General Mack nicht näher und habe ihn nie gesehen. Im übrigen sei eine solche Reisesegesellschaft für geheime Agentendienste sehr ungeeignet. Man hielt ihn trotz

12 Der französische Geschäftsträger am badischen Hofe erklärte sich am 10. 12. 1807 bereit, die bei Festnahme und Arretierung entstandenen Kosten von 501 fl 8 Kr zu übernehmen. Allein der Sonnenwirt Oswald aus Offenburg berechnete für die Unterbringung und Verpflegung 385 fl 34 Kr (GLA 229/22155)

13 GLA 233/40247b, Folgendes aus dem „Mémoire“ v. Auerwecks vom 11. 8. 1809



aller Erklärungen noch immer für einen englischen oder österreichischen Agenten, weil es sehr selten sei, daß jemand eine solche Verbindung wieder aufgebe.

Der wohl schwerwiegendste Verdacht war die mögliche Beteiligung an der Ermordung der französischen Gesandten in Rastatt am 28. 4. 1799, zu einem Zeitpunkt, an dem v. Auerweck angeblich seine Agententätigkeit bereits aufgegeben hatte. In Kassel war ein Mann namens Burckhard verhaftet worden, der von England aus auf den Kontinent entsandt worden war. Bei ihm, der inzwischen verrückt geworden war oder sich so stellte, hatte man verdächtige Aufzeichnungen gefunden, unter anderem Fragmente von zerrissenen Briefen, auf denen man noch lesen konnte . . . écrire à Louis, . . . en instruire Louis . . . conférer avec Louis pour l'assassinat . . . .Dieser Louis sollte ein Agent sein, der sich am Rhein niedergelassen hatte. Der Verdacht fiel leicht auf Auerweck, der durch die schon erwähnten Veröffentlichungen in der französischen Presse zur Zeit des Rastatter Kongresses bekannt war, und der in Französisch tatsächlich mit „Louis“ unterzeichnete. Dazu erklärte dieser, sein Vorname sei „Aloysius“, auf französisch „Louis de Gonzalgue“, auf deutsch „Aloys“. In französisch müsse er daher mit „Louis“ unterzeichnen, in deutsch jedoch mit „Aloys“, unter diesem Namen sei er auch überall bekannt, was sich leicht an seinen Papieren feststellen lasse. Diesen Burckhard kenne er nicht, und er habe auch seit acht Jahren keine politischen Kontakte mehr unterhalten.

Schließlich wurde v. Auerweck vorgehalten, es sei ganz sicher, daß er gegen Frankreich gearbeitet habe, dies gehe aus einigen Anzeigen über ihn hervor. Leider habe er nie versucht, sich einem französischen Agenten zu erklären und anzugeben, daß er seine Agententätigkeit aufgegeben habe. Man wolle nun von ihm eine gewisse Garantie. Wie diese aussehen sollte, konnte v. Auerweck sich nicht vorstellen und wurde auch hier nicht näher präzisiert. Zum Abschluß des zweistündigen Verhörs, auf die Frage v. Auerwecks, welches Ergebnis er nun erwarten könne, antwortete M. Desmarêts, von seiner Seite werde er „den günstigsten Bericht abgeben, den er sich wünschen könne“, er solle die weiteren Papiere, die zu seiner Entlastung beitragen könnten, unverzüglich besorgen lassen. Am 28. Dezember 1807 trafen diese Papiere in Paris ein. Ein weiteres Verhör fand nicht statt.

Frau v. Auerweck war nach der Geburt des Kindes Adelaide am 20. November 1807 schwer erkrankt. Ihre Mutter, die Witwe v. Gelb, die den Unterhalt für die Familie aufbringen mußte und schon den Teil ihres Eigentums, der ihr diesseits des Rheins noch verblieben war, verkauft hatte, wandte sich in verzweifelten Briefen an den Großherzog. Baron v. Auerweck hatte keine geeignete Kleidung mehr, und die Familie konnte ihn mit Geld nicht unterstützen.

Im Februar 1808 wurde daher der badische Gesandte v. Dalberg ermächtigt, dem Gefangenen v. Auerweck zur Erleichterung seiner unglücklichen Lage bis auf weiteres 5 Louis d'or monatliche Unterstützung zukommen zu lassen.



Im März 1808 schienen die Aussichten für eine Freilassung günstiger zu werden. Fouché hatte dem Kaiser eine Liste aller Gefangenen vorgelegt, die zu Beginn des Jahres freigelassen werden sollten.<sup>14</sup> Baron v. Auerweck war auch dabei. Die erneute Anfrage im April ergab, daß der Kaiser sich bei Vorwürfen dieser Art die Entscheidung selbst vorbehalten habe, eine solche sei jedoch noch nicht getroffen worden und vor Rückkehr des Kaisers auch nicht zu erwarten<sup>15</sup>. Im Juni 1808 wurde der Gefangene aus dem „Temple“ in der Kerker von Vincennes<sup>16</sup> verlegt, womit jede Hoffnung auf baldige Freilassung zerstört wurde. Er schrieb mehrmals an den Polizeiminister, ohne jedoch Antwort zu erhalten. Ein neuer Hoffnungsschimmer kam auf, als die Erbgroßherzogin von Baden, Stefanie Napoleon<sup>17</sup>, die Adoptivtochter des Kaisers, sich für v. Auerweck verwendete und zwei Petitionen, die von der Familie am 24. und 28. Juni 1808 eingereicht wurden, an den Polizeiminister persönlich weitergab. Sie waren ebenfalls erfolglos. Auerweck hatte großes Vertrauen in die Person des Kaisers gesetzt. Er war kein Gegner Napoleons gewesen, wie er betonte. Als dieser zur Macht kam, hatte v. Auerweck die Politik bereits verlassen. In seinem umfangreichen „Mémoire“ vom 11. August 1809 schreibt er darum auch, „wenn Seine Majestät der Kaiser auch nur einen Blick auf seine unglückliche Lage werfen würde, sähe er sich als gerettet. Der Kaiser sei zu groß, um nicht gerecht zu sein, und sein Blick werde schnell die Wahrheit erkennen.“

Am 2. September 1809 berichtete v. Dalberg, der Polizeiminister habe dem Kaiser in der Zwischenzeit erneut vorgeschlagen, er könne v. Auerweck entlassen, „aus besonderer Überlegung“ habe dieser aber nicht zugestimmt, und ohne Erlaubnis könne v. Auerweck Vincennes nicht verlassen. Daraufhin wollte Frau v. Auerweck nach Paris reisen, um persönlich um die Freilassung zu bitten. Der badische Geschäftsträger in Paris, der mit Auerweck in Vincennes darüber gesprochen hatte, riet jedoch von dieser Reise ab, weil sie keine Aussicht auf Erfolg habe und der Gefangene außerdem die Tränen fürchte, die an seiner Lage doch nichts ändern könnten. Nachdem Fouché bei Napoleon in Ungnade gefallen war, wurde er am 3. 6. 1810 durch General René Savary, den Herzog von Rovigo abgelöst. Dies schien ein günstiger Zeitpunkt für einen erneuten Versuch zur Freilassung zu sein. Die Bemühungen waren aber wieder erfolglos. Im November 1810 trat auch der König von Bayern für Auerweck ein. Die Gesandten des Großherzogtums Baden und des Königreichs Bayern versuchten gemeinsam, die Freilassung zu erreichen. Sie hatten keinen Erfolg und wurden auf einige Monate Geduld vertröstet.

---

14 GLA 233/40247b Bericht v. Dalbergs vom 12. 3. 1808

15 ebd. Bericht vom 23. 4. 1808

16 Im Graben der Festung von Vincennes wurde 1804 der in Ettenheim verhaftete junge Herzog von Enghien auf Befehl Napoleons erschossen.

17 Stefanie Napoleon, geb. v. Beauharnais (1789—1860), Adoptivtochter Napoleons, Prinzessin von Frankreich, heiratete den späteren Großherzog Carl (1786—1818), einen Enkel des Großherzogs Carl Friedrich. Den Ehevertrag hatte Carl Friedrich als Chef des Hauses Zähringen mit Napoleon geschlossen.

Großherzog Carl Friedrich starb am 10. Juni 1811 nach 65jähriger Regierungszeit im Alter von 83 Jahren. In der Folgezeit wurde v. Auerweck weiterhin durch die badische Gesandtschaft in Paris unterstützt und die Familie in Elgersweier über alle Bemühungen unterrichtet. Es konnte jedoch kein weiterer erfolgsversprechender Versuch zur Freilassung unternommen werden. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813, in der Napoleon entscheidend geschlagen wurde, trat Baden am 20. 11. 1813 dem Bündnis gegen Napoleon bei. Am 31. März 1814 zogen die Verbündeten siegreich in Paris ein. So lange mußte auch v. Auerweck im Kerker von Vincennes aushalten.

### *Befreiung und Unterstützung*

Mit dem Einmarsch der Alliierten in Paris am 31. März 1813 wurde Baron v. Auerweck befreit und seiner Familie zurückgegeben.

Durch seine Inhaftierung in Frankreich war es ihm nicht möglich gewesen, Vorkehrungen zu treffen und Transaktionen vorzunehmen, die zur Erhaltung seines Vermögens während des Krieges zwischen Österreich und Frankreich nötig waren. Das Erbe seiner Frau jenseits des Rheins war durch die Kriegsergebnisse ebenfalls verloren gegangen. So befand sich v. Auerweck mit seiner Familie in einer schwierigen wirtschaftlichen Lage. Dazu kam seine angegriffene Gesundheit. Für seine „ausgestandene Gefangenschaft und die Leiden, welche dadurch auf seine Familie gehäuft wurden“, wurde ihm eine Pension von jährlich 600 Gulden aus der Staatskasse bewilligt.<sup>18</sup> Noch während der Haft hatte ihm 1813 die Versteigerung seines Hauses in Elgersweier gedroht<sup>19</sup>, zu dessen Lasten seine vermutlich 1812 verstorbene Schwiegermutter Sophia v. Gelb für den Lebensunterhalt der Familie Schulden aufgenommen hatte. Er konnte zwar erreichen, daß von Amtswegen ein Vertreter seiner Interessen bestimmt wurde, das Haus blieb ihm aber vermutlich nicht erhalten, denn Baron v. Auerweck läßt sich als Hausbesitzer in Elgersweier nicht mehr nachweisen.

Nach Umlageregistern und Gemeinderechnungen<sup>20</sup> hat er in Elgersweier noch bis zum Jahre 1827 gelebt und ist dann nach Offenburg gezogen. Dort starb er am 8. Juni 1830 im Alter von 64 Jahren<sup>21</sup>.

Seine Witwe folgte ihrem jüngsten Sohn Amand<sup>22</sup>, der als Freiwilliger im Dragoner Regiment Nr. 2 „v. Freistedt“ in Mannheim diente, dorthin nach. Ihr

18 GLA 233/40247b Gesuch der Witwe v. Auerwecks vom 17. 2. 1832

19 GLA 233/40247b Bericht des bad. Legationsrats Groos v. 13. 9. 1813

20 Archiv der Ortsverwaltung Elgersweier, Bürgerbuch 1843 und Gemeinderechnungen

21 Stadtarchiv Offenburg, Sterbebuch 1822—1840

22 Amand Auerweck v. Steilenfels, geb. 4. 6. 1805 in Schutterwald, heiratete am 27. 7. 1847 die Bürgerstochter Katharina Tremond aus Breisach und war später Postenführer im badischen Grenzdienst. Seine Kinder sind in Weisweil, Neufreistett und Eichstetten, also alle in Grenznähe, geboren.

(Archiv des Pfarramts Elgersweier, Familienbuch 1827, Seite 4)

wurde auf ihr Ersuchen im März 1832 aus dem Anspruch ihres Mannes eine Witwenpension von jährlich 300 Gulden zugestanden.

Auerweck hatte von 1793 bis 1799 als Agent im Dienste der Bourbonen gestanden; daran hat er keinen Zweifel gelassen<sup>23</sup>. Diese Verbindung hatte er aus Überzeugung aufgenommen. Seine Abneigung gegen bezahlte Agenten kommt zum Ausdruck in seinem „Mémoire“ vom 11. August 1809. Darin schreibt er u. a.: „Il existe des misérables sur lesquelles aucun gouvernement ne peut se fier parcequ'ils ne veulent que de l'argent, qu'ils n'appartiennent qu'à celui qui les paye le plus, et qu'ils ont toujours une dénonciation prête pour gagner leur diner.“ Er hatte einen Brief seines Schwagers aus München aufbewahrt, in dem ihm dieser mitteilte, ein Franzose habe sich mit großem Eifer nach seiner Adresse erkundigt. In diesen Agenten vermutete er seine Denunzianten. Bezeichnend für den Charakter Auerwecks, auf den aus der Beschreibung des Oberamtsrats Molitor, aus seinen Briefen und aus seinem Lebenslauf manches geschlossen werden kann, ist sein Versuch, nach der Gründung einer Familie den Weg zu einem ruhigen bürgerlichen Leben zu suchen. Sein Verantwortungsbewußtsein ließ ihn offenbar die Familie vor die Politik setzen. Mit einem Spion wie Karl Ludwig Schulmeister aus Freistett hat er wohl nicht viel gemeinsam gehabt. Nach allen Umständen scheint es glaubhaft, daß er unter Napoleon keine politischen Verbindungen unterhalten hat.

Sein Unglück war die Unsicherheit und die Furcht des Kaisers vor Verschwörung und Umsturz, denen neben Auerweck viele andere zum Opfer fielen und die manchem Unschuldigen den Tod brachten.

---

23 GLA 233/40247b Niederschrift Auerwecks vom 25. 7. 1807

# Die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Illenau

Ihre Geschichte, ihre Bedeutung

*Hugo Schneider*

Wer von Achern nach Sasbachwalden geht, sieht, sobald er das eigentliche Stadtgebiet verlassen hat, zu seiner Rechten inmitten alter Bäume und umschlossen von einem dichten Zaun von Hecken einen ausgedehnten Gebäudekomplex von rötlicher Farbe, die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Illenau.<sup>1</sup> Einst eine der führenden Irrenanstalten von Baden, ja von ganz Deutschland, wurde sie 1940 von der nationalsozialistischen Reichsregierung aufgelöst und ihre Insassen z. T. umgebracht oder in andere Anstalten verlegt. Heute dienen die Gebäude einer französischen Militäreinheit als Kaserne, während auf den Feldern und Wiesen, die einst zu ihr gehörten, Wohnsiedlungen und Lagerhallen errichtet wurden.

Aufgabe der vorliegenden Arbeit will es sein, die Entstehung und die Entwicklung der Anstalt darzustellen, ihre Anlage, Organisation und Heilmethode zu beschreiben, denn gerade durch sie war die Anstalt lange im 19. Jahrhundert vorbildlich, und von ihrer Auflösung zu berichten. Auf die Behandlung der speziellen medizinischen Probleme mußte verzichtet werden, da der Verfasser hierfür nicht zuständig ist. Da infolge der Verlagerung und durch „Kriegseinwirkung“ viel Aktenmaterial verlorengegangen ist, da außerdem die wertvol-

---

1 Lit.: Illenau, die großherzogl. badische Heil- und Pflegeanstalt, Statut, Hausordnung, Krankenwardienst, Bemerkungen und Nachrichten, als Auskunft für Behörden und Angehörige der Kranken. Heidelberg 1847, 2. A. 1852.—

Illenau. Geschichte, Bau, inneres Leben, Statut, Hausordnung, Bauaufwand u. finanzielle Zustände der Anstalt, hrg. von der Direktion der Großherz. Heil- und Pflegeanstalt Illenau. Karlsruhe 1865. —

Großh. Badische Heil- u. Pflegeanstalt Illenau, eröffnet 1842. Karlsruhe 1865 (Bilderatlas). —

Fr. Brandt, Illenau in den sechs ersten Jahrzehnten seiner Wirksamkeit. Karlsruhe 1903. —

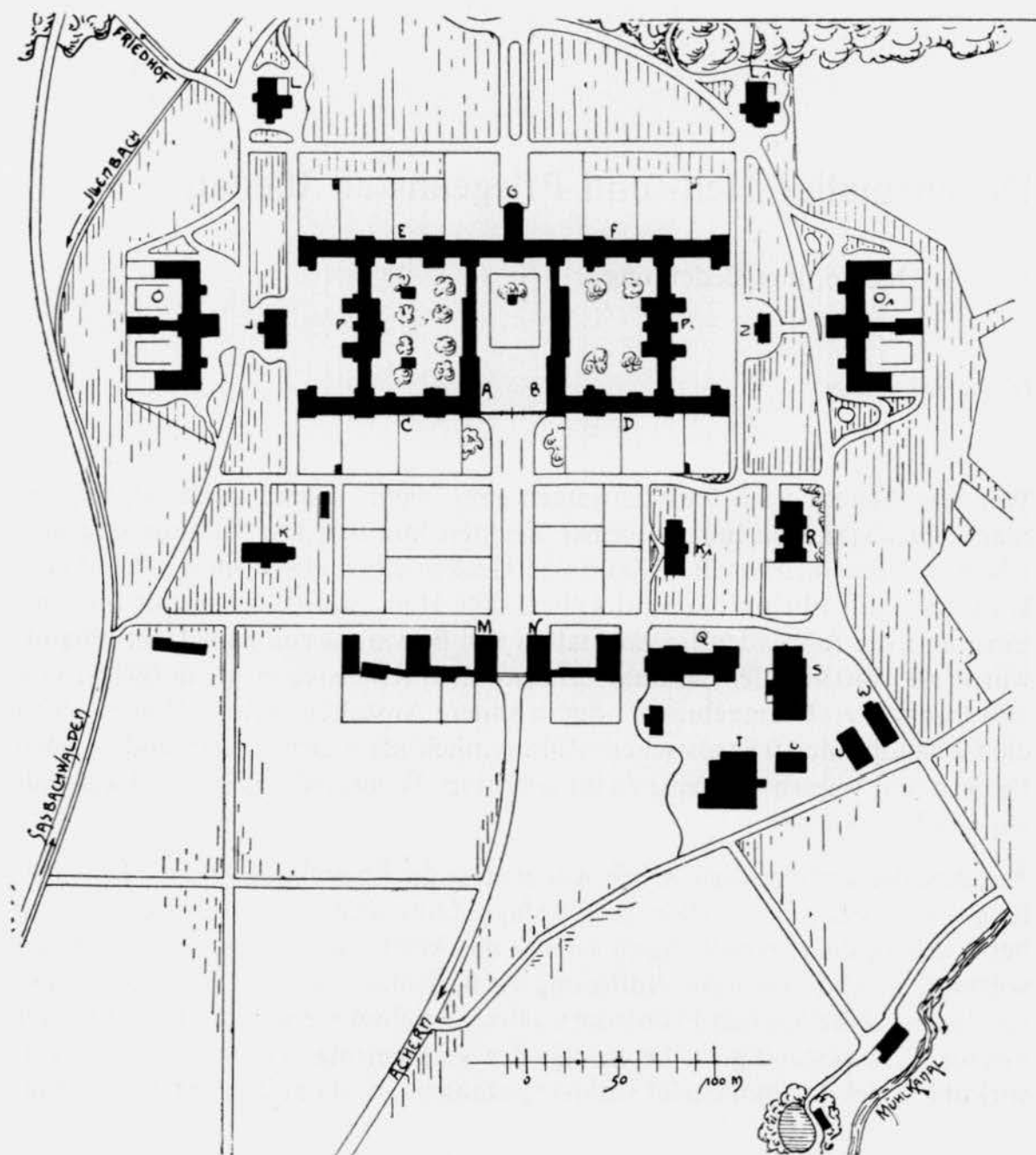
Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Anstalt Illenau, hrg. von den jetzigen u. früheren Illenauer Ärzten. Heidelberg 1892. —

Illenaus goldenes Jubelfest 27. 9. 1892. Achern 1892. — H. Trenkle, Festschrift anlässlich des 90jährigen Bestehens der Badischen Heil- u. Pflegeanstalt Illenau 1842—1932. Maschinenschr. — H. Neumann, Verwahrungsanstalt oder Heilanstalt? (Beisp. Illenau bei Achern i. Baden). In: „Der Nervenarzt“ 30/1959. —

Illenau, in: Universallexikon vom Großherzogtum Baden, Heidelberg 1843. — Illenau, in: A. J. V. Heurnisch, Das Großherzogtum Baden. Heidelberg 1857. — K. Stiefel, Baden 1648—1952. 2 Bde. Karlsruhe 1977. — Zur Einführung in die Psychiatrie: E. H. Ackerknecht, Kurze Geschichte der Psychiatrie. Stuttgart

2. A. 1967.





Lageplan der Heil- und Pflegeanstalt Illenau 1903

- |   |  |
|---|--|
| Au.B = Diensträume —  | L = Landhaus für Männer —              |
| E = Heilabteilung für Männer —                                  | L <sub>1</sub> = Landhaus für Frauen — |
| C = Pflegeabteilung für Männer                                  | H = Maschinenhaus —                    |
| F = Heilabteilung für Frauen —                                  | L = Werkstättengebäude —               |
| D = Pflegeabteilung für Frauen                                  | M u. N = Ökonomie u. Wohnungen         |
| K = Krankenbaracke für Männer —                                 | W = Wärterheim —                       |
| K <sub>1</sub> = Krankenbaracke für Frauen —                    | Z = Gärtnerei —                        |
| R = Rollerbau —   | Q = Kochküchengebäude —                |
| G = Kirche u. Festsaal —  | S = Waschküchengebäude —               |
| O = Wachabteilung für unruhige Männer —                         | T = Maschinenhaus —                    |
| O <sub>1</sub> = Wachabteilung für unruhige Frauen —            | U = Holz u. Kohlenremise —             |
| P = Wachabteilung f. ruhige u. halbruhige Männer —              |  |
| P <sub>1</sub> = Wachabteilung f. ruhige u. halbruhige Frauen — |  |

le, umfangreiche Bibliothek als „Beutegut“ versteigert wurde, fiel die Durchführung der Arbeit schwer. Auch durch die Befragung ehemaliger Angehöriger der Illenau konnten die Lücken nur teilweise geschlossen werden.

### 1. Die Lage der Geisteskranken in den früheren Jahrhunderten

Um die Bedeutung der Illenau für ihre Zeit zu verstehen, sei kurz die Lage der Geisteskranken in den früheren Jahrhunderten dargestellt, denn trotz ihrer bedeutsamen Neuerungen ist auch die Illenau ein Glied in der allgemeinen Entwicklung der Psychiatrie und der Behandlung der Geisteskranken.

Infolge mangelnder Kenntnisse des Gehirns und seiner Erkrankungen wußte man bis in die neuere Zeit nicht, daß Geisteskranke wirklich krank sind. Man wußte zwar, daß sie „im Kopf nicht richtig“, daß sie gemütskrank sind; aber die Ursache dieses Zustandes blieb unerkannt und das Verhalten der Kranken darum unverständlich und ungewöhnlich. Schwere Fälle, gar wenn der Kranke um sich schlug und tobte, führte man, wohl unter dem Einfluß der biblischen Erzählungen (vgl. Mk. 1,23/28 und 5,1/20, Luk. 4,33/37 u. a.), auf Besessenheit durch Dämonen zurück. Ihnen wurde im Namen Gottes geboten (Exorzismus), aus den Kranken auszufahren, bzw. sie in Ruhe zu lassen. Allerdings gab es schon im Mittelalter religiöse Genossenschaften (z. B. die Alexianer), die sich der Geisteskranken annahmen und sie in ihren Klöstern betreuten, aber im Grunde blieb ihre Lage bis in die neuere Zeit und oft auch noch heute traurig. Da sich die Angehörigen ihrer irren Verwandten schämten und um den Ruf ihrer Familien bangten, sperrte man die Geisteskranken in dunklen Räumen ein, daß niemand etwas von ihnen erfahre und überließ sie darin, verwahrlost und verschmutzt, ihrem Schicksal. Andere verwahrte man, daß sie die Öffentlichkeit nicht durch ihr Verhalten erschreckten, in Gutleut- und Leprosenhäusern oder Gefängnissen. Dort blieben sie meist der Willkür der Hausverwalter und Gefängniswärter überlassen, die sie bei störrischem Verhalten schlugen, das an sich schon kärgliche Essen kürzten, sie bei Anfällen in Käfige und finstere Zellen sperrten oder mit Ketten an die Wände fesselten. Notdürftig gekleidet oder in Lumpen gehüllt, unterernährt und vor Schmutz starrend verbrachten sie ihr Leben ohne Aussicht, geheilt zu werden und die Freiheit wieder zu erlangen.

Seit dem Beginn der Neuzeit finden sich vereinzelt Bestrebungen, die Geisteskranken nicht bloß zu verwahren, sondern sie auch zu heilen. So behandelte der *hl. Johannes von Gott* (1495—1550)<sup>2</sup>, ein gebürtiger Portugiese, in dem von ihm gegründeten Krankenhaus in Granada in Spanien die Geisteskranken nach neuen Gesichtspunkten. Er war schon damals überzeugt, daß die Geistesgestörten wirklich krank sind, daß ihr Zustand nicht von Besessenheit herühre, daß für ihre Behandlung Ruhe und Geduld, vor allem aber Güte erforderlich seien. Zu ihrer Beruhigung solle man Heilmittel wie Baldrian, Melisse,

2 Johannes von Gott, in: LTHK Bd. 5, 1960

Kalmus u. a. gebrauchen, man solle sie durch Musik und Spiel aufheitern, sie im Krankenhaus oder Garten beschäftigen und ihnen Gelegenheit zur Aussprache geben. Nach diesen Grundsätzen pflegten die Brüder des von ihm gestifteten Ordens der Barmherzigen Brüder in ihren Häusern die Geisteskranken z. B. in Charenton und Senlis in Frankreich.<sup>3</sup> Den Irren galt auch die Sorge der vom *hl. Vinzenz von Paul*<sup>4</sup> (1581—1660) gestifteten Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern in den von ihnen geleiteten Krankenhäusern. Ihre Tätigkeit in der Salpêtrière in Paris, einem Spital für alte, kranke und irre Frauen, hat den Gründer der Illenau, Roller, bei seinem Besuch stark beeindruckt.

Abweichend von dem System der Verwahrung entwickelte sich in dem belgischen Dorf *Gheel*<sup>5</sup> unweit von Antwerpen eine andere Art der Behandlung von Geisteskranken. Dort nahmen und nehmen auch heute noch, einem alten Brauch folgend, Bauersfamilien ruhige und fleißige Kranke gegen Entgelt in den Kreis ihrer Familie auf. Bei ihr wohnen sie und werden sie verköstigt und mit leichteren Arbeiten in der Landwirtschaft beschäftigt. Sie gelten nicht als entlassen, sondern gehören zu einer Anstalt, bei der sie sich regelmäßig einzufinden haben und wo sie Gelegenheit haben, den Arzt zu sprechen. Von Zeit zu Zeit wird die Pflegestelle von einem Arzt bzw. einem Inspektor kontrolliert, der sich über den Zustand der häuslichen Verhältnisse vergewissert, nachprüft, ob die Pflegeeltern Verständnis für die Eigenheiten des Patienten haben und ihn vor dem Spott der Dorfbewohner schützen.

Die entscheidende Wende in bezug auf die Geistesgestörten brachte die Entwicklung der Medizin vor allem seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Da man allmählich erkannte, daß die Geisteskrankheiten wirkliche Krankheiten sind, fing man an, ihre Ursachen zu erforschen, ihre Erscheinungsweisen zu diagnostizieren und ihre Heilung anzustreben. Unterstützt wurden diese Bestrebungen durch die geistige Bewegung der Aufklärung, die Besessenheit als unvernünftig ablehnte und aus dem Geiste der Humanität eine menschlichere Behandlung der Geisteskranken forderte. Große Verdienste erwarb sich besonders der französische Arzt *Philippe Pinel* (1745—1826)<sup>6</sup>. Er befreite als Leiter der Spitäler Bicêtre bei und der Salpêtrière in Paris die Kranken aus den Ketten, mit denen sie an den Wänden festgemacht waren. Durch sein persönliches Eintreten erreichte er vom Konvent, daß den Geisteskranken die Menschenrechte zuerkannt, daß sie aus den Gefängnissen befreit und der ärztlichen Behandlung zugeführt wurden.

---

3 Fr. Corentin Cousson, Die Barmherzigen Brüder des hl. Johannes von Gott und die Behandlung der Geisteskranken, in: *Misericordia*, Jahrgang 3/1931, S. 349—358

4 Vinzenz von Paul, in: *L Th. K.* Bd. 10, 1965

5 Gheel, in: *Larousse, Grand Dictionnaire Universel* 8. Bd., F—G (o. J.)

6 Ph. Pinel, in: *Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker*, hrg. von A. Hirsch, 4. Bd. Berlin/Wien. 2. A. 1932. — H. E. Sigerist, *Große Ärzte*, München 3. A. 1954

Seine Schüler, besonders der Arzt *I. E. Dominique Esquirol* (1772—1840)<sup>7</sup> führte seine Bestrebungen einer zwangsfreien, menschlichen Behandlung der Irren weiter.

Auch in Deutschland wollte man sich nicht mehr damit begnügen, die seelisch Gestörten bloß zu verwahren, ihnen in diagnostischer Hinsicht ratlos und in therapeutischer hilflos gegenüber zu stehen. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden auch hier eine Reihe von öffentlichen Irrenanstalten, in denen medizinische Forschung und Heilbehandlung zusammengingen. Ihre Leitung lag in den Händen von hervorragenden Ärzten, die wegen ihrer Leistungen auf dem Gebiet der Psychiatrie weites Ansehen genossen. 1811 wurde die Anstalt Sonnenschein bei Pirna (Sachsen) gegründet, 1825 Siegburg (Rheinland), die unter der Leitung von K. W. Jacobi stand, 1830 Sachsenberg bei Schwerin (Mecklenburg), die Karl Flemming leitete, 1833 Winnental bei Winnenden (Württemberg), die durch A. Zeller bekannt wurde und 1836 Halle, das seinen Ruf H. Damerow verdankt. In dieser Reihe steht auch die Gründung der Illenau, die das Werk von Christian Friedrich Wilhelm Roller ist.

## 2. Die Gründung der Illenau

Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau war die erste des ehemaligen Großherzogtums Baden. Neuartig in ihrer Anlage und fortschrittlich in ihrer Organisation und Heilmethode, reichen ihre Wurzeln doch weit in die Vergangenheit zurück und zwar nach Pforzheim. Dort hatte Luitgard, die Gemahlin des Markgrafen Rudolf IV. von Baden aus dem Hause der Zähringer, 1322 ein Spital für „elende und arme Sieche“ gegründet. Es wurde nach der Reformation in das ehemalige Dominikanerinnenkloster verlegt, das 1689 bei der Zerstörung Pforzheims durch Mélac eingeäschert wurde. Auf seinem Platz errichtete Markgraf Karl Wilhelm 1714—1718 ein Waisen-, Toll-, Siechen-, Zucht- und Arbeitshaus<sup>8</sup>, in dem auch „arme Bresthafte und Elende an Leib und Gemüt“ untergebracht wurden. Aber das Zusammenleben solch verschiedener Menschen in einem Haus bot Anlaß zu vielen Schwierigkeiten. Darum gab man die Waisenkinder 1773 und 1774 an Pflegeeltern. Die „Züchtlinge“ verlegte die Regierung 1804 nach Bruchsal und Mannheim. Zurück blieben die Siechen und Geisteskranken, zu denen noch die aus dem Mannheimer „Tollhaus“ hinzukamen. 1804 erhielt das Pforzheimer Haus einen eigenen Arzt und zwar den Irren- und Siechenphysikus Johann Christian Roller, einen gebürtigen Pforzheimer. Als er 1814 starb, folgte ihm Friedrich Groos, der einen guten Namen als Verfasser wissenschaftlicher Arbeiten hatte.

<sup>7</sup> J. E. D. Esquirol, in: Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte, 2. A., Bd. 19.

<sup>8</sup> W. Stemmer, Zur Geschichte des Waisen-, Toll- u. Krankenhauses sowie Zucht- u. Arbeitshauses in Pforzheim, in: Festnummer der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und Psychisch-Gerichtl. Medizin zum 50jährigen Dienstjubiläum des Herrn Geheimrat Dr. H. Schüle am 4. 7. 1913. 1913.

Mit Zuchthaus bezeichnete man damals eine Besserungsanstalt für haltlose, leichtfertige Menschen. Tollhaus, auch Narrenhaus, ist die ältere Bezeichnung für Irrenanstalt; die letztere kam etwa seit 1800 in Gebrauch.



Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl der Geisteskranken im Großherzogtum Baden beträchtlich zu, so daß der Platz in Pforzheim bald nicht mehr ausreichte. Die Regierung sah sich darum gezwungen, sich nach einem größeren Gebäude zu ihrer Unterbringung umzusehen. Dabei überlegte sie sich, ob sie nicht eines der seit der Säkularisation leerstehenden ehemaligen Klöster verwenden könnte. Sie dachte vor allem an Schwarzach, Tennenbach und Schuttern.<sup>9</sup>

Besonders das letztere schien für die neue Aufgabe geeignet zu sein. Das Klostergebäude zählte 84 Zimmer, darunter 3 Säle. In den Nebengebäuden fanden sich Wohnungen für Bedienstete. Der 9 Morgen große Klostergarten bot gute Möglichkeiten zur Erholung sowie für eine Gärtnerei. Außerdem besaß die ehemalige Abtei viele Äcker und Wiesen in der Nähe sowie Stallungen und Ökonomiegebäude, die für eine eigene Landwirtschaft hätten verwendet werden können.

All diese Vorzüge veranlaßten die Regierung, den Baurat Hans Voß mit der Ausarbeitung von Plänen zu beauftragen. Als er den Kostenvoranschlag für den Umbau vorlegte, nahm die sparsame Karlsruher Behörde wegen der hohen Kosten von dem Vorhaben Abstand. Statt dessen erwarb sie 1825 das ehemalige Jesuitenkonvikt in Heidelberg<sup>10</sup>, wozu sie vermutlich die Nähe der Universität mit ihrer medizinischen Fakultät bewogen haben mag. 1826 siedelten die Pforzheimer Kranken nach Heidelberg über. Die Leitung der neuen Irrenanstalt übernahm Friedrich Groos, der bisher der Pforzheimer Anstalt als „dirigierender Arzt“ vorgestanden hatte. 1826 erhielt er zu seiner Unterstützung 2 Assistenzärzte, einer von ihnen war Christian Friedrich Wilhelm Roller, der Sohn des ersten Irrenarztes an der Pforzheimer Anstalt Johann Christian Roller.

#### *Christian Friedrich Wilhelm Roller*

Am 1. 11. 1802 wurde Roller in Pforzheim geboren. Nach Beendigung seiner medizinischen Studien, die er an den Universitäten Tübingen, Göttingen und Heidelberg durchführte, wirkte er von 1822 — 1826 als praktischer Arzt in seiner Geburtsstadt. Schon damals beschäftigte er sich mit Fragen der Psychiatrie. Darum schickte ihn die Regierung auf Staatskosten zur weiteren Ausbildung auf Reisen, so nach Frankreich und Holland, um die dortigen Einrichtungen zur Behandlung der Geisteskranken kennenzulernen. 1826 stellte ihn die Regierung als Assistenzarzt an der Irrenanstalt in Heidelberg an. Da Groos sich mehr um seine wissenschaftlichen Arbeiten als um die Kranken kümmerte, mußte Roller die laufenden Dienstgeschäfte erledigen. Dabei erlebte er dauernd die schweren Mängel,<sup>11</sup> die mit der Heidelberger Anstalt verbunden waren:

Die vorhandenen Räume reichten nicht aus, so daß lange Wartezeiten für die Aufnahme angesetzt werden mußten. Die Heilbaren konnten nicht von den Unheilbaren getrennt werden. Aus Platzmangel mußten Kranke auf dem Speicher schlafen. Untertags saßen sie im Treppenhaus, da es an

9 GLA 233/31272 Minist. d. Innern 29. 3. 1825

10 GLA 233/31272 Staatsminist. 16. 6. 1825

11 GLA 233/31277 Denkschrift des Minist. d. Innern v. 2. 4. 1833

Aufenthaltsräumen fehlte. Die Wasserversorgung war mangelhaft. Es gab keinen Garten und kein Ackerland, um die Kranken zu beschäftigen. Ein Erweiterungsbau war unmöglich, da das Haus am Berghang stand. Schließlich erwies sich die Lage in der geräuschvollen Stadt als für die Heilung wenig zuträglich.

Roller erkannte immer mehr, daß nur ein Neubau auf die Dauer Abhilfe aus der Notlage schaffen konnte. Doch damit ergab sich auch schon die Frage, wo im badischen Land sollte er errichtet werden, welche Forderungen waren vom Standpunkt des Arztes aus an ihn zu stellen; was mußte alles bedacht werden, um die Heilung erfolgreich durchzuführen. Zu diesem Zweck studierte Roller die damals maßgebende Fachliteratur in deutscher, französischer und englischer Sprache. Kritisch überprüfte er die darin vorgetragenen Meinungen und setzte sich mit ihren Vorschlägen auseinander. Das Ergebnis seiner Forschungen war das Werk: „Die Irrenanstalt in all ihren Beziehungen“, das 1831 erschien. Die darin erarbeiteten Vorstellungen wurden im wesentlichen beim Bau und der Organisation der Illenau verwirklicht.

Von großer persönlicher Bedeutung für Roller war die Ernennung des praktischen Arztes *Karl Hergt* aus Tauberbischofsheim 1834 zum 2. Assistenzarzt. Damit begann eine lebenslange schöpferische Freundschaft zum Wohl der Geisteskranken. Beide ergänzten sich vortrefflich, denn Roller galt als der große Organisator und Hergt als der vorbildliche Therapeut.

Als Groos auf seinen Antrag hin in den einstweiligen Ruhestand versetzt wurde, ernannte die Regierung Roller 1835 zum Direktor der Anstalt. Diese Ernennung zum Direktor war eine Neuerung, denn bisher lag die Leitung der Anstalt bei der Irrenhausdirektion. Infolgedessen kam es zu dauernden Spannungen zwischen dem Verwalter und Roller, denn für jenen waren vor allem fiskalische und verwaltungstechnische Gesichtspunkte bei der Leitung bestimmend. Dadurch sah sich Roller jedoch in seinem Ansehen und in seinem ärztlichen Wirken gefährdet. In seiner neuen Stellung als Direktor setzte sich Roller verstärkt für den Plan ein, „eine neue, den Landesbedürfnissen entsprechende zweckmäßige allgemeine Irrenanstalt zu errichten“. Dabei fand er die Unterstützung des damaligen Großherzogs Leopold (1830/52) sowie des Staatsministers Sigismund von Reitzenstein und des Ministers des Innern Ludwig Georg Winter.

Bereits 1831 hatte in ihrer 145. Sitzung die II. Kammer des badischen Landtags die Regierung gebeten, „ein geeignetes und besonderes Lokal, womöglich auf dem Lande auszumitteln, um daselbst die Irrenanstalt zu etablieren.“ In seiner Denkschrift vom 2. 4. 1833<sup>12</sup> begründete Winter die Notwendigkeit, „einen Platz für die neue Irrenanstalt ausfindig zu machen, die in bezug auf Lage, Raum und Einrichtung den gerechten Anforderungen entspricht, welche die öffentliche Wohlfahrt und die Humanität zum Wohle der unglücklichsten Klasse der Staatsangehörigen macht.“ Denn „der Gedanke ist ebenso er-

---

12 GLA 233/31277 Denkschr. v. 2. 4. 1833



*Das Hauptgebäude der Illenau (in der Mitte die Anstaltskirche mit dem Türmchen, rechts und links die Säulenhallen). Zeichnung von C. Roux (aus Bilderatlas „Illenau“ 1865)*

hebend als die Pflicht heilig ist, dem tiefsten Elend, das den Menschen treffen kann, eine mütterliche Zufluchtsstätte zu eröffnen, wo ihm schleunige Aufnahme und womöglich noch Heilung werden können“. Die Rücksicht auf den Kostenpunkt sei jedoch untergeordnet. Gefordert wurden für die neue Anstalt „gesunde, angenehme Lage, womöglich Gebirgsluft, reines Quellwasser, fließendes, das Areal durchschneidendes Wasser, Nähe einer Stadt, die nicht über 1/2 Stunde entfernt sein darf, womöglich mit guten Schulanstalten und Geistlichen beider Konfessionen, ebenes Gelände in einem zusammenhängenden Ganzen von wenigstens 30 Morgen, Wohlfeilheit der Lebensmittel und Arbeiten der Handwerksleute sowie leichte Beschaffung der ersteren“.

Als Orte innerhalb des badischen Landes, die diesen Forderungen am meisten entsprachen, hatte Roller in seinem Gutachten vom 4.1.1833<sup>13</sup> Pforzheim und das Hubbad bei Ottersweier empfohlen, Pforzheim unter anderem wegen des „humanen Sinnes seiner Bewohner“. Er entschied sich jedoch für das Hubbad, worin ihn auch der Direktor der Irrenanstalt Siegburg, Karl Jacobi, unterstützte. Allerdings mußte er zugeben, daß das Hubbad von einer größeren Stadt beträchtlich entfernt sei und damit des geselligen und wissenschaftlichen Verkehrs ermangle. Das Hubbad<sup>14</sup>, seit dem späten Mittelalter wegen seiner

<sup>13</sup> GLA 233/31277

<sup>14</sup> O. Gerke, Die Hub, in: Ortenau 20/1933, S. 99 ff.



Heilquellen bekannt, gehörte seit 1810 dem Generalsteuereinnnehmer Friedrich Kampmann von Straßburg, der es 1811/12 von Friedrich Weinbrenner umbauen und die Quelle neu fassen ließ. Es war ein mondänes Bad, in das auch Fürstlichkeiten wie die Großherzogin Stephanie von Baden, die Königin Hortense von den Niederlanden, die Mutter Napoleons III., die russische Zarin Elisabeth u.a. zur Kur weilten.

Kampmann hatte es wiederholt schon durch einen Bevollmächtigten der Regierung zum Kauf angeboten. Am 1.8.1833 beschloß das Staatsministerium<sup>15</sup>, eine Vorlage über die Verlegung der Irrenanstalt in Heidelberg nach dem Hubbad auszuarbeiten. Dabei sollten besonders die Kosten berücksichtigt werden, die durch die Verlegung entstehen werden. 1835 war sie fertiggestellt. Am 27.3. trug Roller einer Kommission in einem erschöpfenden Bericht die Vorzüge des Hubbades vor und empfahl seinen Kauf. Außerdem zeigte Baurat Hans Voß seine Vorschläge für den Umbau des Badgebäudes. Die Kosten für eine Anstalt von 410 Patienten beliefen sich nach seinen Schätzungen auf 269690 fl. Die Anwesenden schlossen sich dem Vorschlag Rollers an.

Inzwischen war ein weiterer Vorschlag eingebracht worden. Man solle die geplante Anstalt in Heitersheim südlich von Freiburg bauen, da das dortige ehemalige Schloß der Malteserritter ebenfalls dem Staat gehöre und leer stehe. Roller wurde beauftragt, dieses Gebäude auf seine Eignung hin zu untersuchen, doch mußte er feststellen, daß es für die vorgesehene Aufgabe völlig ungeeignet und in baulich schlechter Verfassung sei, daß es dort an Wasser fehle u. der Ort selbst für den größeren Teil des Landes zu abgelegen sei. Nun beschloß das Staatsministerium am 7.5.1835, mit Kampmann in Kaufverhandlungen zu treten. Inzwischen hatte aber auch das Bezirksamt Achern in einem Schreiben vom 28.5. auf ein Gelände in der Nähe der Stadt Achern aufmerksam gemacht und es als sehr geeignet empfohlen. Da dieser weitere Vorschlag als beachtenswert erschien, entsandte das Ministerium des Innern eine Kommission, die die beiden vorgeschlagenen Orte — das Hubbad und das Gelände bei Achern besichtigten und eine Entscheidung „aus dem Standpunkt der Humanität und eines allgemeinen Landesbedürfnisses“ treffen sollte. Ihr Bericht fiel eindeutig zugunsten Acherns aus, alle Voraussetzungen waren erfüllt, besonders beeindruckte die schöne Lage am Rand des waldreichen Vorgebirges mit der Hornisgrinde im Hintergrund; ein weiterer Pluspunkt war die Nähe der Stadt. Das Ministerium d. Innern trug das Ergebnis am 6. Juni dem Staatsministerium vor, und am 3. Juli 1835 entschied Großherzog Leopold<sup>16</sup>, daß die neue Irrenanstalt in der Nähe von Achern errichtet werden soll. Damit war der Streit um den Standort entschieden. Auch die Einwände der beiden medizinischen Fakultäten der Universitäten Heidelberg und Freiburg 1837, die sich vor allem gegen die Errichtung einer großen Landesirrenanstalt wand-

15 Für die folgenden Angaben: Denkschr. des Minist. d. Innern GLA 233/31277

16 An Großherzog Leopold erinnert in Achern das von dem Straßburger Bildhauer Andreas Friedrich geschaffene Denkmal, das an der Stelle steht, die als die Mitte des badischen Landes gilt.



ten, wurden durch Rollers Entgegnung entkräftet.<sup>17</sup> Zur Durchführung der Vorarbeiten bewilligte der badische Landtag einstimmig für das laufende Jahr 50 000 fl und für die beide folgenden je 100 000 fl.

### *Der Bau der Illenau*

Die Vorarbeiten für den Bau<sup>18</sup> erforderten einen großen Zeitaufwand. Durch gütliche Vereinbarung mit den Bürgermeisterämtern von Achern und Oberachern sowie einzelnen Besitzern konnte ein Gelände von etwa 39 Morgen (etwa 12 ha) zu einem Preis von 400 fl (= 684 M) pro Morgen gekauft werden, ein vortrefflicher Preis nach Meinung der Käufer. Außerdem wurden einige Quellen in nicht allzu großer Entfernung erworben, die nach dem Urteil der Sachverständigen ein „klares, reines, treffliches Trinkwasser“ lieferten, für dessen Zuführung eine Wasserleitung gelegt werden mußte. Schließlich war noch, da das Gelände unerschlossen war, eine Straße von Achern zur Baustelle zu bauen, von deren Gesteungskosten die Staatskasse einen Teil übernahm. Den Rest trug die Stadt Achern. Die Gesamtkosten hierfür betrugen 33 141 fl. Nach Erwerb des Geländes entwarf der Heidelberger Garteninspektor Metzger im Januar 1836 einen Plan über die künftige Nutzung des Areals für den Gartenbau und die Landwirtschaft.

Mit der Anfertigung der Baupläne wurde der in Freiburg wohnende Baurat *Hans Voß*, ein Sohn des Dichters J.H.Voß beauftragt. Voß, der für seine Gründlichkeit bekannt war, hatte bereits die Pläne zum Umbau von Schwarzach, Schuttern und des Hubbades entworfen. Bei der Planung arbeitete er eng mit Roller zusammen, von dem die Gesamtkonzeption des Baues stammte, während Voß für das Bautechnische verantwortlich war. Nach Fertigung der Pläne wurden sie im November 1835 an den für das Bauwesen des Landes zuständigen Oberbaurat Heinrich Hübsch in Karlsruhe zur Begutachtung und Prüfung weitergeleitet. Er machte zu den Plänen verschiedene Verbesserungs- bzw. Änderungsvorschläge, mit denen jedoch Roller nicht einverstanden war. Darüber stockten die Arbeiten an der Planung für längere Zeit. Der Streit wurde durch Kollegiatsbeschluß vom 29. 3. 1836 entschieden, auf Grund dessen die Vorschläge von Hübsch meist berücksichtigt wurden. Die Durchführung dieser erweiterten Maßnahmen, dazu die Steigerung der Holzpreise und der Arbeitslöhne führten zu einer beträchtlichen Überschreitung des ursprünglichen Kostenvoranschlages. Dennoch genehmigte das Staatsministerium am 6. 4. 1837 die Baupläne, deren Ausführung nunmehr auf 372 727 fl (= 636 963 M) im Voranschlag berechnet wurden, und übertrug Voß die Bauführung. Als Entschädigung erhielt er für seine Arbeit in der ganzen Zeit 660 fl (= 1128 M), dazu ein Tagegeld von 3, später 4 fl für jeden Tag, den er in Achern an der Baustelle weilte.

17 GLA 236/3649

18 GLA 233/31277 Bericht des Minist. d. Innern v. 28. 2. 1837

Baurat Voß war bei seiner Planung vor eine große, neuartige Aufgabe gestellt. Er sollte eine Anstalt bauen für 410 Kranke männlichen und weiblichen Geschlechts, von denen ein Teil auf Heilung hoffen konnte, der andere jedoch wegen Unheilbarkeit verwahrt werden mußte. Seit den Klosterbauten des 18. Jahrhunderts war im mittelbadischen Raum kein Bauvorhaben ähnlicher Größe mehr durchgeführt worden. Aber während die Baumeister der Klöster auf eine jahrhundertalte Tradition zurückgreifen konnten, gab es für die Illenau kein entsprechendes Vorbild. Voß fertigte den Plan im klassizistischen Geiste Friedrich Weinbrenners an, klar, nüchtern in der Gestaltung, wohlproportioniert in den Maßen, die einzelnen Gebäude des Männerbaues in symmetrischer Anordnung zu den des Frauenbaues. Abgesehen von Aufstockungen und kleineren baulichen Veränderungen blieb das Aussehen der Illenau im Grund bis heute erhalten. Erforderliche Neubauten wurden, sofern sie in unmittelbarer Nähe des Hauptgebäudes lagen, im vorgegebenen Stil durchgeführt.

Am 26. Juli 1837 erfolgte der erste Spatenstich, die feierliche Grundsteinlegung am 9. Juni 1839. Damals erhielt die Anstalt von Großherzog Leopold den Namen „Illenau“ in Anlehnung an den vorbeifließenden Illenbach. Zeitweilig waren an dem Bau bis zu 400 Arbeiter beschäftigt, darunter auch Wallonen, die ein Unternehmer in Belgien angeworben hatte. Die erforderlichen Backsteine wurden an der Baustelle selbst angefertigt und gebrannt, der erforderliche Lehm dazu einem Hügel in der Nähe entnommen<sup>19</sup>. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 537 366 fl (= 918 895,86 M)<sup>20</sup>. Eine feierliche Eröffnung fand nicht statt.

Im Sommer 1842 waren die Bauarbeiten soweit gediehen, daß die Anstalt bezogen werden konnte. Nach einem kleineren Vortrupp traf am 23. September 1842 der erste Zug mit 49 Patienten aus Heidelberg ein. Unter der Leitung von Assistenzarzt Hergt hatte er die Reise an einem Tag zurückgelegt. Drei weitere Züge, jeder wiederum unter der Aufsicht eines Arztes, folgten. Zu Beginn zählte die Anstalt 291 Patienten, von denen 245 aus Heidelberg und 46 aus Pforzheim kamen, das seit 1827 wieder belegt worden war. Sie wurden betreut von 3 Ärzten einschließlich dem Direktor, einem evangelischen und einem katholischen Geistlichen sowie von 28 Wärtern und 3 Oberaufsehern sowie 25 Wärterinnen und 2 Oberaufseherinnen. Hinzu kamen ein Verwalter, ein Ökonom, Büroangestellte, Handwerker u.a.

### *3. Die Illenau als Heil- und Pflegeanstalt*

#### *Der Gebäudekomplex*

Der ausgedehnte Gebäudekomplex, eingebettet in eine parkähnliche Landschaft, glich trotz der Nüchternheit und Einfachheit seiner Gestaltung vergleichsweise einem Schloß aus dem 18. Jahrhundert. Vom Eingang her gelang-

19 E. Jehle, Achern, Gesammelte Aufsätze, Offenburg, o. J. S. 214—15

20 GLA 233/31277 Minist. d. Innern 23. 1. 1844

te der Besucher über den mit Blumenanlagen geschmückten Haupthof zum Haupttrakt, dessen Mitte die Anstaltskirche, ein schmaler hoher Bau, bildete. Unter ihr befand sich der Festsaal der Anstalt, ein Ort vielfältigen künstlerischen und geistigen Lebens, das die Illenau während der ganzen Zeit ihres Bestehens kennzeichnete. Dem Haupttrakt seitlich vorgelagert waren in östlicher Richtung der Männer- und in westlicher Richtung der Frauenbau mit ihren Häusern, Höfen und Gärten. Den Haupthof begrenzten vom Eingang her auf beiden Seiten ein Gebäude mit den Diensträumen und darüber den Dienstwohnungen. Von ihnen führten Säulenhallen, hinter denen auf der Männerseite die Apotheke und auf der Frauenseite die umfangreiche Bibliothek untergebracht waren, hin zum Haupttrakt. Alle Gebäude des Baukomplexes waren durch Gänge miteinander verbunden, so daß die Illenau eine einheitliche, geschlossene Anlage darstellte.

In diesem Gebäudekomplex befanden sich 2 Anstalten, jede nach Geschlechtern getrennt, die Heilanstalt für jene Kranke, die eine baldige Heilung erhoffen ließen, und die Pflegeanstalt, in der Unheilbare verwahrt wurden. Zwar räumlich geschieden voneinander und in ihren Aufgaben verschieden, bildeten sie doch dank der gleichen Leitung und der gemeinsamen Einrichtungen eine Einheit.

Zur Illenau gehörten außerdem eine große Landwirtschaft und Gärtnerei, die sie mit den erforderlichen Lebensmitteln wie Milch, Fleisch, Obst, Gemüse, Kartoffeln u. a. teilweise versorgten, dazu verschiedene Handwerksbetriebe wie Bäckerei, Metzgerei, Wäscherei usw., später auch ein Maschinenhaus, das den elektrischen Strom lieferte. So war Illenau nicht nur räumlich sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht eine Welt für sich.

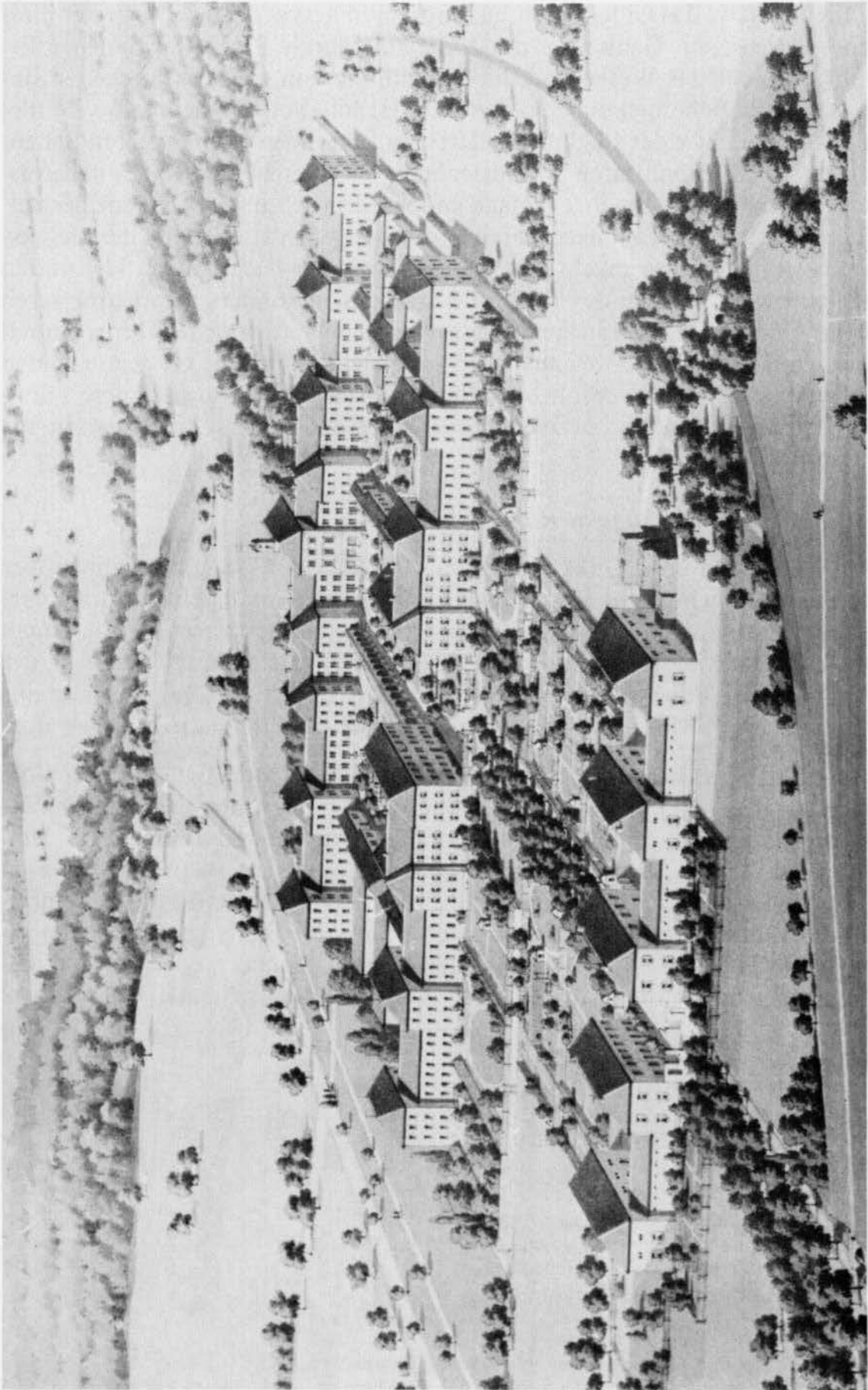
Nach außen durch einen Zaun abgeschlossen konnte sie nur durch den Haupteingang betreten werden, so daß sich kein Unbefugter in ihr aufhalten und kein Kranker ohne Erlaubnis sie verlassen konnte. Ungestört von der Außenwelt sollte den Kranken Stille und Ruhe als Voraussetzung für ihre Heilung geboten werden.

### *Die Leitung der Anstalt*

Als Landesirrenanstalt war die Illenau dem Ministerium des Innern in Karlsruhe unterstellt. Dieses führte die Aufsicht über sie, erließ die Verordnungen über die Verwaltung des Hauses, übernahm einen Teil der Kosten und ernannte und entließ die Ärzte und das Pflege- und Dienstpersonal.

Die Leitung selbst lag in den Händen eines Direktors, und dieser war im Gegensatz zur Heidelberger Zeit ein Arzt. So galten für alle Maßnahmen des Hauses vor allem ärztliche Gesichtspunkte und nicht mehr verwaltungstechnische oder finanzielle. Damit wurde aber von dem Direktor nicht nur Fachwissen, sondern auch wirtschaftliches Denken und die Fähigkeit, Menschen zu führen, verlangt.





Gesamtansicht der Illenau.

Zeichnung von J. Vollweider (aus Bilderatlas „Illenau“ 1865)



Die Illenau hatte das Glück, in ihren Direktoren hervorragende Vertreter ihres Faches zu besitzen. Dank ihrer durch die langjährige Praxis gewonnenen Erkenntnisse über das Wesen und die Behandlung von Geisteskrankheiten, ihrem ständigen Bemühen um erfolgreichere Heilmethoden machten sie die Illenau in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zur führenden Irrenanstalt in Baden, ja zu einer der bekanntesten in Deutschland. Viele Irrenärzte des In- und Auslandes besuchten sie, um ihre Anlage und ihre Einrichtungen kennenzulernen. Andere wurden auf Tagungen und in Kursen mit den Problemen der Geisteskrankheiten bekanntgemacht. Ihr Ruf als einer der bedeutenden Heilstätten veranlaßte viele Kranke des In- und Auslandes, besonders aus den besseren Kreisen, dort Heilung zu suchen. Dieses Ansehen wurde noch gefördert durch die engen Beziehungen, welche die großherzogliche Familie zu den leitenden Ärzten unterhielt. Wiederholt besuchten ihre Mitglieder sowie andere Fürstlichkeiten die Illenau und bezeugten so ihr Verständnis und ihre Fürsorge für die Geisteskranken.

*Christian Friedrich Wilhelm Roller,*

der Gründer und erste Direktor der Illenau (1835—1878), gilt als ihr großer Organisator. Nach seinen Vorstellungen wurde die Illenau gebaut; durch vorbildliche Statuten und eine durchdachte Hausordnung gab er ihr die innere Ordnung. Doch beschränkte sich seine Tätigkeit nicht darauf: Er war der Gründer des „Südwestdeutschen Vereins der Irrenärzte“, des „Hilfsvereins für Entlassene“, Mitbegründer der „Zeitschrift für Psychiatrie“ (1844) u.a.

Über ihn schreibt sein 2. Nachfolger Schüle: „Roller war. . . . unser Vorbild durch seinen klaren großzügigen Blick aufs ganze und speziell in der Willenskraft, womit er seine Ziele trotz aller Schwierigkeiten durchsetzte“<sup>21</sup>. Und an anderer Stelle: „Durch Roller hat unsere Illenau jene Bahnen angewiesen erhalten, die sein inneres Leben vorzeichneten, die Arbeitsfreude des einzelnen, das Zusammenwirken aller schufen, ihm seine Stellung nach außen erlangen. Und nicht genug: Auch die Beziehungen Illenaus zu den übrigen Anstalten, dessen Geltung im Rat der Kollegen Deutschlands war Rollers Werk.“<sup>22</sup>

Lebensdaten: 1. 11. 1802 geb. in Pforzheim  
 1822 — 1825 praktischer Arzt in Pforzheim  
 1827 Assistenzarzt an der Irrenanstalt Heidelberg  
 1835 Direktor der Heidelberger Anstalt  
 1842 Direktor der Illenau  
 4. 1. 1878 gest. in Achern

Werke:

Die Irrenanstalt in allen ihren Beziehungen. Karlsruhe 1831.  
 Grundsätze für Errichtung neuer Heilanstalten, 1838.  
 Psychiatrische Zeitfragen. Berlin 1874, u.a.

21 F. Brandt, Das goldene Jubelfest von . . . H. Schüle, Achern 1913, S. 25

22 H. Schüle, Festrede, in: Festschrift zur Feier des 50. Jubiläums der Anstalt Illenau, Heidelberg 1892, S. 9

Lit:

Ch.F.W.Roller, in: Badische Biographie 3.T.1881, S.132—134.

M.Fischer, Ch.F.W.Roller, in „Mein Heimatland“ III. Bad.Köpfe 24./H. 3 1937.

M.Fischer, Ch.F.W.Roller, in: Deutsche Irrenärzte, Bd. 1/1921.

Ch.F.W.Roller, in: Biogr. Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker 4.Bd. 1932

Rollers Nachfolger (1878 — 1889) *Karl Hergt* gilt mit seiner psychischen Heilmethode als der große Therapeut der Illenau. Von ihm schreibt Schüle: „Die unvergeßliche Pflichttreue Hergts, der nur für die Kranken lebte, seine unerschöpfliche Güte und Geduld, die Gründlichkeit, mit der er die verwickeltesten Krankheitsfälle zu entwirren und aufzuklären verstand, seine umsichtige, jedes somatische Symptom genau beobachtende Therapie und vor allem die Weise seines Umgangs mit den Kranken, faszinierten uns, und wir bemühten uns redlich, ihm nachzueifern.“<sup>23</sup>

Lebensdaten:

2. 11. 1807 geb. in Tauberbischofsheim. Ursprünglich Apotheker

1835 Assistenzarzt an der Irrenanstalt Heidelberg

1842 Übersiedlung in die Illenau

1878 Direktor

23. 11. 1889 gest. in Achern

Lit:

Karl Hergt, in: Badische Biographie 4.T. 1891, S. 177—185

H.Schüle, Karl Hergt, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 47.J. 1891, S.199—209

F.Dor, Karl Hergt, in: Edle Männer unserer Heimat, Karlsruhe 1920

M.Fischer, Karl Hergt, in: Deutsche Irrenärzte B. 1,1921

Karl Hergt, in: Biograph. Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker 3. Bd. 1931

*Heinrich Schüle*, der die Illenau nach Hergts Tod leitete (1890 — 1916), war der Wissenschaftler unter den Direktoren der Illenau. Er verstand es, unter Beibehaltung der bewährten Illenauer Traditionen die Anstalt in ihren Einrichtungen und Heilmethoden den Forderungen der modernen Psychiatrie anzugleichen. Auf ihn geht die Neugründung des Hilfsvereins für entlassene Geisteskranke 1906 zurück; ebenso unterstützte er die Bemühungen der Trinkerheilstätte in Renchen. Trotz vieler Berufungen auf Lehrstühle von Universitäten und zur Leitung neuer Irrenanstalten blieb er der Illenau treu. Er war Ehrenmitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften des In- und Auslandes.

Seine Illenauer Ärzte kennzeichnen seine Tätigkeit:

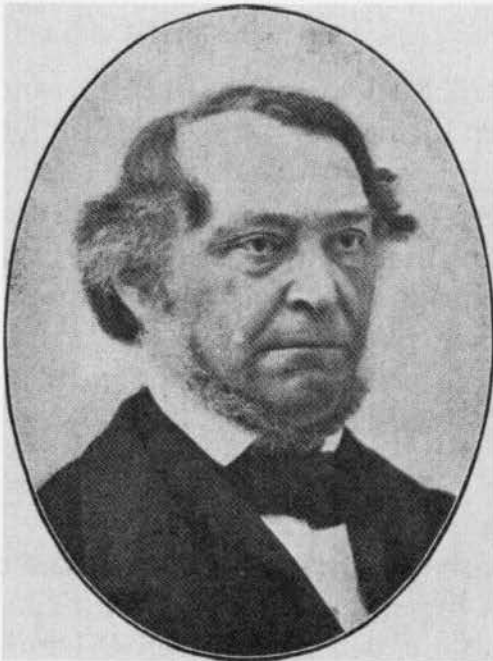
„In unermüdlichem Wirken hat er uns das kostbarste Erbe der alten Irrenärzte überliefert und den Geist wahren Mitgefühls für die uns anvertrauten Kranken, das Ideal einer hingebenden individualisierenden psychischen Behandlung in überzeugender Verkörperung vorgelebt“. Außerdem rühmen sie „sein persönliches Bedürfnis nach wissenschaftlichem Erkennen, das unablässige Bestreben, alle neuen Gesichtspunkte der fortschreitenden Spezialforschung an seiner umfassenden klinischen Erfahrung und seinen früher erkannten nosologischen (die Krankheitslehre betreffend) Fundamentalsätzen zu prüfen

---

23 F. Brandt, Das goldene Jubelfest, Achern 1913, S. 25



*Christian Friedrich Wilhelm Roller*



*Karl Hergt*



*Heinrich Schüle*

sowie die modernen Errungenschaften der allgemeinen Medizin . . . zu verfolgen.“<sup>24</sup>

Lebensdaten:

28. 8. 1840 geb. in Freiburg

1863 Hilfsarzt in der Illenau

1890 Direktor

9. 12. 1916 gest. in Achern

Werke: Handbuch der Geisteskrankheiten 1878 u.a.

Lit.:

Das 40jährige Dienstjubiläum von Herrn Geheimrat Dr. Schüle. Achern 1903.

Der 70. Geburtstag von Geheimrat Dr. Schüle. Achern 1910.

F.Brandt, Das goldene Jubelfest von Herrn Direktor Geheimrat Dr. H. Schüle. Achern 1913.

Festnummer der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und Psychisch-Gerichtliche Medizin zum 50. Dienstjubiläum des Herrn Geheimrat Schüle in der Illenau. Berlin 1913.

H. Fischer, H. Schüle, in: Biogr. Lexikon der hervorragenden Ärzte der letzten 50 Jahre, herausgegeben von J. Fischer, München-Berlin 1962. — M. Fischer, H. Schüle, in: Deutsche Irrenärzte Bd. 2. Berlin 1924.

*Ernst Thoma*, der Nachfolger von Schüle, stand von 1917 — 1929 der Anstalt vor, in den schweren Jahren des Endes des ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit mit ihren großen finanziellen und wirtschaftlichen Sorgen. Thomas Verdienst war es, die Illenau durch all diese Fährnisse hindurchgeleitet zu haben, so daß die Illenauer Tradition nicht abgebrochen und der Ruf der Anstalt nicht beeinträchtigt wurde. Er richtete die offene Fürsorge der Illenau ein.

Lebensdaten:

25. 9. 1863 geb. in Wiesbaden

1893 Hilfsarzt in der Illenau

1917 Direktor, 1929 pensioniert.

13. 4. 1940 gest. in Achern

*Hans Römer*, der letzte der Direktoren (1929—1940), bemühte sich um die sozialen Aufgaben der Psychiatrie. Durch ihn wurde vor allem die Arbeitstherapie in der Illenau gefördert. Römer verteidigte das Lebensrecht der ihm anvertrauten Patienten gegen die Forderung des nationalsozialistischen Staates, daß „lebensunwertes Leben“ zu beseitigen sei. Als er aus Gewissensgründen nicht bereit war, Geisteskranke zur Vergasung freizugeben, legte er sein Amt 1940 nieder und ließ sich pensionieren.

Lebensdaten:

2. 8. 1878 geb. in Pfrondorf (bei Tübingen)

1906 Hilfsarzt in der Illenau

1918 Oberarzt an der Anstalt Reichenau

1922—1929 Obermedizinalrat im Minist.d.Innern, Referent für das gesamte Gesundheitswesen in Baden

1929 Direktor der Illenau

1940 pensioniert

30. 11. 1947 gest. in Karlsruhe.

---

24 F. Brandt, Das goldene Jubelfest, Achern 1913, S. 30



Als Beauftragter des Ministeriums d. Innern führte 1940 *Arthur Schreck*, der damalige Leiter der Anstalt Rastatt, die Auflösung der Illenau durch.

Damit endete die segensreiche Tätigkeit dieser einst angesehenen und bedeutenden Heil- und Pflegeanstalt für die Geisteskranken.

Die Entwicklung der Illenau unter den genannten Direktoren vollzog sich nach Römer<sup>25</sup> in 3 Stadien: das erste, die Zeit Rollers und Hergts war mehr eine Zeit grundlegender und bahnbrechender Organisation. Im 2. Stadium wurde unter Schüle und Thoma die psychiatrische Wissenschaft weiter entwickelt. Als Aufgabe für das 3. Stadium ergibt sich die Mitarbeit an den sozialen Aufgaben der Psychiatrie, die Notwendigkeit der Fürsorge für die Geisteskranken. Diese Aufgabe wurde später von den staatlichen Gesundheitsämtern übernommen.

### *Die Illenauer Familie*

Nach der Eröffnung der Illenau ging Roller daran, das Leben in der Anstalt zu ordnen. Zu diesem Zweck arbeitete er ein Statut<sup>26</sup> aus, das die Aufgabe und die Mittel der Illenau beschrieb sowie das Verfahren über die Aufnahme und Entlassung der Kranken festlegte. Hinzu kam eine Hausordnung, die die Grundsätze für ihre Behandlung, ihren Tagesverlauf, ihre Verköstigung u. a. bestimmte. Zwar wurden einzelne Bestimmungen im Laufe der Zeit wieder geändert. Aber die Grundgedanken blieben gewahrt. Für ihre Zeit waren sie wegen ihrer Zweckmäßigkeit und ihrer Einsichten mustergültig und wurden darum von anderen Irrenanstalten als Vorbild verwendet. Doch dieser äußere Rahmen genügte Roller nicht. Er wollte, daß die Behandlung der Kranken auch in einem bestimmten Geist erfolgte. Ihn fand er in dem Wahlspruch des englischen Sozialpolitikers Lord Ashley ausgedrückt: „Liebe, diene“. Aus dem Geist des Christentums und der Humanität wurde der Kranke als Mensch betrachtet und zwar als kranker Mensch, nicht als etwas Überflüssiges und Lästiges oder gar als lebensunwert. Der Patient war für den Arzt nicht „ein Fall“ sondern ein Mensch, dessen seelische und geistige Beschaffenheit ebenso berücksichtigt werden mußte, wie der medizinische Befund. Der Ort, wo der Mensch sich geborgen fühlt, ist die Familie. Da der Pflegling aus seinem häuslichen Bereich herausgenommen wurde, sollte ihm nach Rollers Willen die Illenau zur neuen Heimat und ihre Angehörigen zur Familie werden. Die *Illenauer Familie* umfaßte alle, die in der Anstalt lebten und arbeiteten, Ärzte, Pflegepersonal, Dienstpersonal sowie die Kranken. Zwischen allen sollte nach Roller ein Vertrauensverhältnis bestehen, da dadurch die Heilung der Patien-

25 Rede Römers am 21. 9. 1932 aus Anlaß des 90jährigen Bestehens der Anstalt. GLA 65/11731 Chronik der Anstalt Illenau von 1903 an.

26 GLA 233/31278: Statut v. 18. 10. 1843, Statut v. 21. 3. 1865, Statut v. 31. 12. 1891. Sämtliche Statuten wurden durch die Verordnung vom 30. 6. 1910 aufgehoben und durch die Irrenfürsorgeverordnung ersetzt (Gesetzes- u. Verordnungsblatt Nr. XXII, S. 303 ff.

ten stark gefördert wird. In seiner Rede zum 70. Geburtstag von Direktor Schüle hat sein Nachfolger in der Leitung der Anstalt, Thoma, diesen Illenauer Geist charakterisiert:

„Wohl gibt es moderne Anstalten, aber eines haben wir in Illenau, was uns nicht so leicht nachgemacht wird. Ich meine eben diesen Geist der Humanität, der hier alles durchweht, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen, das jeder einzelne Angestellte und Kranke empfindet und dem sich niemand auf die Dauer entziehen kann, das Gefühl, daß der einzelne nicht als Nummer, sondern als Mensch angesehen und behandelt wird, so daß sich jeder zu Hause fühlen kann.“<sup>27</sup>

### *Der ärztliche Dienst*

Als die Illenau 1842 eröffnet wurde, standen drei Ärzte zur Behandlung der Kranken zur Verfügung: Roller als Direktor, Hergt als erster und Franz Fischer als dritter Arzt. Mit der Zunahme der Patienten mußte ihre Zahl vermehrt werden. Sie betrug 1864 einschließlich des Direktors sechs, um 1900 acht, seit 1904 neun und 1940 bei der Schließung der Anstalt elf Ärzte. In der Anfangszeit kamen auf einen Arzt (ohne Direktor) etwa 100 Kranke, später durchschnittlich 80, 1940 etwa 70.

Die Leitung des ärztlichen Dienstes lag in den Händen des Direktors, der jeden Tag eine der Abteilungen besuchte. Jeder von diesen stand ein Arzt vor, der von Assistenz- und Hilfsärzten unterstützt wurde. Nach der Morgenvisite kamen alle Ärzte in der Anfangszeit täglich, später 3—4mal in der Woche im Konferenzzimmer zusammen, um dem Direktor über ihre Abteilungen zu berichten, Neueingänge zu besprechen und gemeinsam deren Behandlung zu überlegen, aber auch, um Fachfragen zu diskutieren. Diese gemeinsamen Beratungen erwiesen sich als sehr zweckmäßig, da die meisten der Ärzte ihrer längeren Zugehörigkeit zur Anstalt wegen über eine große Erfahrung und ein umfangreiches Fachwissen verfügten. So bildete sich eine *Illenauer Schule* heraus mit eigenen Anschauungen und Methoden in der Heilbehandlung der Kranken. Da die Ärzte in der Anstalt wohnten, waren sie jederzeit erreichbar, wenn die Umstände es erforderten. Eine umfangreiche Fachbibliothek stand ihnen zur Weiterbildung zur Verfügung.

Seit 1867 hatte die Anstalt eine Apotheke<sup>28</sup>, welche die Medikamente herstellte bzw. besorgte. Vordem wurden sie von der Apotheke in Achern bezogen.

Zahlreiche Ärzte, die später führend auf dem Gebiet der Psychiatrie waren, gingen aus der Illenauer Schule hervor. Dazu gehörten Franz Fischer, der 1850 zum Leiter der Pforzheimer Anstalt ernannt wurde, Bernhard Gudden, der

27 Der 70. Geburtstag von Herrn Geheimrat Schüle, Achern 1910, S. 30 ff.

28 W. Zimmermann, Geschichte der Apotheke der Badischen Heil- und Pflegeanstalt Illenau, in: Mitteilungen der Vereinigten deutschen Anstalts- und Krankenhausapotheken 5, 1932.

1855 die Leitung der bayrischen Irrenanstalt in Werneck übernahm und 1886 zusammen mit König Ludwig II. im Starnberger See ertrank, Richard von Krafft-Ebing, der Wiener Psychiater, u. a.<sup>29</sup>.

### *Die religiöse Betreuung*

Roller war der Ansicht, daß zur Heilung der Geisteskranken nicht nur medizinische Mittel angewendet werden sollen, sondern auch jene, die auf Geist und Seele einwirken. Darum wies er auch der Seelsorge ihren Anteil am Heilungsvorgang zu.

So schrieb die Hausordnung von 1862 vor, daß für die einzelnen Abteilungen gemeinsame Morgen- und Abendandachten gehalten, daß vor jeder Mahlzeit Tischgebete gesprochen, außerdem im Tagesverlauf Stunden zur religiösen Unterweisung festgesetzt werden.

Jede der beiden großen christlichen Konfessionen hatte einen amtlich angestellten Pfarrer, der in der Anstalt wohnte. Seine Seelsorgetätigkeit erstreckte sich nicht nur auf die Kranken, sondern auch auf das Personal seines Bekenntnisses. Die altkatholischen Kranken betreute der Pfarrer der altkatholischen Kirchengemeinde Offenburg und die mosaischen Glaubens der Rabbiner von Bühl. Im Gottesdienst und in privaten Aussprachen bot sich ihnen die Möglichkeit, auf die Kranken einzuwirken. Für den Gottesdienst stand die Anstaltskirche zur Verfügung, eine Simultankirche, die 1843 für den evangelischen Gottesdienst und 1844 nach katholischem Ritus eingeweiht wurde. Einen Kirchenpatron, wie es sonst bei katholischen Kirchen üblich ist, scheint sie nicht besessen zu haben. In ihr hielten die Katholiken sonntags um 8 Uhr, die Evangelischen um 10 Uhr ihren Gottesdienst. Jede der beiden Konfessionen hatte einen eigenen Altar, eigene liturgische Gefäße, einen eigenen Mesner, während der Musiklehrer der Anstalt in beiden Gottesdiensten orgelte. Trotz dieser strengen Trennung war das Verhältnis der beiden Konfessionen zueinander gut, denn auch die Pfarrer verstanden sich als Glieder der Illenauer Familie. Große Verdienste erwarben sie sich um das geistige Leben der Anstalt, indem sie für Kranke und Personal Vorträge nicht nur über religiöse, sondern auch über kunsthistorische Fragen hielten, Lichtbilder zeigten und Theaterstücke einübten, bei denen auch die Kranken mitwirkten. 1905 wurde die Illenau in eine kath. Pfarrkuratie und im gleichen Jahr in eine evangelische Seelsorgestelle umgewandelt.<sup>30</sup>

In der Anfangszeit betreute der evangelische Hausgeistliche auch die wenigen Evangelischen in Achern und seiner Umgebung, in Bühl, Renchen und Oberkirch.<sup>31</sup> Mit Erlaubnis der Anstaltsleitung hielt er in der Anstaltskirche für sie

29 Verzeichnis der in der Illenau bis 1903 tätigen Ärzte, in: F. Brandt, Illenau, Karlsruhe 1903, S. 83 und 85–86.

30 Verzeichnis der in der Anstalt bis 1903 tätigen evangelischen und katholischen Geistlichen in: F. Brandt, Illenau, S. 83 u. S. 87.

31 K. L. Spitzer, Aus Acherns Vergangenheit, Heidelberg 1908.



auch Gottesdienst ab. Allerdings mußte er auf Grund des Pfarrbanns bis 1844 dem katholischen Pfarrer von Achern als dem zuständigen Standesbeamten die Taufen, Aufgebote und Beerdigungen von Evangelischen mitteilen. Infolge Überlastung des Anstaltsgeistlichen, der großen Entfernungen, aber auch der Zunahme der Evangelischen in den genannten Orten wurden dort Seelsorgestellen eingerichtet, so in Achern 1890 ein Vikariat, das 1892 zur Pastoralstelle erhoben wurde. Aus ihr entstand 1905 die evangelische Kirchgemeinde Achern. Doch war auch weiterhin für die evangelischen Angehörigen der Illenau der dortige Pfarrer zuständig, der sie traute und beerdigte und ihre Kinder taufte und konfirmierte.

1936 wurde durch Erlaß des Reichsstatthalters Robert Wagner die kath. Kirche und die evangelische Seelsorgestelle aufgehoben und die beiden Oberpfarrer in den Ruhestand versetzt. Danach übertrug das Ordinariat in Freiburg die Seelsorge für die Katholiken dem Pfarramt Oberachern als der nächstgelegenen Seelsorgestelle, während die Evangelischen vom evangelischen Pfarramt Achern betreut wurden.

Gemeinsam war auch beiden Konfessionen der schöne *Waldfriedhof* im „Illenauer Wäldele“, in dem seit 1859 die Toten der Anstalt bestattet wurden. Nach Auflösung der Illenau wurde er aufgegeben, doch dürfen auch heute noch ehemalige Pfleger und Pflegerinnen darin begraben werden. Viele Grabsteine erinnern heute noch an Kranke, die in der Anstalt Heilung suchten. Dort ruhen unter ihren früheren Pfleglingen die Direktoren Roller, Hergt, Schüle und Thoma samt ihren Angehörigen, Mitglieder alter Adelsfamilien, Ärzte, Künstler, Kaufleute, Pfleger und Pflegerinnen, die Toten der Illenauer Familie. Seit 1955 steht der Friedhof unter der Obhut der Stadt Achern.

### *Das Pflegepersonal der Illenau*

Was wäre die Illenau trotz ihrer hervorragenden Ärzte ohne das Pflegepersonal, das sich unverdrossen und unermüdlich für die Kranken einsetzte. Die ersten Wärter und Wärterinnen kamen zusammen mit den Transporten aus Heidelberg. 1844 waren es 58; mit der Zunahme der Patienten erhöhte sich ihre Zahl. Sie belief sich 1864 auf 90, 1901 auf 138, 1915 auf 177 und bei der Auflösung der Anstalt auf 221. Anfangs überwog die Zahl der Pfleger später die der Pflegerinnen. Die Oberaufsicht über sie führten im allgemeinen 2 Oberpfleger und 3 Oberpflegerinnen. Auf eine Pflegeperson kamen 1864 4,8 Kranke, 1903 3,6, 1913 3,46, 1930 3,2.

Wer unter das Pflegepersonal aufgenommen werden wollte, mußte nicht nur guten Willen und Unbescholtenheit besitzen, sondern auch eine gewisse Bildungsfähigkeit. Aus einer Anwartschaftsliste wurden die Geeigneten ausgewählt und nach Bedarf eingestellt. Während einer Probezeit führte sie eine erfahrene Pflegeperson in die Aufgaben des Dienstes ein, während ein Arzt die erforderlichen medizinischen Kenntnisse vermittelte. Danach wurde über die Einstellung entschieden. Viel wurde für die Weiterbildung des Pflegepersonals





*Eingang zum Illenauer Friedhof. Das schmiedeeiserne Tor wurde 1903 angefertigt.*

*Aufn. Peter Dölker, Achern*

getan, aber erst 1921 war es möglich, eine Pflegerschule zu eröffnen. In ihr erhielten Pfleger und Pflegerinnen während eines einjährigen Lehrganges die Ausbildung in der Krankenpflege, die mit der Staatsprüfung abschloß. 1921 und 1922 wurde in der Illenau auch das Pflegepersonal der anderen badischen Anstalten ausgebildet. Der tägliche Dienst dauerte vor dem ersten Weltkrieg lang, die Freizeit war kurz bemessen und die Anzahl der Urlaubstage nicht groß. Hinzu kamen auch persönliche Beschränkungen. So durfte ein Pfleger erst heiraten, wenn eine Planstelle frei war, während die Pflegerinnen im Falle der Heirat ihre Stelle aufgeben mußten. Die Zeit nach dem ersten Weltkrieg brachte den Achtstundentag und weitere Erleichterungen der Arbeitsbedingungen. Die Besoldung<sup>32</sup> war zufriedenstellend, allerdings für Pfleger und Pflegerinnen trotz gleicher Arbeitsleistung ungleich. So erhielten nach dem Gehaltstarif von 1908 die etatmäßigen Pflegerinnen nur 3/4 des Gehaltes und des Wohnungsgeldes der etatmäßigen Pfleger. Infolge der Preissteigerung und um den Pflegerberuf anziehend zu machen, wurden die Besoldungssätze immer wieder erhöht.

32 Über die Höhe der Besoldung und die Ausbildung des Pflegepersonals in der Anfangszeit vergl. Illenau, Karlsruhe 1865, S. 25—26.

Über die Gehaltsregelung nach dem Tarif von 1908 vgl. Heil- u. Pflegeanstalt Illenau, in: Jahresbericht der Bad. Irrenanstalten 1908, Karlsruhe 1909.

Zu dem Gehalt bekam das Pflegepersonal noch jährlich die sog. Remunerationen, einen Anteil an jenen Geldern, die von Patienten oder ihren Angehörigen als Dank für die Pflege in eine gemeinsame Kasse gespendet worden waren und die jährlich verteilt wurden. Außerdem konnte bedürftigen Pflegern und ihren Hinterbliebenen eine Unterstützung aus der Hergt-Weidmannschen Unterstützungskasse zugewendet werden. Auch um die Wohnmöglichkeiten der verheirateten Pfleger kümmerte sich die Anstaltsleitung. Für sie wurde bereits 1865 ein Wohnhaus gebaut, ein weiteres kam 1903 dazu, 1920/22 wurden zwei weitere Häuser gebaut.

Unter den Pflegern gab es verschiedene Vereinigungen, so eine Blaskapelle, einen gemischten Chor (Pfleger u. Pflegerinnen), einen Kirchenchor, einen Turnverein, die bei den Veranstaltungen der Anstalt mitwirkten.

Es war mitunter ein schwerer Dienst, den das Pflegepersonal zu leisten hatte. Schon der beständige Umgang mit Geisteskranken erforderte eine robuste Gesundheit. Ihre Unberechenbarkeit, die gelegentliche Bedrohung durch körperliche Angriffe, bei einzelnen die Neigung zur Flucht und zu Selbstmord zwangen zu ständiger Wachsamkeit und Beobachtung, die jedoch wieder so sein sollte, daß sich der Kranke nicht allzusehr in seiner Freiheit eingengt fühlte. Immer mußten sich Pfleger und Pflegerinnen daran erinnern, daß sie es mit Kranken zu tun hatten, denen sie mit Geduld und Schonung begegnen und auf die sie durch freundlichen Zuspruch einwirken sollten. Da die Pfleglinge als nicht verantwortlich für das, was sie taten und sagten, betrachtet wurden, waren ihre Beschimpfungen und Widersetzlichkeiten mit Nachsicht zu ertragen und nicht zu bestrafen. Immer sollten sich die Pfleger und Pflegerinnen der Menschenwürde der Geistesgestörten bewußt sein. Schließlich mußten sie auch darauf achten, daß mit den Mitteln des Hauses sparsam umgegangen und die Einrichtungsgegenstände schonend behandelt wurden. Bei dem autoritären Führungsstil des Hauses ist es nicht verwunderlich, daß Verstöße gegen die Hausordnung und Nachlässigkeit im Dienst streng bestraft wurden, gar wenn Kranke geschlagen wurden. Es war eine Ehre, in der Illenau Dienst verrichten und der Illenauer Familie angehören zu dürfen. Das trug wiederum dazu bei, das Selbstbewußtsein des Pflegepersonals zu erhöhen. Während des 1. Weltkriegs, als viele Pfleger zum Heeresdienst einrücken mußten, wurden auf verschiedenen Abteilungen der Männerstation auch Pflegerinnen zur vollsten Zufriedenheit der Anstaltsleitung eingesetzt.

#### *4. Die Illenau und ihre Kranken*

Vom 6. 1. bis 26. 3. 1894 weilte der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob als Patient in der Illenau. In seinem Buch „Aus kranken Tagen“ schreibt er als Wort des Abschieds von diesem Haus: „Illenau, das gefürchtete, geflohenen, verabscheute, das infamierende war mir in den Tagen des Sturmes der rettende Hafen. Es nahm mich auf in einer Zeit, da ich nicht wußte, an welcher

Klippe mein von Schwermut und Zwangsvorstellungen geplagtes Lebensschifflein scheitern würde. Es wurde dem durch heißen Wüstensand gejagten Wanderer zur Oase des Friedens, wo er die erste Ruhe, wo er Trost und Hilfe fand in der höchsten geistig-leiblichen Not.

Ich fand aber auch als Mensch hier Menschen und Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit, wie ich sie draußen in der Welt nicht oft getroffen habe.<sup>33</sup>

Solche Urteile lassen sich vermehren. Sie zeigen, welche Bedeutung die Illenau für ihre Kranken hatte.

### *Die Zahl der Kranken*

Die Entwicklung der Illenau zeigt eine ständige Zunahme der Patienten. Bei der Eröffnung betrug ihre Zahl 291 und zwar 169 Männer und 122 Frauen. 1843 belief sie sich bereits auf 314, 1846 wurde die Zahl 400 überschritten (401), 1902 die 500 (516) und 1916 die 600 (630). Bei der Auflösung 1940 war sie mit 713 Pfléglingen belegt. Diese Zahlen geben jedoch nur den Stand am Jahresanfang wieder. Tatsächlich waren sie größer, denn auch im Laufe eines Jahres wurden Kranke eingewiesen, die jedoch nur kurze Zeit zu ihrer Heilung benötigten und oft schon nach wenigen Monaten wieder als geheilt entlassen werden konnten. Bis 1854 bestand die Mehrzahl der Pfléglinge aus Männern, danach überwiegend aus Frauen. Da die Anstalt ursprünglich nur für 410 Pfléglinge bestimmt war, suchte man durch Aufstockungen im Altbau und durch Neubauten die Raumnot zu beheben. So wurde 1883 mit den Mitteln der Rollerstiftung der Rollerbau errichtet. Ursprünglich zur Heranbildung des weiblichen Pflegepersonals bestimmt, diente er zur Aufnahme von 15 ruhigen und 15 unruhigen Frauen. 1889 kamen die Krankenbaracken für die Männer und Frauen dazu. Schließlich im Jahre 1901 der Hergtbau für unruhige Frauen und im gleichen Jahr der Neubau für unruhige Männer. Da diese Bauten in unmittelbarer Nähe des Hauptgebäudes liegen, mußten sie in ihrer Bauart ihm angepaßt werden.

Die Raumeinteilung der Hauptgebäude erwies sich vielfach als nicht mehr zweckentsprechend. Das zwang zu Umbauten des Innern, so 1903 als die Beobachtungsstationen auf der Männerseite und 1906 auf der Frauenseite eingerichtet wurden.

Seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts vollzog sich im Anstaltsbau eine grundlegende Änderung. Man wandte sich von dem Typ der geschlossenen Anstalt ab und empfahl die Unterbringung der Kranken in einzelnen getrennten Häusern, in denen eine begrenzte Anzahl eines bestimmten Krankheitszustandes wohnte. Von diesem sog. *Pavillonssystem* mit seiner mehr individuellen Behandlung der Patienten erhoffte man eine bessere Heilwirkung. Dieser

---

33 H. Hansjakob, Aus kranken Tagen. Stuttgart 1. A. 1895, 6. und 7. 1925, S. 354.



Tendenz trug die Anstaltsleitung durch den Bau des Männer- und Frauenlandhauses 1902—1903 Rechnung. Sie wurden im Villenstil der damaligen Zeit abseits vom Hauptgebäude für Rekonvaleszenten erbaut, die sich bei größerer persönlicher Freiheit auf die Rückkehr in ihre Familie vorbereiten sollten. Außerdem wurde 1920 das Reymannstift eröffnet, in dem vermögliche Frauen zwar unter ärztlicher Aufsicht, jedoch nicht an eine strenge Hausordnung gebunden, wohnten. Da unrentabel, wurde es 1935 einer anderen Verwendung zugeführt. Aber all diese Maßnahmen genügten nicht, um die ständig wachsende Zahl der Geisteskranken aufzunehmen. So zählte die Illenau 1873 490 Patienten, obwohl Platz nur für 350—380 vorgesehen war. Alle Gänge der halbruhigen und unruhigen Abteilungen wie auch die Tagessäle erhielten damals Betten, die häufig alle belegt waren. So entschloß sich die Regierung, durch den Bau von neuen Heil- und Pflegeanstalten Abhilfe zu schaffen. Schon 1829 und 1830 war die aufgegebene Anstalt in Pforzheim wieder belegt worden. 1889 entstand die Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, 1905 Wiesloch bei Heidelberg, 1913 Reichenau bei Konstanz und 1934 Rastatt.

### *Die Einzugsgebiete der Illenau*

Als Landesirrenanstalt war die Illenau zunächst nur für „Inländer“ bestimmt, d. h. für Geisteskranke aus dem badischen Land. Doch konnten auch „Ausländer“ aufgenommen werden, allerdings nur für die Klasse der Pensionäre und dann nur, soweit der Platz nicht für Inländer benötigt wurde.<sup>34</sup>

So zählte die Anstalt am 1. 1. 1865 bei einem Krankenstand von 437 Patienten 43 Ausländer, davon 29 als Pensionäre und 14 der ersten Klasse. Zu den „Ausländern“ gehörten damals vor der Reichsgründung auch Bayern, Hessen, Preußen und Sachsen. Die eigentlichen Ausländer stammten aus der Schweiz (9), Frankreich (8), Holland (2), Rußland (6), Rumänien (1), Griechenland (1) und England (1).<sup>35</sup>

Aufgenommen wurden die Geisteskranken auf Antrag der Angehörigen, des Bezirksamtes, der Armenbehörde, auch des Gerichts zur Untersuchung auf den Geisteszustand, ebenso auf eigenen Antrag. Von der Aufnahme ausgeschlossen blieben auf Grund der Statuten „Idioten, Kretinen, Blödsinnige des höchsten Grades“, ferner geisteskranke Epileptiker sowie solche, die durch ihr von Krankheit entstelltes Äußere Abscheu erregten.<sup>36</sup>

Meist handelte es sich bei den Zugängen um erste Aufnahmen, doch auch um Wiederaufnahmen. So betrug die Zahl der 1. Aufnahme 1901 337, der Wiederaufnahme 141, 1914 1. Aufnahme 389, Wiederaufnahme 160.

Die Errichtung der neuen Heil- und Pflegeanstalten veranlaßte die Regierung, ihnen für die Aufnahme bestimmte Gebiete zuzuweisen. So war die Illenau seit 1910<sup>37</sup> die zuständige Anstalt für die Amtsbezirke der Kreise Baden-

34 Statut von 1865 § 7.

35 GLA 233/31277 Bericht der Budgetkommission vom 28. 9. 1867.

36 Statut 1865 § 8.

37 Verordnung v. 30. 6. 1910 Gesetzes- u. Verordnungsblatt Nr. XXIII. S. 303 ff.



Baden, Offenburg, Villingen und Konstanz (außer Radolfzell) sowie Teile des Kreises Karlsruhe. Durch die Verordnung von 1934<sup>38</sup> wurde das Einzugsgebiet auf die Amtsbezirke Karlsruhe, Ettlingen, Rastatt, Bühl, Oberkirch, Kehl und Wolfach beschränkt. Diese Verkleinerung minderte nicht das Ansehen der Illenau, denn sie blieb neben den psychiatrischen Kliniken von Freiburg und Heidelberg zuständig für die Aufnahme von frisch an Geistesstörung Erkrankten bzw. Wiedererkrankten, während Emmendingen, Wiesloch und Pforzheim Übernahmestationen von Unheilbaren waren. Die Illenau war überwiegend Heil- und Pflegeanstalt, nicht Verwahranstalt.

### *Die Einteilung des Anstaltsgebäudes*

In seinem Bestreben, der Anstalt eine systematische Ordnung zu geben, schuf Roller ein Einteilungsschema, das sowohl die Gebäude, wie auch die darin untergebrachten Pfleglinge umfaßte. Die Pflegeabteilung der Männer führte die Bezeichnung C, die der Frauen D, die Heilabteilung der Männer E, die der Frauen F. Zur Unterscheidung der Unterabteilungen dienten arabische Zahlen (E 1, F 1, usw.). Das von Roller eingeführte Schema blieb im Grunde bis zur Auflösung der Anstalt, doch wurde teilweise die Zuteilung geändert. 1901 hatte die Anstalt folgende Einteilung: Heilanstalt der Männer — E 1 und E 2 ruhige Kranke höherer Stände, E 3 die der mittleren und unteren Stände, E 4 Halbruhige, E 5 Unruhige. Dasselbe Schema galt wiederum für die Heilanstalt der Frauen und Ähnliches für die Pflegeabteilungen.

In diesem Schema spiegelt sich die gesellschaftliche Ordnung des 19. Jahrhunderts wieder, das dem gebildeten Bürgertum eine bevorrechtete Stellung zuerkannte. Das Statut von 1843 bestimmte aber, daß der Fleiß und die Aufmerksamkeit aller Beamten, insbesondere der Ärzte auf alle Kranke in gleichem Maße gerichtet sein soll.

### *Die Unterbringung der Kranken*

Jeder Kranke, der in die Illenau eingewiesen wurde, wurde je nach seinem Krankheitszustand durch die Ärzte einer bestimmten Abteilung zugewiesen. Die in ihr behandelten Patienten waren eine Gemeinschaft für sich, getrennt von den übrigen. Zur festgesetzten Zeit mußten sie aufstehen, gemeinsam die Mahlzeiten einnehmen und abends wieder zu Bett gehen. Sie halfen mit, die Wohnräume sauber zu halten, nahmen, soweit es der Zustand erlaubte, an Spaziergängen teil, besuchten Veranstaltungen usw. Dauernd standen sie unter der Aufsicht des für ihre Station verantwortlichen Pflegers bzw. Pflegerin. Zu jeder Abteilung gehörten ein Aufenthaltsraum sowie die Schlafräume, bei der 3. Klasse ein Schlafsaal; je nachdem waren auch Patienten der dritten Klasse in Zweibett-Zimmern untergebracht. Diese Räume lagen beisammen (teilweise waren die Schlafsäle in der 3. Etage) längs eines Korridors, von dem

---

38 Verordnung v. 20. 7. 1934 Gesetzes- u. Verordnungsblatt Nr. 40, S. 213.

aus sie allein betreten werden konnten. Das sogenannte *Korridorsystem* hatte den Vorteil der größeren Übersichtlichkeit und damit der besseren Überwachung. Die Ausstattung der Zimmer hing von der Klasse ab, für die der Kranke bezahlte, je nachdem aber auch von seiner mehr oder weniger starken Aggressivität.

### *Die Kosten des Aufenthalts*

Abgesehen von den Jahren des ersten Weltkriegs und der Zeit danach war die Verpflegung für alle Kranken gut und reichlich; den oberen Verpflegungsklassen wurden allerdings eine bessere Verpflegung und komfortablere Wohnmöglichkeiten geboten. Die höheren Leistungen waren aber auch mit höheren Kosten verbunden. Diese waren nicht in festen Sätzen festgelegt, sondern in sog. Aversalbeträgen, geschätzten Abfindungssummen, die sich innerhalb bestimmter Grenzen bewegten. Damit war die Möglichkeit gegeben, die Kosten individueller zu gestalten und auf besondere Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Andererseits konnten sie bei erhöhten Anforderungen auch gesteigert werden. Infolge Preissteigerungen mußten sie im Laufe der Zeit immer wieder geändert werden, aber sie bewegten sich bis zum 1. Weltkrieg in überschaubaren Grenzen.

Die Kosten der Verpflegung eines Kranken beliefen sich 1903<sup>39</sup> im Jahr auf:

Pensionäre	=	2 000,— M, je nach Ansprüchen auf Komfort
		2 500,— M bis 3 000,— M
Ausländer	=	2 500,— M bzw. 3 000,— M
1. Klasse	=	1 000,— M bis 1 500,— M
Ausländer	=	1 800,— M
2. Klasse	=	600,— M bis 800,— M
3. Klasse	=	350,— M bis 450,— M

Innerhalb dieser Grenzen war die Jahresvergütung mit Rücksicht auf die Einkommens- und Vermögensverhältnisse des Kranken oder des Zahlungspflichtigen zu bemessen. Wünschte ein Patient einen eigenen Pfleger, so war für diesen eine jährliche Vergütung von 700,— M, für eine Pflegerin 600,— M zu erheben.

Die meisten Pfleglinge gehörten der dritten Klasse an. Von den 645 Patienten am 31. 12. 1915 waren 39 Pensionäre, 96 von der ersten, 94 von der zweiten und 416 von der dritten Klasse. Folgeschwer war für die Illenau der 1. Weltkrieg, da die Ausländer sie beim Ausbruch des Krieges verließen und nach seinem Ende nicht mehr zurückkehrten. Noch verhängnisvoller war die Nachkriegszeit mit der Inflation, durch die das Kapitalvermögen von einst wohlhabenden Kranken entwertet wurde. Infolgedessen ging die Zahl der den besseren Kreisen angehörenden Patienten zurück, die in der Vergangenheit maßgeblich zum Ansehen der Illenau in gesellschaftlicher und künstlerischer Hinsicht beigetragen hatten. Aus der Illenau wurde mehr und mehr eine „Volksanstalt“.

---

39 Großherzogtl. Direktion. Die hauptsächlichsten Bestimmungen für die Aufnahme von Geisteskranken und Geistesschwachen in die Anstalt Illenau. In: F. Brandt, Illenau 1903, S. 94/95.

### *Die Behandlung der Kranken*

Die Behandlung der Geisteskranken beschränkte sich nicht bloß auf die Heilbaren, sondern auch die Unheilbaren, denn von ihnen sagt Roller: „Was an den Unheilbaren geschieht, um das tiefere Sinken zu verhüten, ist nicht minder ein Heilen als dasjenige, was bei den Heilbaren die Genesung zur Folge hat“. Für die Heilmethode selbst empfiehlt Schüle: „Keine Vielgeschäftigkeit, sondern Stetigkeit“ und Roller: „Nicht Kunst und Wissenschaft allein, Geduld muß bei dem Werke sein.“ Schüle rät weiterhin: „Ruhe dem erkrankten Gehirn, geistig und körperlich, Abhaltung aller schädlicher Einflüsse, Hinwegräumen aller Reize sowie aller erschöpfenden Einwirkungen.“<sup>40</sup>

Viele der angewandten Heilmittel gelten heute als selbstverständlich, doch nicht alle waren es für ihre Zeit. Natürlich wurden Medikamente verordnet besonders zur Beruhigung und als Schlafmittel. Bei Unruhigen wurden oft mit gutem Erfolg die Mittel der Hydro-Therapie angewendet wie Abwaschungen, kalte Packungen, Bäder, oft von mehrstündiger Dauer u. a. Einzelne mußten auch isoliert werden, besonders zur Zeit der Essenausgabe, andere forderten die Isolierung, um Ruhe zu haben. Auch die Zwangsjacke mußte bei Unruhigen und Aggressiven gebraucht werden, ebenso ihre Unterbringung in Zellen. Doch statt der Zwangsmittel suchte man vor allem dadurch zu heilen, daß man das Leben freundlich gestaltete und für Unterhaltung und Geselligkeit sorgte.

Roller legte außerdem besonderen Wert auf die Erziehung der Patienten zur Ordnung durch strenge Einhaltung der Hausordnung. Wichtigste Heilfaktoren aber waren die körperliche Beschäftigung der Kranken und geistige Anregungen, damit sie vor dem geistigen Absinken bewahrt wurden.

Wer von den Männern arbeiten wollte, konnte Holz sägen, in Feld- und Garten arbeiten, sich in den Werkstätten des Hauses betätigen oder auch in der Verwaltung mithelfen. Die Frauen konnten Gemüse putzen, Wäsche waschen und bügeln und halfen mit bei der Erledigung der Hausarbeiten. Andere beschäftigten sich mit Handarbeiten, mit Spinnen und Weben. Als 1903 die schwedische Bandweberei eingeführt wurde, fertigten mehrere von ihnen Läufer und Teppiche an.

1903 arbeiteten 80 Männer (= 30 % der Kranken) und 120 Frauen (= 39 %). Allerdings konnte nur ein kleiner Teil von ihnen als volle Arbeitskraft eingesetzt werden. Eine Entlohnung gab es nicht; doch erhielten Unbemittelte, die regelmäßig arbeiteten, als Belohnung und zur Aufmunterung monatlich 2—5 M, die sie für sich verwenden, nach Hause schicken oder für den Tag ihrer Entlassung sparen konnten. Anderen gewährte man freien Ausgang. Diese Beschäftigung übte eine gute Wirkung besonders auf die Unruhigen aus. In

---

40 Die allgemeinen Grundsätze in der Behandlung von Geisteskranken hat Roller niedergelegt in „Illenau“. Karlsruhe 1865, S. 55 f. Die vorstehenden Zitate sind entnommen aus M. Fischer, Die Entwicklung des Bauwesens der Irrenanstalten . . . S. 524.



den 20er Jahren wurde verstärkt die Arbeitstherapie durchgeführt, wonach jeder Insasse zu arbeiten hatte, z. B. durch die Anfertigung von kleinen Schachteln u. a. Doch auch die angenehmeren Seiten des Lebens wurden in den Heilungsprozeß einbezogen. Unter der Leitung von Pflegern bzw. Pflegerinnen gingen einzelne Abteilungen in den Wäldern der Umgebung spazieren. Andere unternahmen oft zusammen mit den Ärzten Wanderungen zur Hornisgrinde und zum Mummelsee, nach Allerheiligen, zum Kutzenstein usw. Jeder dieser Tage war für die Pfleglinge ein besonderes Erlebnis, gar wenn noch eingekehrt wurde. Auch die sportliche Betätigung wurde gefördert. Schon Roller hatte das Turnen für die Kranken eingeführt. Als sehr förderlich für ihren Gesundheitszustand wie auch ihre psychische Verfassung erwiesen sich die Ballspiele, die in den zwanziger Jahren mehrmals nachmittags in der Woche unter ärztlicher Leitung abgehalten wurden. Ein Billardzimmer und eine Kegelbahn waren vorhanden, und wer schwimmen wollte, durfte die Badeanstalten des Hauses besuchen. Auch die künstlerische Seite<sup>41</sup> wurde nicht vergessen. Viele Konzerte wurden veranstaltet, Theater gespielt, oft unter Mitwirkung der Kranken. Es wurde gesungen, dafür wurde 1861 eigens ein Liederbuch herausgebracht, das „Illenauer Liederbuch“. Eine sehr umfangreiche Bibliothek, die von einem der beiden Anstaltspfarrer verwaltet wurde, stand den Kranken wie auch dem Personal zur Verfügung. Vorträge wurden gehalten und Lichtbilder gezeigt, wozu besonders die Geistlichen bereit waren. Das „Illenauer Wochenblatt“ erschien von 1867—1896 und berichtete neben allgemeinbildenden Artikeln über die Veranstaltungen, Ausflüge u. a. der vergangenen Woche. Außerdem erfuhren in ihm die Angehörigen verschlüsselt, wie es ihren Kranken in der genannten Zeit erging. Bereits vom März 1848 bis Juli 1849 hatte der damalige evang. Anstaltspfarrer Fink eine kleine Zeitschrift, die „Illenauer Blätter“ herausgegeben, die jedoch nur handschriftlich verbreitet wurde.

Abwechslung brachten während des Jahres die Feste, zu denen sich immer wieder Gelegenheit bot, so das Weihnachtsfest mit der Bescherung der Ärzte, des Personals und der Kranken im Kirchensaal, Fastnacht, Ostern und Nikolaus. Dazu kamen die Geburtstage von Großherzog und Großherzogin, nationale Festtage, die Jubiläen der Direktoren u. a. Einzelne Abteilungen veranstalteten auch eigene Feste, so die Frauen im Winter das Spinnstubenfest und den Elisabethentag. Höhepunkt aber war das im Sommer begangene *Gahlenfest*.<sup>42</sup> Dabei trafen sich auf dem Platz hinter der Kirche die Ärzte, das ganze Personal sowie die Kranken zu einem fröhlichen Volksfest mit Essen und Trinken, mit Musik der Illenauer Kapelle, mit Kasperletheater, Karussell,

41 Einen Einblick in die vielfältigen Veranstaltungen von 1903 bis 1940 bietet die Chronik der Anstalt Illenau GLA 65/11731.

42 Die Witwe des 1865 in der Illenau verstorbenen Freiherrn von Gahlen vermachte der Anstalt 4 000 Taler mit der Auflage, die gemeinsame Grabstätte der beiden auf dem Illenauer Friedhof zu pflegen und jährlich am Geburtstag des Toten ein Fest für die Kranken abzuhalten. Da der Betrag in der Inflation seinen Wert verlor, fiel das Fest von 1923 bis 1928 aus. Danach lebte es allerdings in bescheidenerem Rahmen wieder auf.



Kinderbelustigung, turnerischen Vorführungen u. a. Es war das Fest der Illenauer Familie. Um die Gestaltung der Feste machten sich besonders die Musiklehrer der Anstalt verdient.

Alle diese Maßnahmen sollten dazu beitragen, daß keine Monotonie in das Anstaltsleben kam, daß in den Kranken das Bewußtsein lebte, nicht sich selbst überlassen zu sein, sondern einer Gemeinschaft anzugehören, die helfen will, die Gesundheit wiederherzustellen bzw. das Los erträglich zu machen.

Der Erfolg blieb nicht versagt. So konnten im Jahre 1901 bei einem Bestand von 497 am 1. 1. und einem Zugang von 446 im Laufe des Jahres 133 Patienten (55 Männer und 78 Frauen) als geheilt und 142 als gebessert entlassen werden. 1914 waren es bei einem Bestand von 648 und einer Neuaufnahme von 574, 59, die als genesen und 355, die als gebessert wieder in ihre Familien zurückkehren konnten.

### *Die Fürsorge für die Kranken*

#### *Die Stiftungen*<sup>43</sup>

Die Leitung der Anstalt richtete ihr Bemühen nicht bloß auf die Heilung der Kranken, sondern kümmerte sich auch um die häuslichen Verhältnisse und unterstützte die Bedürftigen unter ihnen finanziell. Diese Unterstützung gewährte sie auch denen des Pflege- und Dienstpersonals, die in Not geraten waren. Das hierfür benötigte Geld entnahm sie den reichen Spenden, die schon bald nach Eröffnung der Anstalt von zahlreichen wohlhabenden Patienten oder ihren Angehörigen als Dank für die gewährte Hilfe gemacht wurden. Die Gesamthöhe der Stiftungen belief sich vor Ausbruch des 1. Weltkrieges auf etwa 170 000 M. Das Geld war auf Zins angelegt, Liegenschaften wurden damit gekauft, auch Häuser (z. B. der Rollerbau) gebaut, die dann an die Anstalt verpachtet bzw. vermietet wurden. Die jährlichen Erträge wurden den Bestimmungen des Spenders entsprechend verteilt. Meist war damit die Pflege der Grabstätte auf dem Illenauer Friedhof verbunden. Zur leichteren Verwaltung wurden durch Regierungserlaß die einzelnen Stiftungen in Gruppen mit gleichen oder verwandten Zwecken zusammengefaßt.

*Die Weihnachtsstiftung.* Mit ihren Einkünften wurde die Weihnachtsbescherung der Kranken bestritten. Außerdem dienten die Mittel zur geselligen und musikalischen Unterhaltung sowie zu Anschaffungen für die Belehrung und Erheiterung der Patienten. Schließlich sollte von dem Geld auch den Armen in der Umgebung der Anstalt und anderen sehr armen Menschen zugewendet werden.

---

43 GLA 233/32871 Minist. d. Innern 9. 7. 1903. — Jahresberichte 1903 S. 33—34.

Bedürftige entlassene Patienten sowie ihre Angehörigen konnten Zuschüsse aus der sog. *Vereinigten Stiftung* erhalten, welche die Stiftungen Zeller, von Reischach, von Gahlen, der russischen Fürstin Bariatinski u. a. umfaßte. Anders als die obigen gewährte die *Hergt-Weidmannsche-Stiftung* Beihilfen an bedürftige Wärter und niedere Bedienstete der Anstalt sowie an ihre Hinterbliebenen, ebenso an frühere Bedienstete, die ohne eigenes Verschulden (z. B. infolge Krankheit) aus dem Dienst der Anstalt hatten ausscheiden müssen.

Die *Schülestiftung*, deren Beträge aus Anlaß des 40jährigen Dienstjubiläums von H. Schüle 1903 gespendet worden waren, wendete diese als Erziehungsbeihilfe den Kindern von bedürftigen Patienten zu, die in der Anstalt weilten oder ehemals darin waren. Dem Bau eines Hauses zur Ausbildung der Wärterinnen sollte die *Rollerstiftung* dienen, deren erste Beträge 1852 aus Anlaß des 25jährigen Dienstjubiläums von Roller gesammelt wurden. Mit den Geldern der Stiftung wurde 1883 der Rollerbau errichtet.

Der Förderung der Psychiatrie diene die *Reymann-Diffené-Stiftung* (1890). Aus ihren Mitteln sollten Stipendien an Ärzte der Anstalt verliehen werden, die zu ihrer weiteren Ausbildung Reisen unternehmen wollten. Schließlich sei noch die *Friedhofsstiftung* erwähnt, mit deren Geldern der Illenauer Friedhof unterhalten, verschönert und erweitert werden sollte.

Auf diese Gelder hatte man keinen Rechtsanspruch. Die Zuschüsse wurden je nach Lage der Verhältnisse gewährt. Voraussetzung war immer die Bedürftigkeit und die Würdigkeit des Antragstellers.

### *Die Fürsorge für Entlassene*

Die Verantwortung der Ärzte für ihre Kranken endete nicht mit dem Tag, an dem sie diese als geheilt oder gebessert entlassen konnten. Zu gut wußten sie um die Gefahr der Rückfälle, wenn der Entlassene sich nicht in das häusliche Leben wieder eingewöhnen konnte, wenn er wegen seiner Krankheit Schwierigkeiten hatte bei der Beschaffung einer Wohnung oder eines Arbeitsplatzes. Mancher, der der Schwierigkeiten nicht mehr Herr wurde, schied freiwillig aus dem Leben. So dachte Roller schon früh daran, einen Verein zu gründen, der sich der Entlassenen annehme und sie unterstütze. Aber erst 1872 kam es auf Betreiben Rollers und Fischers zur Gründung des Hilfsvereins für entlassene Geisteskranke. Da dieser Verein bald wieder einging, rief ihn Schüle erneut 1906 ins Leben. Als Ziel setzte er sich, die aus der Anstalt Entlassenen mit Rat und Tat zu unterstützen, um ihnen die Rückkehr in das gewohnte Leben zu erleichtern und sie vor Rückfällen zu bewahren. Außerdem sollten die Familien jener Kranken unterstützt werden, die infolge des Aufenthaltes in der Anstalt nicht für ihre Angehörigen sorgen konnten. Zur Durchführung dieser Aufgaben wurden in den einzelnen Amtsbezirken Vertrauensleute eingesetzt. Nach 1926 dehnte der Verein seine Tätigkeit auf alle Geisteskranken aus.

### *Die offene Fürsorge* <sup>44</sup>

Das drückende Bewußtsein vieler Entlassener, in einer Irrenanstalt gewesen zu sein, das oft kränkende Gerede der Menschen über Geisteskranke, veranlaßte die Anstaltsleitung in den zwanziger Jahren zu einem weiteren Schritt in der Fürsorge für diese. In Karlsruhe, zeitweilig auch in Baden-Baden und Rastatt richtete sie Außenstellen ein. Sie waren besetzt mit einer Fürsorgeschwester aus der Illenau und einem Arzt, der wöchentlich ein- bis zweimal Sprechstunden abhielt. Ihre Tätigkeit erstreckte sich zunächst auf die Entlassenen, die sie in Zusammenarbeit mit den Behörden betreuten, aber auch auf alle zwar außerhalb der Anstalt lebenden, jedoch geistig angeschlagenen Menschen. Durch Beratung und Hilfe sollte verhindert werden, daß sie in eine Irrenanstalt überführt werden müssen. Diese Außenfürsorge endete mit der Einführung der staatlichen Gesundheitsämter.

### *Die Verwaltung der Illenau*

Ein solch großes Unternehmen wie die Illenau benötigte zur Durchführung ihrer Aufgaben eine gut funktionierende Verwaltung. An ihrer Spitze stand ein Verwalter, der zusammen mit einem Buchhalter sowie einigen Verwaltungsangestellten und -gehilfen die täglich anfallenden Verwaltungsarbeiten erledigte. Der Betrieb der Anstalt war mit hohen Ausgaben verbunden, die aus der Betreuung und Versorgung der Patienten sowie der Unterhaltung der Gebäude und sonstiger Einrichtungen herrührten. Die Einkünfte bestanden vor allem aus den Kostenbeiträgen, die die Kranken entrichteten. Ihre Höhe war jedoch nicht kostendeckend errechnet, sondern durch Verordnung festgesetzt worden und bewegte sich innerhalb eines bestimmten Rahmens. Weitere Einkünfte stammten aus den Erträgen der eigenen Wirtschaft sowie aus der Vermietung von Wohnungen u. a. Doch diese Einnahmen genügten nicht, um den Etat auszugleichen. Darum hatte schon das Statut von 1845 bestimmt, daß aus der Staatskasse Zuschüsse zu leisten sind, die den Fehlbetrag ergänzten. So konnte während der ganzen Zeit ihres Bestehens die Illenau mit einer jährlichen Finanzhilfe des Staates rechnen. Diese hatte allerdings keine feststehende Höhe, sondern wechselte Jahr für Jahr infolge der schwankenden Belegungsziffern sowie der unterschiedlichen Anforderungen für die Sachaufwendungen.

1843 Gesamtaufwand:	98 640 fl (= 169 660 M) <sup>45</sup>
Staatszuschuß:	75 955 fl (= 127 883 M)
Zuschuß pro Kopf:	218 fl (= 372 M)

<sup>44</sup> Die vorstehenden Angaben sind einer nicht datierten Rede des Anstaltsarztes Dr. Hoffer entnommen, die er im Hinblick auf die Hundertjahrfeier der Illenau 1942 hielt. Für die freundliche Überlassung des Manuskriptes sei seiner Tochter Fr. Hoffer in Freiburg verbindlichst gedankt.

<sup>45</sup> Die Angaben sind entnommen: für 1843: Illenau 1865, für 1903: Jahresberichte 1903; für 1930: Trenkle, Festschrift 1932

1903	Gesamtaufwand:	742 595 M
	Staatszuschuß:	142 333 M
1930	Gesamthaushalt:	1 563 066 M
	Personalaufwand:	1 058 906 M
	Sachlicher Aufwand:	504 160 M
	Einnahmen:	1 077 158 M
	Staatszuschuß:	485 908 M
	Jährlicher Zuschuß für einen Kranken:	613,20 M
	täglicher Zuschuß:	1,68 M

#### *4. Das Ende der Illenau*

1842 begann die Heil- und Pflegeanstalt Illenau ihre segensreiche Tätigkeit zum Wohle der Geisteskranken. 1940 — 2 Jahre vor ihrem 100jährigen Jubiläum — wurde sie auf Befehl Hitlers zusammen mit andern staatlichen Irrenanstalten geschlossen. Von seiten der Illenau gab es für diese Maßnahme keine Gründe.

#### *Die Illenau in den letzten Jahren ihres Bestehens*

1940 war die Illenau mit 713 Patienten belegt. Zu ihrer Betreuung und Versorgung standen etwa 300 Personen zur Verfügung. Einige der ruhigen besseren Abteilungen waren seit einigen Jahren nicht belegt. Dies war durch die Verarmung vieler besserer Kreise des Mittelstandes infolge der Wirtschaftskrisen verursacht, so daß es ihnen aus finanziellen Gründen nicht mehr möglich war, eine Heilanstalt aufzusuchen. Andere blieben fern, als 1933 das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ erlassen wurde, auf Grund dessen auch Geisteskranke sterilisiert werden konnten. Sie suchten, um einer Zwangssterilisierung zu entgehen, Hilfe in einem Sanatorium oder ließen sich zu Hause behandeln. Dagegen waren die unruhigen Abteilungen zeitweise überfüllt. Zur Entlastung wurden 1934 100 Kranke in die neueröffnete Anstalt Rastatt überführt. Eine dauernde Raumnot bestand nicht, da durch Um- und Neubauten genügend Platz zur Unterbringung und zur Behandlung geschaffen worden war.

Seit 1929 lag die Leitung der Illenau in den Händen von Hans Römer, der die Anstalt im bewährten Illenauer Geist führte und zusammen mit einer Anzahl tüchtiger Ärzte bestrebt war, neuere Erkenntnisse und Methoden in der Behandlung der Patienten anzuwenden. Schon früher hatte man, um den Gefängnischarakter zu mindern, der den Gebäuden anhaftete, die Gitter vor den Fenstern entfernt, wo man glaubte, es verantworten zu können, ebenso die Mauern niedergelegt, die die Höfe und Gärten umgaben und durch lebende Zäune ersetzt. Zuverlässigen Kranken, besonders Rekonvaleszenten gewährte



man größere Freiheiten, ja sie durften sogar für einige Tage nach Hause in Urlaub fahren oder sich in einem Sanatorium in der Nähe erholen.

Weniger günstig war die Lage des Pflegepersonals. Durch den Beamtenabbau wurden einzelne Wärter und Wärterinnen entlassen; andere wurden der Rastatter Anstalt zugeteilt; Ersatz kam jedoch nicht nach. So waren die noch vorhandenen Pfleger und Pflegerinnen stark in Anspruch genommen. Da sie nach 1933 oft abends an Parteiveranstaltungen oder dienstlichen Besprechungen teilnehmen mußten, verblieb ihnen nicht viel Freizeit. Die Folgen zeigten sich besonders bei den kirchlichen Veranstaltungen, deren Teilnehmerzahl ständig zurückging.

Die Anstaltsgebäude waren in gutem baulichem Zustand. Durch Umbauten suchte man die Unterkünfte wohnlicher und zweckmäßiger zu gestalten.

Auch dem technischen Fortschritt trug man Rechnung. Bereits 1892 erhielt die Illenau elektrisches Licht. 1903 wurde ein neues Kessel- und Maschinenhaus gebaut, das die Anstalt mit warmem Wasser und elektrischem Licht versorgte. 1905 folgte der Bau der neuen Küche, 1925 der Umbau der Bäckerei. 1929 wurde die Fernsprechanlage neu verlegt. Der besseren Wasserversorgung diente der Bau einer neuen Wasserleitung; für die Abwasser wurde 1893/96 eine neue Kanalisation gelegt, die 1929 weiter ausgebaut wurde. Mustergültig wie früher waren auch die Landwirtschaft und die Gärtnerei. Zwar konnten sie nicht mehr alle Bedürfnisse der Küche erfüllen, so daß viel hinzugekauft werden mußte. Aber immer noch lieferten sie reichlich Gemüse, Obst sowie Milch und Fleisch, Blumen für die Anlagen u. a. und waren damit ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für die Anstalt. Vom Getreide- und Kartoffelanbau war man allerdings abgekommen, da die Erträge bei weitem nicht mehr ausreichten.

Die Finanzen waren in guter Ordnung. Dank der vielen Stiftungen und Schenkungen war die Illenau eine reiche Anstalt.

Auch den kriegsbedingten Forderungen des 1. Weltkriegs trug die Anstaltsleitung Rechnung. Damals wurden das Männerlandhaus sowie eine geschlossene Abteilung des Männerneubaus, in ein psychiatrisches Krankenhaus für deutsche Soldaten und Kriegsgefangene (Franzosen, Belgier u.a.) umgewandelt. Zu ihrer Betreuung wurden 2 Ärzte sowie einige Pfleger als Sanitäter abgestellt.

Nach Ausweis der Reichstagswahlen<sup>46</sup> vor 1933 war die Illenau kein Hort des Nationalsozialismus. Als jedoch die Partei 1933 zur Macht kam, suchten sich die meisten den Verhältnissen anzupassen.

---

<sup>46</sup> Über die Wahlergebnisse vor und nach 1933 vgl. die Angaben in der „Chronik der Anstalt Illenau von 1903 an“, GLA 65/11731

## Die Auflösung der Illenau<sup>47</sup>

Die Auflösung der Illenau war weder infolge zu schwacher Belegung erforderlich, noch aus Gründen der Zweckmäßigkeit geboten. Sie wurde vollzogen in Ausführung von Hitlers *Euthanasie-Erlass* vom 1. 9. 1939. An diesem Tag, an dem der 2. Weltkrieg ausbrach, unterschrieb Hitler ein Schreiben an den Reichsleiter Philipp Bouhler und Dr. med. Karl Brandt folgenden Inhalts: „Reichsleiter Philipp Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, daß nach menschlichem Ermessen unheilbare Kranke bei kritischer Prüfung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann.“<sup>48</sup> Der Erlass steht auf Hitlers privatem Briefpapier und enthält demnach keine Angabe, ob er ihn in seiner Eigenschaft als Reichskanzler oder als Führer der Partei erlassen hat. Sein Inhalt mit dem Hinweis auf Verantwortung und menschliches Mitgefühl sowie den verschiedenen Einschränkungen ist ein Musterstück an Heuchelei. Ziel war die Vernichtung von „lebensunwertem Leben“, wozu Hitler glaubte, das Recht und die Pflicht zu haben um des Bestandes des deutschen Volkes willen. Betroffen davon waren innerhalb des mittelbadischen Raumes Geisteskranke der Illenau, alte gebrechliche Männer und Frauen der Kreispflegeanstalt Hub bei Ottersweier und Fußbach bei Gengenbach sowie Epileptiker der Korker Anstalten. Eine gesetzliche Grundlage für den Erlass gab es nicht. Die Maßnahmen wurden geplant und durchgeführt von einigen Juristen und einer kleinen Gruppe von Ärzten in Zusammenarbeit mit dem Reichsministerium des Innern. Die Tötung jener Menschen ist nach StGB § 112 eindeutig Mord, der weder menschlich noch in juristischer Hinsicht zu rechtfertigen ist. Von einer Aufhebung der Irrenanstalten ist amtlich nirgends die Rede.

Die Maßnahmen,<sup>49</sup> die zur Durchführung getroffen wurden, liefen unter dem aktenmäßigen Betreff „Planwirtschaftliche Maßnahmen“. Zunächst schuf man eine Dachorganisation, die „Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten“ mit Sitz in Berlin. Sie wurde geleitet von einem Reichsbeauftragten, der der Führerkanzlei unmittelbar unterstellt war. Dieser Reichsarbeitsgemeinschaft unterstand die „Gemeinnützige Stiftung für Anstaltspflege“, die mit eigenem Personal in eigens dafür bestimmten Häusern die Tötungen

47 Die folgenden Angaben wurden vor allem entnommen dem Bericht des Untersuchungsrichters Dr. Rappenecker von der Staatsanwaltschaft Freiburg/Br. Akten 1 KS 5/48 und den Eintragungen in der „Chronik der Anstalt Illenau“. Sie wurden ergänzt durch Mitteilungen verschiedener Pfleger und Pflegerinnen aus jener Zeit, denen ich für ihre Auskünfte verbindlichst danke.

Lit.: R. Henkys, Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen. Stuttgart, Berlin 1964. — Fr. K. Ksul, Die Psychiatrie im Strudel der „Euthanasie“. Frankfurt/Main 1979. — M. Broszat, Der Staat Hitlers. dtv-Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts Bd. 9. München 1969. — Die Ermordeten waren schuldig. Amtliche Dokumente der Direction de la Santé Publique der franz. Militärregierung. Baden-Baden o.J.; übersetzt von Viktoria von Bülow.

48 Der Text wurde verschiedentlich veröffentlicht, u. a. in „Medizin ohne Menschlichkeit“. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses, hrsg. und kommentiert von A. Mitscherlich und F. Mielke. Fischer-Bücherei Bd. 332. Frankfurt/Main 1960. S. 184

49 Vgl. Broszat S. 398—400, Henkys, S. 61—65

durchführte. Eine weitere Organisation, die „Gemeinnützige Krankentransportgesellschaft mbH“, holte die ausgesuchten Kranken der Anstalten ab und brachte sie in eigenen Wagen und mit eigenem Personal zu den für die Tötung vorgesehenen Häusern. Für Baden war dies zunächst Schloß Grafeneck,<sup>50</sup> ein Krüppelheim der Evangelischen Samariterstiftung in Gomadingen auf der Schwäbischen Alb (unweit Münsingen). Als hier im November 1940 infolge der Empörung der Bevölkerung die Vergasungen eingestellt wurden, gingen die Transporte nach Hadamar in Hessen. Alle Personen, die irgend etwas mit den Vorgängen zu tun hatten, waren unter Androhung schwerster Strafen zu strengstem Stillschweigen verpflichtet. Dadurch war es unmöglich, daß jemand draußen etwas Zuverlässiges von dem erfuhr, was da vor sich ging.

Die Aktion begann damit, daß die Heil- und Pflegeanstalten sowie die Kreispflegeanstalten, in Baden auch die Anstalten Herten und Kork, durch Schreiben<sup>51</sup> des Reichsministeriums des Innern vom 9. 10. 39 aufgefordert wurden, auf zugesandten Meldebögen die Namen jener Insassen — für jeden ein eigener Bogen — zu melden, die nicht arbeiteten und an bestimmten, genau aufgezählten Geisteskrankheiten litten; jene die sich seit fünf Jahren ununterbrochen in der Anstalt befanden; kriminelle Geisteskranke; schließlich jene Geistesgestörten, die nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen oder fremdrassig waren. Dazu gehörten auch die Juden, denen durch die Nürnberger Gesetze 1934 die deutsche Staatsangehörigkeit abgesprochen worden war. Da die Fragen der Meldebögen unverfänglich waren, ahnte z.B. in der Illenau niemand, daß die geforderten Angaben später die Grundlage für die Tötungen abgeben sollten.

Die ausgefüllten Meldebogen mußten bis zum 1. 12. 39 nach Berlin zurückgeschickt werden. Danach wurden sie 3 unabhängig voneinander arbeitenden Ärzten zugeleitet. Diese setzten hinter das Ja ein rotes Kreuz, wenn sie für die Tötung des Betreffenden waren, dagegen ein blaues Kreuz hinter das Nein, wenn sie die Tötung ablehnten. Teilnehmer des 1. Weltkrieges sollten von der Liquidierung ausgenommen bleiben. Einer der Gutachter war Arthur Schreck,<sup>52</sup> der Direktor der neugegründeten Anstalt Rastatt, der von 1913 bis 1934 an der Illenau tätig war. Schreck bekannte sich aus grundsätzlichen Erwägungen zur Euthanasie. Ein Obergutachter traf die endgültige Entscheidung.

Bereits am 28. bzw. am 29. 11. hatte das Badische Innenministerium den ihm unterstellten Anstalten mitgeteilt, daß eine Verlegung von Kranken durch Sammeltransporte bevorstehe. Weder war der Grund für diese Maßnahme noch der Zielort angegeben. So glaubte man in der Illenau, daß der Grund

---

50 Grafeneck war ursprünglich ein Jagdschloß der Herzöge von Württemberg, das Herzog Karl Eugen für seine Frau Franziska von Hohenheim hatte umbauen lassen. Seit 1929 gehörte es der Evang. Samariterstiftung. Am 14. 10. 1939 wurde es vom Landratsamt Münsingen beschlagnahmt.

51 Rappenecker S. 27

52 Rappenecker S. 34—39



hierfür in den Vorbereitungen für den Westfeldzug zu suchen sei, zumal bereits im Oktober und November Sanitätseinheiten<sup>53</sup> einquartiert waren. Am 5./6. 12. weilten Regierungsdirektor Sprauer, der Leiter des Gesundheitswesens im Badischen Innenministerium sowie Obermedizinalrat Schmelcher in der Illenau zur Vornahme der jährlichen Dienstprüfung.<sup>54</sup> Wahrscheinlich haben sie bei dieser Gelegenheit Römer von dem Führerbefehl in Kenntnis gesetzt, daß Geisteskranke beseitigt werden sollen. Römer scheint von Anfang an nicht gewillt gewesen zu sein, an der Durchführung dieses Befehls mitzuwirken. In der nächsten Zeit setzte er sich mit einigen Direktoren von Irrenanstalten<sup>55</sup> in Verbindung wegen dieser Angelegenheit, doch konnte er keine einheitliche Stellungnahme erreichen. Außerdem schlug er Sprauer vor, die Illenau als Nervenklinik<sup>56</sup> ähnlich denen von Heidelberg und Freiburg für den mittelbadischen Raum zu bestimmen. Doch Sprauer lehnte diesen Vorschlag als aussichtslos ab. Am 28. 1. trat Römer einen Krankheitsurlaub<sup>57</sup> an.

Etwa 2 Monate nach Absendung des Meldebogens erhielten die Irren- und Kreispflegeanstalten ein Schreiben des Badischen Innenministeriums, daß die Verlegung von . . . Kranken am . . . durch die Gemeinnützige Krankentransport mbH erfolge. Der Ort, wohin die Verlegung erfolgen solle, war nicht genannt. Eine vom Reichsbeauftragten angefertigte Liste mit den Namen der zum Abtransport bestimmten Insassen lag bei. Am 9. 2. ging der 1. Transport nach Grafeneck ab und zwar von der Kreispflegeanstalt Hub.<sup>58</sup> Transporte der andern Anstalten folgten. Keine Mitteilung hatte die Illenau bekommen. Da Römer abwesend war, schien es Sprauer nicht ratsam, dessen Stellvertreter in die Sache einzuweihen.

Inzwischen war Römer von seinem Krankheitsurlaub zurückgekehrt. Da traf in der Illenau ein vom 14. 5. datiertes Schreiben von Sprauer ein, das die Verlegung von 50 Kranken der Anstalt anordnete. Römer machte nun den letzten Versuch, den Abtransport zu verhindern, erreichte jedoch nur die Zusage, daß arbeitsfähige und selbst zahlende Patienten von der Liste gestrichen werden sollten.<sup>59</sup>

Am 18. 5.<sup>60</sup> fuhren die grauen Wagen der Transportgesellschaft im Hof der Illenau vor. Statt der gemeldeten 50 Patienten forderte jedoch der Transportführer die Übergabe von 75, die auf seiner Liste standen. Römer konnte trotz seines Protestes keine Änderung erreichen. Die Kranken (40 Männer und 35 Frauen) erhielten von den Pflegern und Pflegerinnen ihr Reisegepäck. Auf ih-

---

53 Chronik S. 147

54 ebd. S. 148

55 Rappenecker S. 98—99

56 ebd. S. 99

57 Chronik S. 148

58 Rappenecker S. 40

59 Rappenecker S. 100

60 ebd.; Chronik S. 148



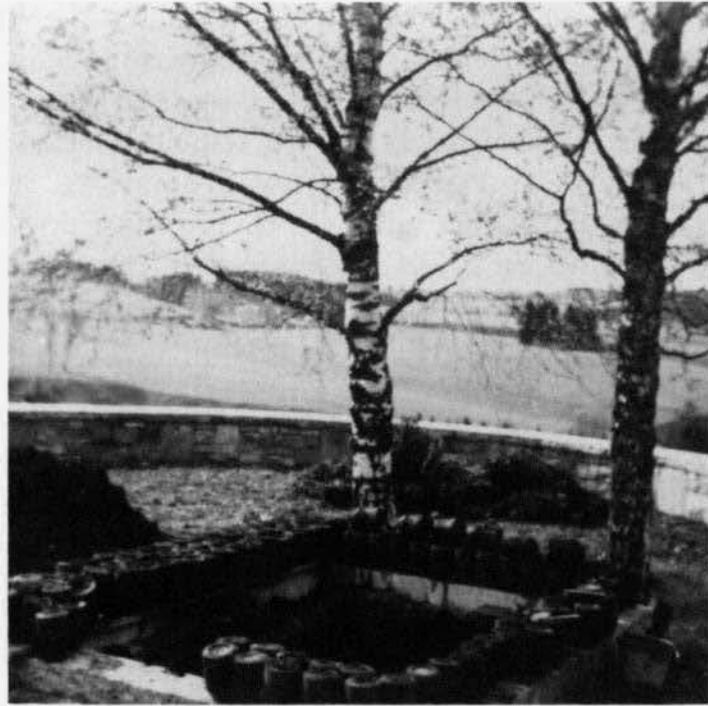
ren Rücken wurde eine Zahl geschrieben. Die in weiße Mäntel gekleideten Begleitpersonen brachten sie, wenn sie nicht freiwillig gingen, mit Gewalt in die Wagen. Die Vorhänge blieben zugezogen. Die Fahrt begann, die Kranken wußten nicht wohin. Das Ziel war Grafeneck. Dort mußten sie sich entkleiden, wurden einem Arzt zur Untersuchung vorgestellt und gingen anschließend in die als Duschaum eingerichtete Garage. Die Türen wurden geschlossen. Kohlenoxydgas strömte ein. Nach wenigen Minuten waren sie tot. Die Leichen wurden auf 2 im freien stehenden Verbrennungsöfen eingeäschert und die Urnen mit der Asche auf einem Platz in der Nähe beigesetzt. Nun aber erfuhr die Öffentlichkeit von den furchtbaren Verbrechen. Der ständig aufsteigende Rauch der Verbrennungsöfen, der Geruch von verbranntem Fleisch erregte die Bevölkerung der umgebenden Dörfer. Nachdem immer mehr genaue Nachrichten durchgesickert waren, steigerte sich die Erbitterung so sehr, daß ab November die Verbrennungen in Grafeneck eingestellt werden mußten.

Auch in die Illenau kam die Kunde. Das Standesamt Grafeneck — das Haus hatte ein eigenes — teilte den Angehörigen der Toten mit, daß ihr Familienmitglied hatte verlegt werden müssen, daß es an einer (willkürlich angenommenen) Krankheit gestorben sei und daß die Leiche wegen Seuchengefahr hatte eingeäschert werden müssen. Nun liefen bei der Anstaltsleitung Briefe ein, in denen sich die Angehörigen beschwerten, warum man ihnen nicht mitgeteilt habe, daß der Kranke verlegt werden mußte, daß er schwer erkrankt sei, daß er an einer Krankheit gestorben sei, von der sie bislang nie etwas gehört hatten.



*Der Vergasungsraum (ehem. Garage) in Grafeneck (Die Aufnahme stammt von 1962).*

*Aufn. Samariterstift Grafeneck/  
Gomadingen*



*Die freigelegten Urnen mit der  
Asche von Vergasten.  
Aufn. Samariterstift Grafeneck/  
Gomadingen*

All diese Nachrichten, die Gleichartigkeit der Fälle, der gleiche Inhalt der „Trostbriefe“ gaben Römer die Gewißheit, daß die verlegten Illenauer Patienten in Grafeneck vergast worden waren. Zugleich beunruhigte ihn aufs tiefste, daß er seine Hand zu einer verbrecherischen Sache gereicht hatte, zwar unwissend, aber eben doch mitbeteiligt. Er riet den Ärzten der Illenau, Patienten, soweit vertretbar, nach Hause zu entlassen, worüber sich die Angehörigen in Unkenntnis der Gründe verwunderten. Außerdem unternahm er einen neuen Versuch, die Anstalt zu retten. Im Einverständnis mit dem damaligen Ortsgruppenleiter von Achern, W. Moll arbeitete er einen Bericht<sup>61</sup> aus, in dem er auf die große Tradition der Illenau hinwies sowie auf ihre wirtschaftliche Bedeutung für die Stadt Achern. Für sie war die Illenau mit ihren rund 1000 Angehörigen ein wichtiger Wirtschaftsfaktor; außerdem bot sie vielen ihrer Bürger einen Arbeitsplatz. Doch hatten diese Darlegungen vom 11. 6. bei Sprauer keine Wirkung. Am 18. 6. forderte dieser Römer fernmündlich auf,<sup>62</sup> einen weiteren Transport vorzubereiten. Römer reiste nach Karlsruhe, um wegen dieser neuen Aufforderung bei Sprauer vorzusprechen. Von ihm erhielt er den Bescheid, daß der Transport auch über eine andere Anstalt geleitet werden könne; außerdem solle er bei der Auswahl großzügig vorgehen. Am 22. 6. erhielt Römer von Sprauer die schriftliche Anordnung, aus „planwirtschaftlichen Gründen“ 60 Patienten nach der Anstalt Reichenau zu verlegen. Da er niemand wußte, bei dem er sich Rat in seinen schweren Sorgen holen könne, besuchte er an einem Abend den evang. Stadtpfarrer von Achern, Herbert

61 Rappenecker S. 100

62 ebd. S. 101

Wettmann,<sup>63</sup> um mit ihm zu beraten, was er tun solle. Eingehend besprachen sie die gefährliche Situation, bei der auch die Folgen für die Familie bedacht werden mußten. Römer kam dabei zur Einsicht, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als den Rücktritt von seinem Amt zu erklären und um Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Am 28. 6. meldete sich Römer krank. Am 8. 7.<sup>64</sup> verließ er die Illenau und hat seinen Dienst dort nicht mehr aufgenommen. Am 31. 10. wurde er auf Antrag in den Ruhestand versetzt.

Nach der Krankmeldung Römers übernahm auf Veranlassung Sprauers Arthur Schreck, der Direktor der Anstalt Rastatt und danach der Direktor von Wiesloch, kommissarisch die Leitung der Illenau. Nun gab es keine Verzögerung mehr in der Räumung, keinen Widerstand gegen die staatlichen Befehle. Allerdings ging kein Transport mehr nach Grafeneck ab. Am 19. 7. fuhr einer mit 40 Männern und 40 Frauen nach Reichenau, ebenso einer am 26. 7. mit 60 Frauen. Am 2. 8. folgte einer mit 70 Männern nach Emmendingen und am 16. 8. einer mit 70 Männern nach Wiesloch<sup>65</sup>. Ob dabei Emmendingen und Wiesloch Zwischenstationen für Grafeneck bzw. Hadamar waren, läßt sich nicht mehr feststellen.

Am 17. 8. übernahm Medizinalrat Hoffer, ein Arzt der Illenau, die Vertretung der Direktion. Der Abtransport der Kranken lief weiter. 5 Transporte brachten 232 Geisteskranke nach Emmendingen und einer 17 nach Wiesloch<sup>66</sup>. So war schließlich die Illenau geleert.

Durch Verordnung vom 19. 12. 1940 wurde sie als Heil- und Pflegeanstalt gestrichen.<sup>67</sup>

Mit der Auflösung der Illenau waren 11 Ärzte, 221 Pfleger und Pflegerinnen sowie 15 Verwaltungsbeamte frei geworden. Die Ärzte wurden, soweit sie nicht zum Sanitätsdienst eingezogen waren, anderen Irrenanstalten zugewiesen. Von den Pflegern standen viele im Heeresdienst. Von dem übrigen Personal ließen sich viele in den Ruhestand versetzen, einige schieden freiwillig aus dem Dienst aus. Der Rest wurde anderen Anstalten zugeteilt<sup>68</sup>. Das bewegliche Eigentum wurde inventarisiert und verblieb zunächst am Ort. Die umfangreiche Bibliothek erhielt die Irrenanstalt Stephansfeld bei Brumath (Unterelsaß), wo sie nach dem 2. Weltkrieg als Beutegut versteigert wurde. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt<sup>69</sup>. Den Altar und das Gestühl der Anstaltskirche erwarb 1943 käuflich die evangelische Kirchengemeinde Singen bei Pforzheim.<sup>70</sup>

---

63 Brief von Dekan i.R. Wettmann vom 21. 11. 80 an den Verfasser, wofür ihm nochmals verbindlichst gedankt sei.

64 Rappenecker S. 101

65 Rappenecker S. 98

66 Chronik S. 149

67 Badisches Gesetzes- und Verordnungsblatt 22/1940, S. 103

68 GLA 237/37 803

69 Schreiben des Centre Hospitalier spécialisé de Brumath v. 8. 5. 80

70 Ev. Oberkirchenrat Karlsruhe, Illenau Kirchendienst Bd. II 4845

### *Die weiteren Schicksale der Illenau*

Lange blieben die Räume der Illenau nicht leer. Ab 1. 10. 1940 überließ das Land Baden<sup>71</sup> die staats- und stiftungseigenen Gebäude und Grundstücke dem Reich, das hier eine Schule für Volksdeutsche (späterer Name: Reichsschule für Volksdeutsche) errichtete. Das Reich brauchte keine Pacht oder Pachtzins bezahlen, übernahm aber dafür die Unterhaltungspflicht für die Gebäude. Die Schule erhielt die Einrichtungsgegenstände, den Viehbestand, die Kraftfahrzeuge, die Bestände an Wäsche usw. zur Verwendung. In die Schule sollten 420 Südtiroler Mädchen<sup>72</sup> aufgenommen werden, deren Eltern 1940 für Deutschland optiert hatten. Die ersten trafen anfangs Januar 1941 ein. Ihre Zahl soll 400—500 betragen haben. Sie wurden nach den damaligen deutschen Schulplänen unterrichtet. Da sie katholisch waren, hielt der Pfarrer von Oberachern ihnen in der Anstaltskirche auch Gottesdienst, der jedoch am 5. 10. 1941 auf Anordnung der Anstaltsleitung eingestellt wurde. Im Spätjahr 1944 wurde die Schule wieder geschlossen.

Von 1942 bis 1943 waren auch etwa 40 Polenmädchen in der Illenau untergebracht. Sie waren aus polnischen Waisenhäusern ausgesucht oder gewaltsam ihren Eltern genommen worden und sollten, da sie die Merkmale der nordischen Rasse aufwiesen (blond, blauäugig), eingedeutscht werden. Sie wurden nach Aussagen gut behandelt und gut gepflegt, durften aber nicht unter sich polnisch sprechen. Einige von ihnen kamen bei deutschen Familien in Dörfern der Umgebung von Achern unter. Nach dem Krieg kehrten die meisten wieder nach Polen zurück.

Nach dem Einmarsch der Franzosen 1945 wies die französische Besatzungsmacht den nach Deutschland deportierten Polen die Illenau als Unterkunft zu bis zu ihrer Rückkehr in ihre Heimat. Heute dient sie einer französischen Militäreinheit als Kaserne.

Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau besteht nicht mehr. Ihre zweckentfremdeten Gebäude sowie der in der Nähe liegende ehemalige Friedhof erinnern immer noch an eine bedeutende Einrichtung zum Wohl der Geisteskranken. Ihrer Verpflichtung, im Illenauer Geist den Kranken zu dienen, blieben Direktoren, Ärzte, Pflege- und Dienstpersonal bis zum Ende treu. Ob die Gebäude jemals wieder ihrer ursprünglichen oder einer ähnlichen Aufgabe zugeführt werden, ist ungewiß.<sup>74</sup>

---

71 GLA 237/37 803 Vereinbarung v. 1. 12. 41

72 H. Scholz Nationalsozialistische Ausleseschulen, S. 292

73 Die Angaben wurden dem Verfasser von einer Frau gemacht, die zu den Polenkindern gehört hatte.

74 vgl. Reg. Med. Dir. Kruse, Überlegungen nach einer Besichtigung der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern. Psychiatrisches Landeskrankenhaus Emmendingen. 1971



## Das Walzwerk — das Herzstück der Hausacher Industrie

*Kurt Klein*

Etwa nach der Mitte des letzten Jahrhunderts, besonders durch den Eisenbahnbau gefördert, kam nach und nach das wirtschaftlich-industrielle Leben auch in Hausach zur Entfaltung. Doch schon um 1740 standen oberhalb des Städtchen eine Hammerschmiede und eine Schmelze (Hochofen), in der das Eisenerz der umliegenden Bergwerke verhüttet wurde. Diese Anlage bildete den traditionellen Grundstock der Hausacher Industrie, die sich zunächst der Verhüttung der anfallenden Eisenerze (auch von auswärts) und der Verarbeitung des Eisens in der Hammerschmiede (auch Pfannenschmiede) widmete. Der Betrieb lockte sogar auswärtige Arbeitskräfte an. So zog der Pfannenschmied Michael Speckle um 1740 von Wangen im Allgäu nach Hausach. Sein Sohn Josef Anton wurde später der bekannte letzte Abt des Kloster St. Peter, Prälat Ignaz Speckle. Etwa zur selben Zeit (1743) wanderte Jakob Haselwander von Tirol in das Kinzigstädtchen ein. Einer seiner Nachfahren ist der Erfinder des Drehstrommotors, Friedrich August Haselwander.

Das Hausacher Hammerwerk, das jeweils vom Fürst von Fürstenberg verpachtet wurde, erlebte eine wechselvolle Geschichte, die nicht so sehr vom Erfolg geschrieben worden ist. Erst als der Betrieb vor der Jahrhundertwende in die Hände der Firma Wolf Netter und Jacobi überwechselte, setzte ein stetiger Auf- und Ausbau dieser industriellen Produktionsstätte ein, die aufgrund ihrer Vergangenheit, dem Alter und der Größe zum Herzstück der Hausacher Industrieentwicklung gezählt werden darf. Zunächst erwarb anfangs 1888 Fabrikant Heinrich Sohler von Altenhundem an der Lenne im Sauerland von der fürstlich fürstenbergischen Standesherrschaft für 62 920 DM das seit 1862 leerstehende Eisenhammerwerk, um darin ein Eisenblech-Walzwerk zu errichten. Mittels größerer Investitionen ließ Sohler Glüh- und Schweißöfen sowie eine Wasserturbine, die von den Fluten des Kanals getrieben wurde, einbauen. Er bot übrigens der jungen Hausacher evangelischen Kirchengemeinde auch einen Bauplatz zwischen dem Fabrikkanal und der Hauptstraße zur Errichtung einer neuen Kirche an (1890).

Doch besonders gut ist dem Fabrikanten Sohler die Kinzigtäler Luft nicht bekommen, denn am 30. 12. 1893 ersteigerte der Hausacher Privatier Friedrich

Matthias für 201 000 Mark das gesamte Walzwerk, das er allerdings nicht selbst weiter betrieb.

Als Pächter des Betriebs trat die Firma Wolf Netter und Jacobi auf, die ihren Hauptsitz in Straßburg hatte. Gleichzeitig zog im Städtchen unter der Burg der „Betriebsassistent“ Franz Rosenthal, von Gleidorf im Sauerland/-Westfalen kommend, auf, um dann ab 1895 als „Betriebsführer“ und in späteren Jahren als „Werksdirektor“ dem Eisenblech-Walzwerk vorzustehen. Zusammen mit seiner Gattin Berta, geb. Adolph bewohnte er das sogenannte Herrenhaus, das bereits um 1760 von den beiden früheren Besitzern des Hammerwerkes, Salzherr Georg Heinrich Oschwald und Rittmeister Ott aus Schaffhausen, für die „Herren“ als Wohnung und Arbeitsstätte gebaut worden war. Zum Anwesen des Herrenhauses gehörte nicht nur ein herrschaftlicher Park, sondern auch eine Scheune und Stallungen, in denen neben Kühen auch zwei Pferde zum Reiten für den Herrn Direktor im Futter standen.

Mit Datum vom 24. Mai 1899 geht das Werk mit einer Kaufsumme von 190 000 Mark aus den Händen von Friedrich Matthias und seiner Frau Bertha in den Besitz der Firma Wolf Netter und Jacobi OHG mit dem Sitz in Straßburg über. Die Käufer waren angesehene Juden, die nicht nur in Straßburg, sondern auch in Finnentrop/Sauerland, Attendorn und Berlin Fabriken besaßen. Sie formten das traditionsreiche Hammerwerk in einen modernen Industriebetrieb um.

Übrigens saß bereits von 1797 bis 1800 ein gewisser Louis Drion von Straßburg auf dem Hausacher Hammerwerk. Das Walzwerk nahm schon um die Jahrhundertwende eine besondere Stelle im öffentlichen Leben des Städtchens ein. Nicht nur, daß es vielen Männern Arbeit und Brot gab, es wirkte auch auf das kulturelle Leben ein. So legte sich der schon bestehende Männergesangverein Liederkranz 1875 noch den Namen „Gesangverein Walzwerk“ zu, um dadurch auch die finanzielle Unterstützung des Betriebes zu genießen. Noch heute existieren Gesangsbücher, die den Stempel tragen „Wolf Netter und Jacobi“. Die Fahne des Vereins, die am 12. September 1897 geweiht wurde, stifteten die Betriebsherren Netter und Jacobi. Auf dem Banner umrankt das Hausacher Wappen folgender Spruch: „Sind wir von der Arbeit müde — ist noch Kraft zu einem Liede.“ Aber auch die Hausacher Musiker durften sich der Wertschätzung durch die Werksleitung erfreuen, traten sie doch als „Vereinigte Walzwerk- und Stadtkapelle“ auf. Immer wieder wurde die Produktion durch Verbesserungen und Neuerungen im Werk erhöht. So konnte 1906 eine neue Turbine eingebaut und im Jahr darauf ein Umbau der Wasserkraftanlage vorgesehen werden. Allerdings war dazu die Vermehrung der Wassermenge notwendig. Später folgte ein erneuter Einbau einer Turbine mit einer selbsttätigen Überfallklappe und eine Verbreiterung des Kanals (1913). Gerade die Sorge um den geregelten Zu- und Abfluß der Wasserkraft brachte das Werk von Zeit zu Zeit mit den anderen Wassernutzern am Kanal, wie z. B.

den Drechsler-Seeholzer, den Stadtmüller oder den Säger-Streit in Auseinandersetzungen, die aber meist gütlich beigelegt wurden. Noch kurz vor Kriegsende im Mai 1918 ließ man der Belegschaft einen neuen Wasch-, Bade- und Ankleideraum errichten. Bald nach Kriegsende kam ein großes Schwungrad und eine neue Walzenstraße in den aufstrebenden Betrieb. Am 2. Juni 1924 tauchte der Name „Firma Netter und Jacobi, Maschinenfabrik und Eisengießerei“ auf. Im gleichen Jahr wurde auch die bisherige Zwillingsturbine durch eine Zweikammerturbine Bauart Voith ersetzt.

Nicht lange nach dem ersten Weltkrieg klopfte ein junger Mann, Joseph Uhl, an das Zimmer des Direktors Rosenthal im Herrenhaus, um nach Arbeit nachzusehen. Zuvor hatte er als „Kiehbue“ und Knecht im Langen- und Übelbach beim „Thesenbur“ und auf dem „Allgaierhof“ sein kärgliches Brot verdient. Jetzt, um Martini, wollte er seinen Herrn wechseln. „Junge,“ entgegnete ihm der Chef, „wenn die Vögel wieder pfeifen, dann haust du doch wieder ab . . .“ Er stellte ihn aber trotzdem ein, auch wenn er dachte, daß der Bauernknecht nur ein gutes Winterquartier suchte. Doch der „Uhl-Sepp“ hielt dem Werk über 45 Jahre die Treue.

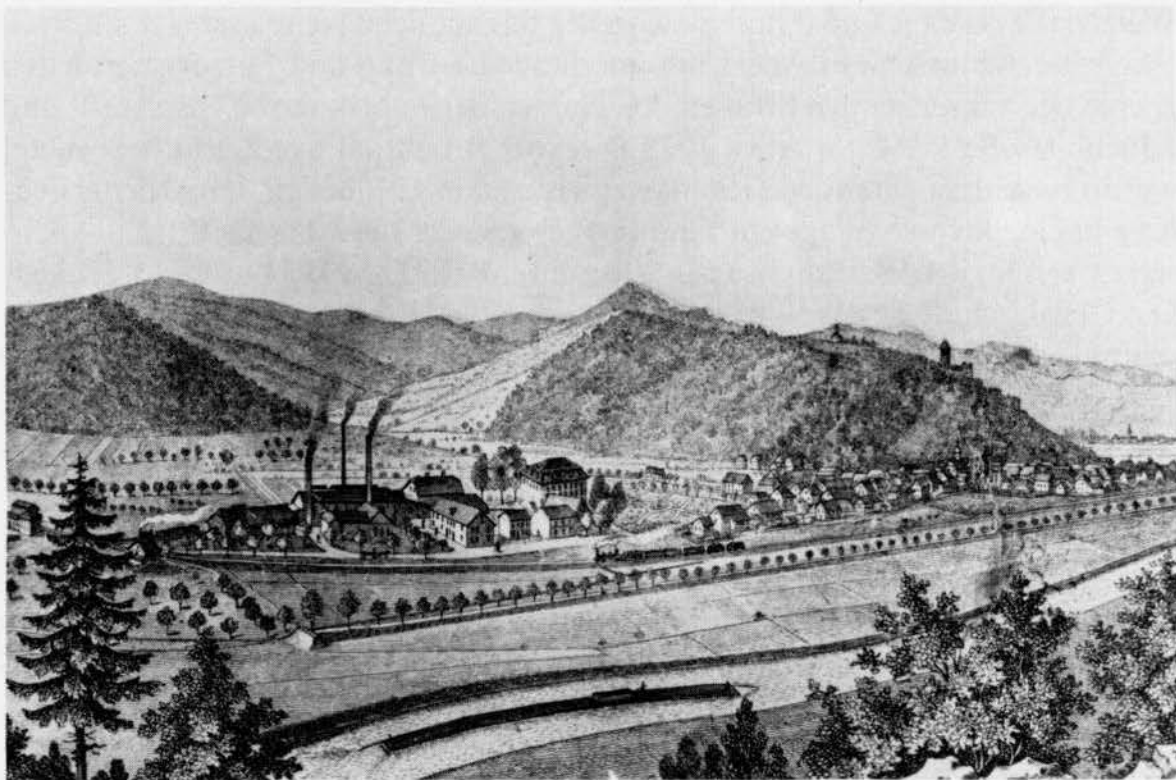
Er erinnert sich noch, wie in einem Gasgenerator das Gas für die Glühöfen erzeugt wurde (1921) und diese technische Errungenschaft in Konkurrenz zu den schon bestehenden Koksöfen trat. Aus den Rückständen dieser Wärmeerzeuger suchten die Kinder noch brennbare Koksstücke. Das schon erwähnte große Schwungrad gehörte zu einer neu installierten Dampfmaschine, die zusätzlich Kraft erzeugte oder den Ausfall der Wasserturbinen überbrückte. Doch Wasser wurde allzeit viel gebraucht. Deshalb hatte der „Wassergott“ Kaiser immer alle Hände voll zu tun. Durch den Einbau eines Drahtgitters vor dem Turbinenschacht wurden die Fische vor dem sicheren Tod in den Armen der Technik bewahrt.

Das Walzwerk beschäftigte so rund 80 bis 100 Arbeiter und Bedienstete. Vor allem die Fachkräfte, die Meister kamen aus dem Rheinland, aus Westfalen. An einer Walzenstraße waren sechs Mann beschäftigt: der Meister, zwei „Wärmer“, zwei „Schnapper“ und ein „Schraubenzieher“. Meist wurde die schwere Arbeit beim Blechwalzen im Akkord verrichtet, der bei einer guten Zusammenarbeit der Mannschaft einen annehmbaren Lohn einbrachte. Es wurde sogar noch eine „Walzenprämie“ bezahlt, wenn die Produktion durch die Achtsamkeit der Arbeit nicht durch einen Walzenbruch immer wieder aufgehalten wurde. Drei Walzenstraßen ließen aus den glühenden Eisenrohlingen, den „Platienen“, die lange aus dem lothringischen Dieferdingen herbeigeschafft wurden, die begehrten Blechtafeln entstehen. Verständlich, wenn unter den drei „Straßenmannschaften“ — sogar auch landsmannschaftlich — ein Wettstreit über das beste Akkordergebnis entbrannte, wenn der einheimische Meister Aberle von Kirnbach seine Leute gar noch anfeuerte: „Mir len is vu de Preiße nit unterkriege. Mir kenne au ämol ä bar Bläch meh mache!“ Die Arbeit an der Walzstraße war sehr anstrengend, dies vor allem durch die große Hitzeeinwirkung aus den Glühöfen und den glühenden Metallteilen, die an





*Zusammen mit ihren Spezialzangen, mit denen sie die glühenden Bleche beförderten, und anderen Arbeitsutensilien, ließen sich die „Walzwerkler“ zu Beginn der zwanziger Jahre mit ihren Meistern fotografieren.*



*Die Darstellung zeigt das Walzwerk (mit dem Städtchen Hausach unter der Burg) kurz vor der Jahrhundertwende. Rechts neben dem Werk steht das barocke „Herrenhaus“ mit den anschließenden Parkanlagen. Im Vordergrund schwimmt noch — im Anblick seines Konkurrenten, die Eisenbahn — ein Floß kinzigabwärts.*



den Kräften zehrte. Die alten „Walzwerkler“ trugen das Zeichen dieser jahrzehntelangen Bürde, wenn sie überhaupt das Ruhestandsalter erreichten. Deshalb erhielten sie auch einen besseren Lohn als die übrigen „Zeitarbeiter“ im Gegensatz zu den Akkordarbeitern. Die Hitze an den Walzen sorgte dafür, daß die Leber nicht trocken blieb. Aber während der kräftezehrenden Arbeit tranken die Mannen nur Tee zur Labung. Doch nach Feierabend verschmähten sie genau so wenig einen kühlen Trunk in der nachbarlichen „Eiche“, wie einst ihre Vorfahren im Werk, die trinkfesten Hammerschmiede. Verständlich, wenn so manche gemeinsam erstandene Prämie schon im Bierglas ertrank und nicht mehr über den heimatlichen Küchentisch rollte. Ab 1937 lief wohl im Zuge der Gesamtumstellung auf Gaserhitzung der Betrieb an den „Warmstraßen“ ohne Unterbrechung, so daß dauernd sechs Mann anwesend sein mußten. Deshalb gehörten von nun an immer sieben Bedienstete zu einer Walzgruppe. Der siebte Arbeiter fungierte als Ersatzmann, der einspringen mußte, wenn einer in der Kolonne ausfiel, vesperte, etwas trank o. a.

Die beiden Fabrikanten Netter und Jacobi<sup>1</sup> kamen von Zeit zu Zeit nach Hausach, um nach dem Rechten zu sehen. Nach dem Besuch des Werkes und des Herrenhauses zogen sie sich „ins Hotel“ (Bahnhof-Hotel) zurück, wo sie Quartier bezogen hatten. Die Firmenleitung zeigte auch eine gewisse soziale Einstellung gegenüber ihren Arbeitern. So wurden in den Jahren 1922 bis 1928 sechs Häuser<sup>2</sup> mit 30 Sozialwohnungen für die Bediensteten des Eisenblech-Walzwerkes erbaut und damit gleichzeitig das südliche Neubaugebiet am Breitenbach erschlossen. In Anerkennung dieser Leistung und Fürsorge erhielten je eine der angrenzenden Straßen den Namen der Fabrikherren „Netter-“ und „Jacobistraße“. Als im April 1933 Direktor Rosenthal das Zeitliche segnete, wurde zu seinem ehrenden Gedenken zwischen zwei Blöcken der Arbeitersiedlung in eine kleine Anlage ein Findling gesetzt, der die Aufschrift trägt: „Unserem ersten Betriebsführer Franz Rosenthal 1895 — 1933 zum Andenken. Die Gefolgschaft des Walzwerks.“ An seine Stelle trat sein Sohn Alfred Rosenthal, der den Betrieb bis Kriegsende leitete.

Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung im gleichen Jahr begann für die jüdischen Eigentümer Netter und Jacobi eine leidvolle Zeit, in denen sie zunehmend Schikanen und Repressalien ausgesetzt waren, so daß auch die Angst vor einer Enteignung keineswegs unberechtigt war und deshalb immer größer wurde. Allerdings mußten diese Behandlung seitens der neuen Machthaber nicht mehr die alten Fabrikanten ertragen, sondern deren Söhne, die inzwischen in die Fußstapfen ihrer Väter getreten waren. Es wurde bald ruckbar, daß das Hausacher Werk zwangsweise in andere Hände übergeben werden sollte. Unter einem gewissen Druck, aber auch im Bewußtsein der unabänderlichen politischen Lage in Deutschland, ging am 20. 4. 1938 die „Firma

---

1) Wolf Netter und Salamon Jacobi.

2) Im Volksmund wurden sie „Kolonie“ genannt.

Wolf Netter und Jacobi KAA, Berlin-Zweigniederlassung Hausach“ auf die „Firma Mannesmann, Stahlblechbau AG Berlin“ über. Es wurde erzählt, daß sich die Mannesmann AG trotz den damaligen Verhältnissen und Umständen bemühte, die Herren Netter und Jacobi gerecht abzufinden und ihnen sogar den Weg ins Ausland zu ebnen. Erwin Jacobi zog die Emigration nach England vor und kehrte nach dem Krieg verschiedentliche Male nach Deutschland zurück. Sein Geschäftsteilhaber Emil Netter konnte sich diesem Schritt nicht anschließen und zerbrach an seinem Schicksal. Nach seinem letzten Besuch in Hausach setzte er seinem Leben (1938) durch eine Kugel ein Ende, nachdem seine Firma fast ein halbes Jahrhundert bestanden und vielen Männern in der Stadt und in deren Umgebung einen sicheren Arbeitsplatz geboten hatte. In der Erinnerung der Hausacher hat der Name „Wolf Netter und Jacobi“ nach wie vor einen guten Klang, und auf der guten Tradition baute die Mannesmann AG auch nach dem 2. Weltkrieg weiter, nahm am allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung teil, der sich in der heutigen Thyssen Industrie AG — Umformtechnik fortsetzt. Dagegen haben die Hausacher Hammer Schmiede des 18. und 19. Jahrhunderts wenige hundert Meter aufwärts von ihrem traditionellen Platz in der Firma Richard Neumayer wieder ihre Nachfolger gefunden.

Als Quellen dienten: Die Hausacher Chronik von E. Bischoff, werkseigene Protokollunterlagen und die mündliche Überlieferung ehemaliger Werksangehöriger.

## Georg Schöner, ein Steinacher in Amerika

*Erich Obert*

Große Erfolge, Anerkennung und Auszeichnungen aber auch harte Schicksalsschläge und Verzweiflung waren die Wegbegleiter des Geistlichen und Dozenten Dr. Georg Schöner.

Am 21. März 1864 erblickte das „Jergli“ als drittes Kind der Eheleute Xaver Schöner und Franziska Wernet im Zinken Lachen das Licht der Welt. Der kleine Weiler wird schon 1380 als „Hoff zue Lache“ erwähnt. Von den 8 Geschwistern starben 6 im Kindesalter, während sein älterer Bruder Cyriak auch nur 33 Jahre alt wurde. Schöners Vorfahren waren einige Zeit im Einet wohnhaft und stammten vom Baberast im nahen Welschenbollenbach.

Was wir von Georg Schöner wissen, ist, gemessen an seiner Leistung als Gelehrter und Priester, nur lückenhaft und unvollständig. Dies ist bedingt durch die Vernichtung vieler Schriften und Aufzeichnungen beim Brand seines Wohnhauses im amerikanischen Brooks, ebenso durch den Verlust der lebhaften Korrespondenz, die Schöner mit einigen Steinachern führte. Briefe, Gedichte, Erzählungen wie Tagebücher, die über den Ozean in seine alte Heimat kamen, gingen infolge Unkenntnis ihres Wertes verloren. Dennoch, was noch gefunden und zusammengetragen werden konnte, sollte ausreichen, um ein ungefähres Bild dieses mit außerordentlichen Geistesgaben ausgestatteten Sohnes unserer Heimat zu zeichnen.

Dr. Schöners Leben war maßgeblich beeinflußt und geprägt von tiefer Religiosität, der Liebe zur Natur, zur Kunst und eine ungestillte Sehnsucht nach der Heimat. Als 73jähriger schreibt Schöner: „Wie würde ich mich freuen, wenn ich die Schneekapelle mit ihrer Pieta noch einmal sehen könnte, wo ich in den Schuljahren oft an ihr vorbei und nie fehlte hineinzugehen; schon als fünfjähriger Bub begleitete ich meine Großmutter bei ihrem täglichen Besuch im Schneekäpelle, das hat wohl dazu beigetragen, daß ich allem entsagte und Priester wurde.“ Auch als von der Wissenschaft anerkannter Biologe und Botaniker sowie als „Vater der Rosen“ betitelt, läßt uns der Mensch Schöner einen Blick in seine Seele tun, wenn er bekennt: „Die Gnadenmutter von der Steinacher Schneekapelle begleitet mich bei meinem Wirken, wenn ich mich mit den Rosen beschäftige. So ist es die „geheimnisvolle Rose“, an die ich denke. Wie oft wird Georg Schöner sich an die Kinderzeit erinnert haben, wo er als „s'Jergli“ an die Decke der Kapelle geschaut, um die Sinnbilder der

Lauretanischen Litanei zu ergründen, zu denen ja auch das Bild von der „geheimnisvollen Rose“ gehört.

Der Bauernsohn aus Lachen promovierte nach Abschluß seines Studiums in der Schweiz im bayrischen Eichstätt zum Dr. der Philosophie. 1888 reiste Schöner nach Frankreich in die Heimat seiner Vorfahren mütterlicherseits; sie sollen, so die Notizen Schöners, aus dem Französischen Jura stammen. Auch das Städtchen Vernet besuchte er und traf sich mit dem Maler Horace Vernet, einem Verwandten. Wenige Jahre später entstand die Novelle über die Schrecken der Französischen Revolution.

Im Jahre 1890 zog es den Steinacher Dr. Schöner nach Amerika, wo seine Tante in Pittsburg wohnte. Sie war eine Schwester seines Vaters und wurde 1828 in Lachen geboren. Sie wanderte 1850 in die „neue Welt“ aus. In St. Vincent empfing Schöner am 2. April 1892 die Priesterweihe und feierte am 17. desselben Monats in Pittsburg die erste hl. Messe. Im Herbst 1899 besuchte Schöner seine Heimat. Ein Foto aus jenen Tagen zeigt ihn mit seinem Vater; die Mutter verstarb im Frühjahr des gleichen Jahres. Missionar bei den Indianern im Staate Oregon war die nächste Station; anschließend finden wir den Kinzigtäler in Milwaukee und Rochester; dann führte ihn der Weg 1908 nach Brooks Oregon, wo er als Pfarrer tätig war. Hier erzielte Schöner hervorragende Erfolge als Rosenzüchter und als Autor eines Buches über die Geschich-



*Georg Schöner, „der Vater der Rosen.“*



se. Für seine vielbeachteten Arbeiten wurde Schöner 1914 mit der großen goldenen Medaille auf der Weltausstellung in San Francisco ausgezeichnet. Da traf ihn 1915 ein hartes Schicksal, ein Großfeuer äscherte die Kirche und das aus Holz gebaute Pfarrhaus ein. Verbrannt war seine Habe, vernichtet die vielen unersetzlichen Aufzeichnungen und Bücher, zerstört die wertvolle Arbeit vieler Jahre. Resignation und tiefe Enttäuschung über den Verlust, verbittert über das Verhalten der Menschen, am meisten jedoch über seine angeblichen Freunde. In einem wenige Wochen nach dem Brandunglück entstandenen Gedicht spiegelt sich der seelische Zustand Schöners wieder, wenn er in der letzten Strophe schreibt

Alles von mir ab sich wendet,  
Fremd blickt an mich jed' Gesicht,  
Durch den Eigennutz verblendet,  
Kennt man Lieb und Treu hier nicht.

Mehr den geistlich geistigen Idealen als dem Materiellen zugewandt, hat es Dr. Schöner scheinbar nie verstanden, aus seiner vielschichtigen Tätigkeit finanzielle Vorteile zu erzielen. Er schreibt: „Nun habe ich alles verloren, mittel- und obdachlos stehe ich da“. Zunächst ging er nach Portland. Mit wiederkehrender Energie und Schaffenskraft fand Schöner ein neues Domizil in dem auch für seine Gesundheit günstigeren Klima von Santa Barbara. Über 21 Jahre verbrachte der Mann von Lachen in dieser kalifornischen Stadt, die ihm nach Steinach zur zweiten Heimat wurde. Dieser Abschnitt sollte zum erfolgreichsten seines Lebens werden. Hier gelangte Dr. Schöner zu Ruhm und Ansehen, seine Rosenkulturen waren unerreicht und beispiellos. 2500 Sorten zählten zeitweilig seine Anlagen. Hier glückte Schöner die Züchtung der berühmten schwarzen Rose. Die amerikanische Presse würdigte seine schöpferischen Arbeiten. Dort heißt es u. a.: „Dr. Schöner ist einer der größten Züchter, die wir zur Zeit in der Welt haben. Er entwickelte 256 neue Rosentypen.“ Hollywood drehte 1935 einen Film über den Rosenvater. 1936 wurde der Sohn unserer Heimat in den Kreis der berühmten und interessanten Leute Amerikas aufgenommen.

Dr. Schöner war aber nicht nur Geistlicher und Botaniker, auch seine literarische Präsenz in den USA brachte ihm viel Erfolg. Seine Werke in Prosa und Lyrik wurden nicht nur in amerikanischen Zeitschriften publiziert. Dank seiner außergewöhnlichen Begabung für Fremdsprachen, — nach einer Notiz soll Schöner acht beherrscht haben, — erschienen verschiedene seiner Arbeiten in 6 Sprachen, darunter auch eine Erzählung über das Leben von Jesus Christus. Zu seinem im Jahre 1900 herausgegebenen Bändchen „Deutsche Weisen aus Amerika“, das an Freunde und Bekannte in der alten Heimat gerichtet war, schrieb Schöner zum Geleit: „Immer muß ich an sie denken, immer sehnen mich nach ihr. Beim Gedenken an mein Heimatdörfchen im schönen wiesengrünen und tannenumrahmten Kinzigtal im badischen Schwarzwald habe ich hier in Amerika schon manche Stunde zugebracht.“ Der ver-

storbene Kardinal Faulhaber, Erzbischof von München und Freising, würdigte in seinem Pressekommentar die Schönheit und Gepflegtheit seiner deutschen Sprache in einem fremden Land weitab von der Heimat. Von Schöners vorzüglichen Kenntnissen der lateinischen Sprache profitierten manche Studenten, die später zu den prominenten Persönlichkeiten zählten, so der amerikanische Kardinal Mundelein. Wie vielseitig und produktiv Schöners Wirken in den USA war, verdeutlicht die Studie einer amerikanischen Zeitung. Nach dieser veröffentlichte er etwa 3400 größere und kleinere Arbeiten; sie schreibt: „Es ließe sich ein Buch füllen, wollte man zusammenfassen, was Presse und Magazine über den Dichter-Botaniker veröffentlichten.“ In einem seiner letzten Briefe in die unvergessene Heimat gesteht Schöner: „Habe ich auch manche Wohltat hier im Lande empfangen, was ich dankbar anerkenne, so werde ich dennoch bis in's Herz hinein deutsch bleiben und meine alte Heimat nicht vergessen.“

Eine ehrenvolle Berufung erhielt der 73jährige an die Universität von Santa Clara, wo er als Dozent für Botanik, Biologie und katholische Literatur unterrichtete. Noch einmal widmete sich der greise Schwarzwälder mit seiner ganzen Geisteskraft dieser Aufgabe, doch das Alter forderte auch von ihm den Tribut. Ein Herzleiden zwang ihn, mehrmals das Hospital von Santa Clara aufzusuchen, auch seine Beine versagten zeitweise ihren Dienst. Dr. Schöners großer Trost in diesen Wochen waren die Krankenschwestern vom Gengenbacher Mutterhaus. Dazu meint er: „Es ist ein Stück Heimat, und ich fühle mich zu Hause.“ Dr. Schöner erholte sich nicht mehr, seine Lebensuhr war abgelaufen. Am 10. Februar 1941 starb er. Ein Botschafter friedlichen deutschen Geistes und Kultur schloß für immer seine Augen. Die sterbliche Hülle wurde entsprechend seinem Wunsche in Santa Barbara neben seiner Cousine Anna Schmidt der Erde übergeben. Anna war die Tochter der schon erwähnten Rosa Schmidt, geb. Schöner. Ein erfülltes Leben ging zu Ende, als die Furien des zweiten Weltkrieges über Europa rasten und alle Verbindungen über den Atlantik unterbrochen waren. Die Nachricht von Dr. Schöners Tod erreichte das Dorf einige Jahre später.

In dem letzten Brief, der im Herbst 1939 in Steinach eintraf, klingen seine Worte wie ein Gelöbnis, wenn er sagt: „Ich habe viel in meinem Leben gesehen, aber die Schönheit des Kinzigtales, meine Heimat, ist nirgends zu finden“. In der Treue zur Mundart sah er ein Bindeglied mit daheim, er bedauerte, „was mir in meinem hohen Alter am meisten fehlt, ist meine Muttersprache“. Bei allen Erfolgen als Gelehrter hat Dr. Schöner nie vergessen, daß er Geistlicher war. In diesem letzten Brief steht, „ich habe vieles erreicht, aber Priester zu sein war eine Gnade“. Eine nachträgliche Ehrung erfuhr Dr. Schöner in einer Bibliographie, die anlässlich des 200jährigen Jubiläums der Unabhängigkeitserklärung der USA herausgegeben wurde.

Unsere Aufgabe als Steinacher sollte es sein, die Erinnerung an Dr. Schöner als Sohn unseres Dorfes zu pflegen und an Kommende weiterzugeben.

# Armenunterstützung und Wirtschaftsentwicklung

dargestellt am Beispiel der ehemaligen Gemeinde Dinglingen 1870-1930

*Joachim Sturm*

## *Zur Geschichte*

Greifbar in seiner geschichtlichen Gestalt wird das Armenwesen in Dinglingen erstmals mit der Gründung eines Spitals (des „Lahrer Spitals“) im Jahre 1349. Es handelte sich hierbei um eine Neugründung auf dem Gebiet der Dinglinger Pfarrei, da das Lahrer Spital bereits 1259 von Walter I. von Geroldseck auf Wunsch und zum Seelenheil seiner Gattin Heilika gegründet worden war. Zwölf Arme sollten hier Nahrung und Obdach finden<sup>1</sup>. Damit begann eine Entwicklung, in deren Verlauf auch über Dinglingen ein zwar recht weitmaschiges, aber in seinen Grundfesten dennoch mit einem Mindestmass an Wirksamkeit versehenes Netz der Armenpflege gelegt wurde. In seiner Struktur kann es als ein im Laufe der Jahrhunderte wechselndes Zusammenspiel weltlicher, kirchlicher und individueller Armenpflege begriffen werden<sup>2</sup>.

## *Gesetzliche Grundlagen*

Die Entfaltung der für den Untersuchungszeitraum relevanten gesetzlichen Grundlagen erfolgte in fünf Schritten, wobei der Beginn des über 100 Jahre andauernden Vorganges etwa 1809, der Endpunkt 1925 anzusetzen ist.

Der erste Schritt zwischen 1809 und 1820, der Gründungszeit des neuen Staates Baden, war keineswegs ein tastender Versuch zur ersten Fassung des Armenwesens, sondern er stand qualitativ gleichwertig neben den vier folgenden. Gekennzeichnet war er durch die Festlegung des Prinzips der Armenunterstützung durch die Gemeinde<sup>3</sup>, durch die Schaffung eines Verwaltungsapparates (Armenpolizei, Armencommission) zur Behandlung des Armenproblems<sup>4</sup> und der Aufsicht über die kirchliche Armenpflege<sup>5</sup>. Als Vorläufer späterer Staatsverträge fand sich auch erstmals eine Übereinkunft zur Behandlung staatsfremder bedürftiger Personen<sup>6</sup>.

1 ausführlicher: Hermann Wiedtemann, 700 Jahre Lahrer Spital und Stiftskirche, Lahr 1960

2 dazu: Christoph Sachße und Florian Tennstedt, Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Stuttgart 1980, sowie: Arnold Weller, Sozialgeschichte Südwestdeutschlands, Stuttgart 1979

3 RegBl. Nr. XXII vom 2. 6. 1810

4 Beilage zum Org. Rescript, RegBl. Nr. LI vom 20. 11. 1809

5 Min. d. I., 21. 11. 1820

6 RegBl. Nr. XXXVII vom 19. 11. 1816



Der zweite Schritt vollzog sich unter einem doppelten Aspekt in den sechs auf die Julirevolution von 1830 folgenden Jahren. Zum einen wurde der Bereich der Unterstützungsbedürftigen aufgegliedert und näher bestimmt<sup>7</sup>. Dabei wurde ein besonderer Personenkreis, die Juden, ausgegliedert und an eine nichtstaatliche Unterstützungsstelle überwiesen<sup>8</sup>. Zum anderen wurden Leistungsumfang und Kostenträger genauer bestimmt.

Das dritte Entwicklungsstadium war in seinem zeitlichen Verlauf gegenüber den vorhergehenden wesentlich verkürzt, dafür aber nicht minder grundlegend durch den behandelten Gegenstand und zukunftsweisend durch den Schritt in den zwischenstaatlichen Bereich. Inhaltlich umschloß die mit Vorverhandlungen nur ein Vierteljahr dauernde Entwicklungsspanne ein einziges Übereinkommen, den „Eisenacher Vertrag“ vom 11. 7. 1853, in welchem die Verpflegung erkrankter Staatsangehöriger des anderen Landes sowie deren Beerdigung geregelt wurde<sup>9</sup>. Rund fünfzehn Jahre nach dem Bau der ersten Eisenbahn und der damit verbundenen Ausweitung des Personenverkehrs, am Anfang der Industrialisierung und der damit verbundenen Wanderungsbewegung von Arbeitssuchenden mit der Gefahr ihrer plötzlichen Verarmung im Ausland schien der Vertrag aus konkreten Anlaß entstanden zu sein. Erst 1871 wurden die in diesem Vertrag festgelegten Grundsätze und Ideen in dem diesmal für das ganze Reichsgebiet gültigen Unterstützungswohnsitzgesetz neu überarbeitet und formuliert<sup>10</sup>.

Die vierte Entwicklungsphase begann dann mit dem Landesgesetz über die öffentliche Armenpflege<sup>11</sup>, welches durch die Einführung des Unterstützungswohnsitzgesetzes ergänzt bzw. ersetzt wurde. Danach regelte man Ersatzleistungsprobleme, welche durch die Unterstützung von Ortsfremden entstanden, zweifelsfrei mit Hilfe von Verordnungen, die den Tarif der von den Armenverbänden gegenseitig zu erstattenden Armenpflegekosten und das Verfahren zur Erwirkung des Ersatzes für geleistete Unterstützung sowie die Übernahme Bedürftiger betrafen. Das gesamte Staatsgebiet war gleichzeitig damit zur Verwaltung des Armenwesens in „Landarmenverbände“ (auf Kreisebene) und „Ortsarmenverbände“ (auf Gemeindeebene) eingestellt worden.

Die letzte und fünfte Phase begann mit dem Zusammenbruch 1918 und den auf Grund des Weltkrieges entstandenen komplexen Unterstützungsproblemen großer Bevölkerungsgruppen. Die regelmäßige Hilfe für die in nahezu jeder Gemeinde zahlreich vorhandenen Kriegsbeschädigten hätte die Finanzkraft der Kommunen überfordert, so daß die Regierung am 8. 2. 1919 eine „Verordnung über die soziale Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenenfürsorge“ erließ. Damit hob man die regelmäßige Unterstützung dieser Grup-

7 Bürgerrechtsgesetz vom 31. 12. 1831, RegBl. Nr. VIII vom 17. 2. 1832 und Gemeindeordnung 1831, § 82

8 RegBl., Hauptverordnung vom 15. 5. 1833, S. 131

9 RegBl. Nr. XXIV vom 16. 5. 1854, S. 229

10 In Baden erhielt das Gesetz erst mit dem 1. 1. 1873 Geltung

11 RegBl. Nr. XXII vom 5. 5. 1870



pe auf eine höhere Verwaltungsebene, gliederte sie aus dem Armenwesen i. e. S. aus und schuf die mit dem Armenwesen nur noch in lockerer Verbindung stehende „Fürsorge“, die demjenigen Unterstützung gewährte, welcher aufgrund körperlicher und sozialer Tatbestände von der Norm abwich. Die Inflation des Jahres 1923 konnte diesen Kreis nur vergrößern. Eine neuerliche Verordnung über die Fürsorgepflicht übertrug nun den Bezirksfürsorge- und Landesfürsorgeverbänden die Fürsorge für Kriegsbeschädigte, Rentenempfänger der Invaliden- und Angestelltenversicherung, Kleinrentner, Schwerbeschädigte, hilfsbedürftige Minderjährige und Wöchnerinnen. Zuvor hatte aber die im Gefolge der Demokratisierung erlassene Gemeindeordnung die Tendenz zur Selbstverwaltung der Gemeinden verstärkt und, als ein Aspekt des Vorganges, die Verwaltung des Armenwesens abweichend vom bisherigen Rechtszustand zu einer eigenen Angelegenheit der Gemeinde deklariert und nicht mehr der Gemeinde bloß übertragen<sup>12</sup>.

### *Lage und Erwerbsstruktur von Dinglingen*

Der direkt westlich an Lahr grenzende Ort (heute Ortsteil Lahr-Dinglingen) liegt im Bereich der Schutter, wo diese aus dem Gebirge kommend in die Rheinebene tritt. An der Hauptverbindungsstraße Basel-Frankfurt und am Gebirgsrand gelegen, boten sich dem Gemeinwesen mehrere Erwerbsarten, welche im Verlauf des Untersuchungszeitraumes unterschiedlich in Anspruch genommen worden waren. Es konnte festgestellt werden, daß sich der Erwerbscharakter im Verlauf eines halben Jahrhunderts mehrmals verschoben hatte. Innerhalb des Landes Baden, welches noch bis über 1880 hinaus einen Anteil der Landwirtschaft von über 50% seiner Erwerbsstruktur aufwies, stand Dinglingen bereits im Umbruch<sup>13</sup>. Hier hatte sich seit der Reichsgründung ein Gleichgewicht zwischen Landwirtschaft und Handwerk gebildet. Beide Erwerbszweige waren mit etwa 30% an der Gesamterwerbsstruktur beteiligt<sup>14</sup>. Nur 10% der Berufstätigen waren bereits der Arbeiterschaft zuzuordnen. Bis zur Jahrhundertwende vollzog sich aber eine langsame und dennoch durchgreifende Wandlung. Bauern und Handwerker verloren an Boden (jetzt resp. 11% und 18%), während die Arbeiter nun über ein Drittel der Erwerbsbevölkerung stellten. Aufgrund wirtschaftlicher Verhältnisse ging allerdings die Zahl der Arbeiter bis 1908 drastisch zurück (auf 17%), während Landwirte und Handwerker erneut leicht zunahmen (13% und 24%). Von nun an blieb der Anteil der Landwirte relativ stabil und hatte nur noch in der Weimarer Republik eine leichte Zunahme von 4% zu verzeichnen. Die Entwicklung des Anteiles der Arbeiter an der Erwerbsbevölkerung verlief nahezu analog. Er stieg stetig und selbst durch den Weltkrieg nicht unterbrochen, um 1927 25% zu erreichen.

<sup>12</sup> Badische Gemeindeordnung vom 5. 10. 1921, § 7

<sup>13</sup> Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württ. (Hrsg.), *Badische Geschichte*, Stuttgart 1979, S. 113

<sup>14</sup> Die Auswertung versch. Quellen (Steuerkataster, Wählerverz.) führte zu teilweise unterschiedlichen Ergebnissen. Genommen wurde das arithm. Mittel

Den größten Schwankungen unterworfen waren die Handwerker. Wohl kriegsbedingt verringerte sich ihre Gruppe zwischen 1914 und 1918 um rund die Hälfte, stieg aber danach ebenfalls wieder an und erreichte 1927 26%.

Ziel der Untersuchungen war es nun festzustellen, wie sich im Verlauf solcher lokaler und strukturaler Verschiebungen und unter Einfluß regionaler und überregionaler Faktoren die Zahl der unterstützungsbedürftigen Personen verhielt. Dazu gehört auch die Angabe über die von der Gemeinde geleistete Armenunterstützung.

### *Unterstützungsphasen und zeitlicher Verlauf*

Der Untersuchungszeitraum, vom Beginn der Reichsgründung 1870 bis zum Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise 1931, läßt eine nahezu gleichmäßige Verteilung der Jahre zwischen Krisenzeiten und dazwischen gelagerten wirtschaftlichen Erholungsperioden erkennen. Den 35 Jahren mit geringer Armenunterstützung stehen am Ende 27 Jahre verstärkter Bemühungen zur Sicherung des Lebensunterhaltes unterstützungsbedürftiger Dorfbewohner gegenüber.

Das relative, aus der Sicht des gesamten zeitlichen Ablaufes gesehene Gleichgewicht verbirgt jedoch Krisen- und Erholungsperioden von zeitlich unterschiedlicher Dauer. Bei näherem Zusehen läßt sich hier eine Tendenz erkennen. Erstreckt sich die erste Periode niederer Armenunterstützung noch über 8 Jahre, so sinkt dieser Zeitraum nach der darauffolgenden Zeitspanne auf vier und weniger Jahre rückläufiger Armenunterstützung. Abgesehen von einer Ausnahme übersteigen dann auch die folgenden „guten Zeitabschnitte“ bis zum Ersten Weltkrieg diesen Rahmen nicht, sondern bleiben sogar vielfach darunter<sup>15</sup>. Die Erholungsphase der Weimarer Republik scheint zum ersten Male wieder eine Tendenzwende anzuzeigen. Im Gegensatz dazu steigt der prozentuale Anteil der Unterstützungsempfänger in jeder neuen Erholungsphase. Dieser Anstieg scheint jedoch von der vorhergegangenen Krise abhängig zu sein. Ein solch wechselseitiges Verhältnis zwischen Anzahl der Unterstützten in Krisenzeiten und Anzahl der Unterstützten in Erholungszeiten besteht wahrscheinlich immer dann, wenn die Erholungszeiten nicht genügend lang sind, um ein Absinken der Armenzahl zu gewährleisten (z. B. 1881-1888). Aufgrund der gemachten Beobachtungen kann eine Einteilung des Untersuchungszeitraumes in vier Zeitabschnitte versucht werden: 1870-1901, 1902-1913, 1914-1919 und 1920-1931.

### *1870-1901: Landwirtschaft und Industrialisierung*

Zwei Krisen, 1881-1888 und 1893-1896 sind es, welche diesen Zeitabschnitt prägen.

---

<sup>15</sup> siehe Schaubilder am Schluß des Artikels

Bis 1881 war die Landwirtschaft seit 1874 durchweg mit überdurchschnittlich guten Erntejahren gesegnet gewesen<sup>16</sup>. Mit jenem Jahr aber begann eine Reihe von Mißernten. Hagelschlag, Dürre und Mäusefraß verminderten vor allem den Futtermittelbestand, so daß die Lahrer Zeitung schrieb: „Futter gibt es wenig, und das wenige Futter, das für den Winter bestimmt war, ist der Landmann genötigt schon jetzt anzugreifen“<sup>17</sup>. Der Großviehbestand ging in den folgenden Monaten zurück<sup>18</sup>. Auch die in der Landwirtschaft beschäftigten Lohnabhängigen wurden dadurch kurzzeitig hart getroffen, aber noch war aus den vorausgegangenen Jahren genügend Substanz vorhanden, um den ersten Höhepunkt abzufangen, und im Frühjahr 1882 kam es zunächst zu einer leichten Verringerung der Unterstützungszahl. Die Ernte des gleichen Jahres fiel wie die vorige erneut schlecht aus. Spätfröste, Hagelschlag, Trauben- und Kartoffelkrankheit, Nässe und Überschwemmung vernichteten einen Großteil aller Feldfrüchte. Zur Sicherstellung der Ernährung einerseits und zur Reduzierung überflüssiger Tierhaltung andererseits griff man jetzt auch auf die genügsameren Tiere zurück. Schweine, Ziegen und Federvieh wurden in verstärktem Maße geschlachtet<sup>19</sup>. Zwei schlechte Erntejahre ließen in diesem noch überwiegend agrarisch ausgerichteten Gemeinwesen (30% der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft) eine Dauerkrise entstehen, welche durch den dadurch verursachten Kaufkraftschwund auch alle anderen ansässigen Gewerbe in Mitleidenschaft zog. Die relativ günstige Ernte von 1884 änderte daran nichts, da ab 1885 der Reigen schlechter Erntejahre von neuem begann. Ein Ausweichen der in der Landwirtschaft beschäftigten Lohnabhängigen in die ortsansässige und umliegende Industrie war wegen des inzwischen auch dort erfolgten konjunkturellen Einbruchs ebenfalls nicht mehr möglich, denn der Ausfall der Tabakernte traf sowohl die in Dinglingen als auch die in der nahen Umgebung ansässige Tabakindustrie<sup>20</sup>. Eine Ausweitung des Personalbestandes kam daher nicht mehr in Frage. Der Zichorien-, Kartonagen- und Lederindustrie erging es ähnlich, denn die hier wie im ganzen Reich auftretenden Stagnationserscheinungen der achtziger Jahre und die Rückschläge der seit 1878 ins Werk gesetzten Schutzzollpolitik führten zum Verlust von Auslandskunden. Höhepunkt war das Aufeinandertreffen der in Baden wie im übrigen Deutschland herrschenden Wirtschaftskrise, der regionalen Krise in der Industrie und der lokalen Agrarkrise. Während in Baden dadurch zwischen 1887 und 1889 jährlich 5000 Personen<sup>21</sup> auswanderten, waren es im gleichen Zeitraum in Dinglingen 3, eine gering anmutende Zahl, welche ihre volle und symbolische Bedeutung erst durch die Tatsache erhält, daß in den Jahren zuvor und danach keine Auswanderung aus dem Ort stattgefunden hat. Auch unternehmerischer Wagemut kann Anzeichen für Krisen sein. Von 1883 bis 1888

16 StA Lahr, Bestand Dinglingen Nr. 576, 603

17 Lahrer Zeitung vom 26. 8. 1881

18 Rinder — 16 %

19 Schweine — 23 %, Ziegen — 12 %

20 Winfried Wehrle, Die Industrie der Stadt Lahr 1774—1960, Diplomarbeit 1961, S. 75 ff.

21 Stat. Jahrbuch für das Großherzogtum Baden 1904 u. 1905, S. 84



wurden in Dinglingen nur 2 Firmen gegründet, während es in den vorhergehenden 5 Jahren 6 Firmen waren und in den folgenden 5 Jahren 10<sup>22</sup>. Da den von der Krise durch Arbeitslosigkeit und Verdienstaustausch Betroffenen selbst bei Willen zur Mobilität keine Möglichkeit zum Ausweichen geboten wurde, mußten sie Armenfürsorge in Anspruch nehmen. Am Ende deckten sich Höhepunkt der Krise und Höhepunkt in der Anzahl der Unterstützten. In diesem Zusammenhang sei noch auf ein Phänomen hingewiesen, welches für alle Zeiten mit hoher Unterstütztanzahl gilt: die Anzahl der aufgrund von Krankheiten Armenunterstützung beziehenden Personen verringert sich während der Krise, verhält sich aber in „normalen“ Zeiten neutral. Somit kann auch die Anzahl der unterstützten Kranken im Zusammenhang mit allen anderen Faktoren zum Gradmesser einer krisenhaften Situation im Gemeinwesen werden. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß in jenen Jahren 1881-1888 rund 5% der Bevölkerung direkt oder indirekt von Armenunterstützung lebte und die Gemeinde nach Abzug der vom Armenfonds geleisteten Zuschüsse durchschnittlich 4,1% ihrer Gesamtausgaben zur Unterstützung aufwenden mußte.

Die durch gute Ernten und langsame Gesundung der Wirtschaft sich bessern-  
de Lage sollte jedoch nicht lange anhalten. 1893 stieg die Armenzahl erneut  
um 17% gegenüber dem Vorjahr, um in den folgenden Jahren auf einem Ni-  
veau zu bleiben, welches um 40% über dem des Jahres 1892 lag. Die von der  
Gemeinde aufgewandten Mittel zur Armenpflege verringerten sich jedoch ab  
1895 um die Hälfte, was auf einen Wandel der qualitativen Situation der Ar-  
men hindeutet. Die Dinglinger Landwirtschaft hatte im Gegensatz zur gesamt-  
badischen Landwirtschaft 1892 ein durchaus als günstig zu bezeichnendes  
Erntejahr gehabt<sup>23</sup>. So verwundert es nicht, daß der in Baden allgemein rück-  
läufige Viehbestand (Rind, Schwein und Pferd) in Dinglingen noch im Wach-  
sen begriffen war. Im darauf folgenden Jahre sollte sich jedoch die Lage um-  
kehren. Diesmal lag die badische Ernte leicht über dem langjährigen Durch-  
schnitt, wohingegen Dinglingen und darüber hinaus der ganze Amtsbezirk un-  
ter einer längeren Dürreperiode litten<sup>24</sup>. Schlechtes Futter und der Zwang zum  
Kauf von Futterzusätzen bewirkten jetzt auch hier sowohl einen Rückgang des  
Ortsviehbestandes als einen erneuten Kaufkraftschwund der Landbevölke-  
rung. Der Jahresbericht der Industrie- und Handelskammer 1892 hatte auch  
im neuen Jahr mehr denn je Geltung, wenn er vermerken mußte: „Die Kredit-  
verhältnisse sind nicht besser geworden. Die Kaufkraft der ländlichen Bevöl-  
kerung hat sich noch nicht gehoben, es macht sich vielmehr ein Geldmangel  
sehr fühlbar.“ Die folgenden Ernten bis 1898 waren mit Ausnahme von zwei  
schlechten Ernten 1896 und 1898 durchweg mittelmäßig.

---

22 Handelsreg. des Amtsgerichtes Lahr

23 Stat. Jahrbuch des Großherzogtums Baden 1893, S. 93

24 ebd. S. 93



Zu dem in der Landwirtschaft durch schlechte Ernten verursachten Tiefpunkt gesellte sich eine schwierige Lage der im nahen Lahr ansässigen Industrie. Der Einbruch hatte in der graphischen Industrie begonnen, wo es im Zuge der Schutzzollpolitik zu Absatzstockungen durch die in anderen Ländern nun ebenfalls erhobenen Importzölle gekommen war. Bereits 1892 mußten ein Fünftel der Maschinen stillgelegt und eine größere Anzahl Arbeiter entlassen werden<sup>25</sup>. Eine weitere Einbuße erlitten die Druckereien durch den Nachfrage-rückgang nach Aufdrucken für Emballagen in der Zichorien- und Tabakindustrie. Diese beiden Zweige erlebten seit kurzer Zeit ebenfalls eine Absatzkrise, welche im Falle der Tabakindustrie hauptsächlich auf den Rückgang des Verbrauchs von Schnupftabak zurückzuführen war. Dadurch wurden Arbeiter wie Pflanzler gleichermaßen betroffen. Leder- und Textilindustrie blieben auch nicht verschont. Eine große Lahrer Textilfabrik mußte 1895 Konkurs anmelden. In der Betrachtung der wenigen für Dinglingen aufzufindenden Angaben kommt es allerdings zu einer Verschiebung der Akzente. Der Ort bot danach in einer Umgebung wirtschaftlichen Niedergangs das Bild einer stabilen Wirtschaft. 9 Firmen wurden in den Jahren 1892-1896 hier gegründet, mehr als im gleichen Zeitraum zuvor und danach. Frachtverkehr der Eisenbahnen und Postverkehr nahmen zu<sup>26</sup>. 1896 begann sogar ein zaghafter Aufschwung, denn eine größere Firma beantragte die Erlaubnis zur Erhöhung der Arbeitsstundenzahl<sup>27</sup>. Das traumatische Erlebnis der ringsum zu beobachtenden Existenzbedrohung schien aber auch moralische Wirkung zu haben: gleich Baden erlebte Dinglingen eine neue Auswanderungswelle.. 3 Personen zogen es vor in Übersee ihr Glück zu versuchen.

Suchen wir nun nach dem Grund für die hohe Zahl von Unterstützungsempfängern in jenen Jahren, so scheint es unmöglich einem einzigen Erwerbszweig die Schuld daran zu geben, vielmehr muß hier ein Geflecht von sich gegenseitig beeinflussenden negativen Ereignissen in Landwirtschaft und Industrie als auslösendes Moment steigender Armut angenommen werden. In der Zusammenschau aller Faktoren läßt sich zumindest erkennen, daß die Landwirtschaft trotz ihrer schweren Jahre nur einen geringen Anteil an der Erhöhung der Unterstützungszahlen gehabt haben kann. Da nur etwa 10% aller Erwerbstätigen auf jenem Sektor tätig waren, scheint es, daß die landwirtschaftliche Notlage weniger direkt denn auf dem Umweg über verteuerte Nahrungsmittel auf die wirtschaftliche Gesamtsituation des Ortes wirkte. Auch verringerte die auftretende Geldknappheit der Landwirte den Umsatz des lokalen Handels. Als Hauptverursacher hoher Armenzahlen muß demnach der Landbau ausfallen, als Verstärker einer von anderen Sektoren herrührenden Verarmung ist er durchaus ernst zu nehmen.

---

25 August Schaub, Die industrielle Entwicklung der Stadt Lahr, Diss. Freiburg (1921?), S. 43 f.

26 Handelskammerberichte 1892—1896

27 StA Lahr, Bestand Dinglingen Nr. 493

Somit müssen wir davon ausgehen, daß ein Großteil der auf dem Industriesektor beschäftigten Arbeiter und Angestellten durch die Lahrer Industriekrise getroffen wird<sup>28</sup>. Daher tragen sie auch den Hauptanteil an der Erhöhung der Armenzahlen.

Der Rückgang des Umfanges der finanziellen Unterstützung bei gleichzeitigem Steigen bzw. Stagnation der Armenzahl führt zu einem nicht zu vernachlässigenden Erwerbsfaktor von Bewohnern ländlicher Gebiete im stadtnahen Raum: der Nebenerwerbslandwirtschaft. Den meisten „Industriegeschädigten“ war zwar aus verschiedenen Gründen eine Rückkehr in die Landwirtschaft unmöglich, aber viele von ihnen hatten schon seit jeher neben ihrer Arbeit Nebenerwerbslandwirtschaft getrieben<sup>29</sup>. Die Arbeitslosigkeit führte sie jetzt zur verstärkten Nutzung des ihnen zur Verfügung stehenden Bodens. Der Anbau von Grundnahrungsmitteln und intensivere Kleintierhaltung führten zu einer Verringerung der Unterstützung von Seiten der Gemeinde. Daß sich dies erst 2 Jahre nach dem Krisenbeginn manifestiert, erklärt sich aus der Verzögerung der Ernterträge. Auch der Nebenerwerbslandwirt litt unter schlechtem Erntewetter und die intensive Bearbeitung von bisher nicht oder nur wenig genutztem Land führte nicht zu sofortigen Ergebnissen. Erst als Ernährung durch Eigenanbau und Tierhaltung gesichert war, konnte die Unterstützung herabgesetzt werden.

Die auf Grund der Landwirtschafts- und Industriekrise erhöhten Unterstützungen wirkten ganz sicher auch auf den örtlichen Handel. Allerdings konnte dies nicht nachgewiesen werden. Lediglich für den ganzen Bezirk liegen durch die Handelskammerberichte einige Angaben vor. Jene beklagten über die ganzen Jahre 1893-1896 hinweg die schlechte Entwicklung und Absatzlage des Handels, hervorgerufen durch die schwache Finanzlage der ländlichen Bevölkerung. Wie groß allerdings die aus dem Handel kommende Gruppe der Unterstützten war, läßt sich nicht feststellen.

In Umrißen ließe sich die Armengruppe folgendermaßen beschreiben: ein Hauptkontingent der aus der Industrie kommenden Arbeiter und Angestellten, verstärkt durch die in geringerem Maße aus der Landwirtschaft kommenden Unterstützungsbedürftigen. Hinzu treten die durch die Kaufschwäche der beiden vorgenannten Gruppe ruinierten Kleinhändler, über einige Einzelfälle jedoch nicht hinausgehend.

Die Zusammensetzung der Unterstütztengruppe erlaubt nun Rückschlüsse auf die Erwerbsstruktur des Dorfes überhaupt. Waren in der vorhergehenden Krise die Armen aus dem Kreise der Landwirtschaft gekommen und hatte das Dorf noch eine relativ große in der Landwirtschaft beschäftigte Bevölkerungsgruppe, so war der Charakter des Dorfes inzwischen einem Wandlungsprozeß

---

28 65 % der Erwerbsfähigen etwa sind in der Industrie als Arbeiter und Angestellte. Gesicherte Zahlen liegen erst für 1903 vor.

29 etwa 25 % der Erwerbstätigen

unterworfen, ausgelöst durch die im nahen Lahr angesiedelte und in Dinglingen sich ansiedelnde Industrie. Industrie und Gewerbe erhielten im Gesamtbild eindeutig das Übergewicht, die Landwirtschaft ging zurück. Dinglingen zählte nun zu den industrialisierten Dorfgemeinschaften Badens, wo 1895 immer noch 43% der Landbevölkerung — gegenüber 10% in Dinglingen — von der Landwirtschaft lebten<sup>30</sup>.

### *Industrialisierung und Armenzahl 1900-1914*

Der in den Jahren ab 1898 feststellbare und außerordentliche Anstieg der Unterstütztenzahlen erfordert eine Vorbemerkung. Bei diesem Anstieg handelt es sich um die Einweisung von etwa 10 Kindern in Waisenhäuser und Rettungs- bzw. Zwangserziehungsanstalten. Um diese Zahl muß die Statistik der Armenunterstützung jährlich bis zum Ersten Weltkrieg bereinigt werden um ein objektiveres Bild der Verhältnisse gewinnen zu können. Nach der Bereinigung des Zahlenmaterials ergeben sich zwei Krisenzeiten: 1902 und 1905-1907.

Die Armenzahlen 1902 stiegen um 19%, die Ausgaben der Gemeinde für das Armenwesen gegenüber dem Vorjahr um 145% (!). 1,77% des Gemeindehaushaltes mußte für das Armenwesen aufgewandt werden, eine bis dahin nie erreichte Höhe. So präsentierte sich das Jahr 1902 als ein Jahr mit außergewöhnlichem Anstieg unterstützungsbedürftiger Einwohner, die Jahre zuvor boten das Bild eines langsamen Anstieges bis zu diesem Kulminationspunkt, die Jahre danach zeigten einen nur zögernden Rückgang dieser Unterstützung, um dann in einer neuen Krise einzumünden.

Die Landwirtschaft hatte seit der Jahrhundertwende eine mäßige, aber nie schlechte Ertragslage zu verzeichnen gehabt. Es erhoben sich teilweise sogar Klagen über Personalmangel und Abwanderung der Arbeiter in die überall ansässigen Filialen der Tabakindustrie<sup>31</sup>. In der Rinderzucht macht sich allerdings 1902 ein starker Rückgang (-28%) bemerkbar, welcher bei weitem die im selben Jahr in Baden feststellbare Reduktion um 5% übertraf. Der Rückgang muß aber auch im Rahmen des seit 1897 anhaltenden Rückganges des Rindviehbestandes gesehen werden. Es handelte sich damit nicht um ein plötzlich auftretendes Phänomen sondern um die Verstärkung einer langjährigen Tendenz. Die Rinder schienen jedoch von der ansässigen Bevölkerung verzehrt worden zu sein, denn ein Anstieg der Viehtransporte im gleichen Jahr war nicht zu verzeichnen. Inwieweit Futtermangel beim Rückgang eine Rolle gespielt haben könnte, ließ sich nicht feststellen. Die Armut unter der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung war aber in jenem Jahr besonders groß,

---

30 Badische Geschichte, a. a. O. S. 113 ff.

31 Handelskammerbericht 1902, S. 83 f.



denn über ein Zehntel der Landwirte hatten einen Jahresverdienst unter 500 RM, während in den folgenden Jahren diese Einkommensklasse durchschnittlich nur mit 3% vertreten war.<sup>32</sup> Es gilt jedoch nicht zu vergessen, daß Dinglingen bereits zu den Dörfern mit starker Industriearbeiterschaft zählte und nur ein Zehntel der Erwerbstätigen noch hauptberuflich in der Landwirtschaft tätig war.<sup>33</sup> Die Auswirkungen einer Agrarkrise, wie sie hier im Ansatz sich zu zeigen schien, konnten daher wie in der vorhergehenden Krise nur indirekt sein.

Die Industrie im Lahrer Raum und damit auch in Dinglingen war seit Beginn des Jahrhunderts in eine Phase konjunkturellen Abschwunges geraten<sup>34</sup>, aus der sie sich erst im Spätjahr 1902 wieder befreien konnte<sup>35</sup>. Besonders schlecht sah es dabei im Bereich der auch in Dinglingen ansässigen Zigarrenfabrikation aus. Im gesamten Handelskammerbezirk gingen die Beschäftigtenzahlen um durchschnittlich 10% zurück, und es kam vereinzelt zur Aufgabe ländlicher Filialbetriebe<sup>36</sup>.

Die Dinglinger Krise muß auch hier eingebettet in die badische Wirtschaftskrise und die Wirtschaftskrise des Lahrer Raumes gesehen werden. Beispielhaft läßt sich dies ablesen an der Zahl der Konkurse. Während die Konkurse auf den gesamtbadischen Raum bezogen bereits 1901 einen Höhepunkt erreichten, trat der Kulminationspunkt im Lahrer Raum zeitverschoben um ein Jahr zu Tage. Gegenüber 1900 stieg die Zahl der angemeldeten Konkurse um die Hälfte. Speziell für Dinglingen zeigte sich die Verlangsamung industrieller Aktivitäten auch in anderen Bereichen. Die Einnahmen aus Gütertaxen im Eisenbahnverkehr fielen von 1902 auf 1903 um 8,2%, und auch der Personenverkehr erlitt Einbußen. Parallel dazu sanken auf dem postalischen Sektor Paketversand- und Annahme, Briefwechsel und Telegrammverkehr. Im postalischen Geldverkehr verschoben sich die Akzente: die Auszahlungen überstiegen die Einzahlungen.<sup>37</sup> Dies alles deutet in Dinglingen auf einen Rückgang wirtschaftlicher Aktivität und konjunkturellen Einbruch. Und noch ein Faktum könnte Zeichen der herrschenden Krise sein: wie in den vorhergegangenen wirtschaftlichen Notzeiten stiegen die Auswanderungszahlen in Baden und Dinglingen gleichzeitig. Von den 1903 aus Baden auswandernden 923 Personen stammten 3 aus Dinglingen.

Die Erhöhung der Unterstütztanzahl beruht demnach erneut auf dem Zusammenwirken verschiedener Faktoren. Die fortgesetzt mittelmäßige landwirtschaftliche Situation mit Tendenz zu Verschlechterung beeinträchtigt die Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung. Dies wiederum den Konsum der aus

---

32 StA Lahr, Bestand Dinglingen, Steuerkataster

33 1903 zählte Dinglingen 43 % Arbeiter

34 Wehrle, a. a. O. S. 61

35 Handelskammerbericht 1902, S. 20

36 ebd. S. 10

37 Handelskammerberichte 1900—1903, Statistik



lokalen Tabaken hergestellten teuren Zigarren aus<sup>38</sup> und traf damit eine bereits angeschlagene Tabakindustrie. Diese reagierte mit einer Verringerung des Einkaufs lokaler Rohstoffe<sup>39</sup> und einer Verminderung der Arbeiter. In Mitleidenschaft gezogen wurde ebenfalls die Druckindustrie, welche nicht in dem Umfange wie bisher Banderolen, Aufkleber und Verpackungsmaterial liefern konnte. Der lokale Kleinhandel blieb davon nicht unberührt wie die hohe Zahl der Konkurse beweist. Vorläufiger Höhepunkt dieser Vorgänge war das Jahr 1902.

Wenn auch die Landwirtschaft vielleicht Auslöser der seit geraumer Zeit angespannten Situation in der Tabak- und Druckindustrie war, so rekrutieren sich die Unterstützten überwiegend aus dem Kreise der Industriearbeiterschaft, welche fast die Hälfte der in Dinglingen ansässigen Erwerbstätigen ausmachte. Der Lebensrhythmus des Dorfes begann von dem Konjunkturverlauf der ortsansässigen Industrie abhängig zu werden.

Die 1905 einsetzende Krise sollte quantitativ gesehen einen neuen Höhepunkt erreichen, denn auch nach Abzug der von der Gemeinde unterstützten Kranken, Insassen von Waisenhäusern und Erziehungsanstalten mußten<sup>32</sup> Arme genährt werden. 1906 stieg deren Zahl auf 46 und erst 1907 schien die Krise mit 25 Armen überwunden. 2,2% der Bevölkerung waren auf dem Höhepunkt auf Hilfe durch die Gemeinde angewiesen, eine Anzahl, welche erst im Ersten Weltkrieg höher lag. Nie zuvor seit dem Jahre 1870 waren so viele Menschen betroffen.

Die Dinglinger Landwirtschaft, in der jetzt erneut 15% aller Erwerbstätigen ihr Auskommen fand, hatte durchaus günstige Ernten zu verzeichnen gehabt<sup>40</sup>. Getreide- und Futterpflanzen gaben nicht den geringsten Grund zu Klage, nur die Weinlese war 1905 und 1906 schlecht ausgefallen. Dies fiel aber nicht zu sehr ins Gewicht, da nur 7% der Anbaufläche mit Reben bepflanzt war. So konnte die in all den vorausgegangenen Jahren so beklagte schwache Kaufkraft der Landbevölkerung langsam wieder erstarken und einem siechen Markt neue Impulse geben. Mehr als zwei Drittel aller Landwirte verdienten nun über 1000 RM im Jahr, und die Anzahl der unter 500 RM verdienenden Bauern war gegenüber 1903 um 85% zurückgegangen.

Während Baden ab 1906 mit einer Verlangsamung des industriellen Wachstums und damit verbundener Arbeitslosigkeit zu kämpfen hatte, war dies im Handelskammerbezirk nicht der Fall<sup>41</sup>. Der Zusammenbruch des Lahrer Bankvereins 1905 war nicht die Folge einer Wirtschaftsschwäche sondern die Folge zu hoher Kreditgewährung gewesen und der Verkauf der Bankabteilung

38 Handelskammerbericht 1902, S. 109

39 Dinglingen war hiervon nicht so sehr betroffen, da der Tabakanbau seit 1900 unter die Grenze von 10 ha gefallen war.

40 Handelskammerberichte 1904—1906

41 Badische Geschichte, a. a. O. S. 131

Stoesser-Fischer an die Süddeutsche Diskonto-Gesellschaft sprach eher für eine günstige Konjunktur, da diese Mannheimer Großbank in einer regionalen Depressionsphase mit ungewissem Ausgang einen solchen Schritt nicht gewagt hätte. Andererseits hielten Absatz- und Beschäftigungsrückgang in der Tabak- und Zichorienindustrie an<sup>42</sup>, ohne jedoch große soziale Auswirkungen zu zeitigen. Vielleicht ließen sich jene Jahre auch als neue kleine Gründungsphase charakterisieren, deren Euphorie eine beachtliche Zahl von Existenzgründungen in jenen Jahren bewirkt hatte, zumindest war die ansässige Industrie im Ganzen gesehen gesund und der örtliche Mittelstand solide<sup>43</sup>.

Der wirtschaftliche Aufschwung rief die Arbeiterschaft auf den Plan, welche von der günstigen Lage ebenfalls zu profitieren gedachte. Da die geforderten Lohnerhöhungen nicht schnell genug eintraten, kam es 1906 zu Arbeitsniederlegungen in der Druckindustrie, der Kartonagenherstellung und der Textilfabrikation. Ab Ende Mai antworteten die Arbeitgeber bereits hierauf mit Aussperrung. In den Monaten Mai und Juni wurden im graphischen Gewerbe und der Druckindustrie 230 Arbeitnehmer ausgesperrt. In der Kartonagenindustrie kam es erst im Oktober zum großen Streik<sup>44</sup>. Im Laufe desselben Monats beschlossen 250 Textilarbeiter ihren Firmen zu kündigen<sup>45</sup>. Die gesamte Streikbewegung fand erst in den ersten Monaten des Jahres 1907 ein Ende. Daß diese Streikbewegung auch Dinglingen in Mitleidenschaft zog, läßt sich an Hand des starken Stimmanteils der Sozialdemokraten bei den Reichstagswahlen 1907 im dortigen Wahlbezirk feststellen.<sup>46</sup>

Somit sind die hohen Unterstütztenzahlen im Zusammenhang mit den Streiks und Aussperrungen der ortsansässigen Industrie zu sehen, welche zu wirtschaftlichen Notlagen der nur zu geringen Teilen gewerkschaftlich organisierten Arbeiter führten. Dies erklärt den Höchststand von 46 unterstützten Personen für das Jahr 1906. Das Ansteigen der Armenzahl im Jahre 1905 ist damit aber noch nicht geklärt. Ein Grund hierfür konnte bis jetzt nicht gefunden werden.

Das Jahr 1910 sollte letztmalig vor dem großen Krieg eine leichte Erhöhung der von der Gemeinde unterstützten Bedürftigen bringen. Ihre Gesamtzahl, auch nach Abzug der in den Waisenhäusern und Rettungsanstalten unterhaltenen Jugendlichen, lag jedoch nur unwesentlich über den des letzten vorhergegangenen Krisenjahres 1907. 38 Personen mußten diesmal von der örtlichen Verwaltung Hilfe erfahren. Hatten die vorhergehenden Krisen den Charakter eines sich langsamen und zeitlich gestreckten Ansteigens ökonomischer und

---

42 Wehrle, a. a. O. S. 75, 93

43 ebd. S. 69

44 Lahrer Zeitung vom 19. 5. 1906, 21. 5. 1906

45 ebd. 17. 10. 1906, 23. 10. 1906, 6. 11. 1906, 8. 11. 1906, 22. 11. 1906 auch: Schaub, a. a. O. S. 135

46 Walter Caroli u. Robert Stimpel, Geschichte der Lahrer SPD, Lahr 1979 S. 352

sozialer Spannungen, welche dann in einem Hauptkrisenjahr ihren Kulminationspunkt fanden, um in den darauffolgenden Monaten und Jahren allmählich zur Beruhigung zu gelangen, so glich das Jahr 1910 einem jähen Wetterleuchten. Kein auch noch so geringes Zeichen wies im Jahre 1909 auf das Kommende, keine Spur blieb im Folgejahre der Entladung. Es ergibt sich hieraus, daß das entscheidende Ereignis für das sprunghafte Ansteigen der Unterstützungsbedürftigen im Jahr 1909 gesucht werden muß.

Die Dinglinger Ernte war wie in den vorausgegangenen Jahren günstig. Dabei machte die Traubenernte jedoch eine Ausnahme, denn seit mehreren Jahren ließen Qualität und Quantität sehr zu wünschen übrig.<sup>47</sup> Stark betroffen waren vor allem die Nebenerwerbslandwirtschaft betreibenden Arbeiter, von denen die meisten nicht einmal während der Traubenlese ihre Arbeit aufgeben mußten. Frauen und Kinder, welche auch das ganze Jahr über die Reben gepflegt hatten, konnten mühelos die spärliche Lese selbst übernehmen<sup>48</sup>. Eine Schwächung des Einkommens aus der Nebenerwerbslandwirtschaft ergab sich jedoch nicht. Das Einkommen stieg im Gegenteil gleichermaßen wie in den vorangegangenen Jahren<sup>49</sup>. Die Einkommen aus der Landwirtschaft waren allgemein gestiegen. 20% aller Landwirte verdienten mehr als 1500 RM im Jahr, zwei Drittel mehr als 1000 RM und kein Landwirt sank unter 500 RM Jahresverdienst.<sup>50</sup> Somit darf der Grund für die plötzlich anschwellende Bedürftigenzahl nicht in der Landwirtschaft gesucht werden.

Die Lage in der Industrie glich der der Landwirtschaft. Die Konjunktur des Jahres 1909 war überaus gut gewesen und es hatte sogar eine Tendenz zu Überstunden gegeben<sup>51</sup>. Die Versteigerung der Fahrnisse einer Dinglinger Malzfabrik widerlegen dies nicht, sondern sind als Faktor der Umstrukturierung der Brauindustrie zu werten.<sup>52</sup> Auch die Versteigerung des Dinglinger Anwesens eines Lithographen muß wohl eher als persönliches Unternehmer-schicksal denn als Schwächezeichen des Kunstdrucks gewertet werden<sup>53</sup>. Die Gefahr kam daher nicht aus der traditionell ortsansässigen Industrie, sondern aus einer plötzlich entstehenden „Goldgräberkonjunktur“. Umfangreiche Bauarbeiten zur Eisen- und Straßenbahn, Verlegung des Schutterbettes und Abschlußarbeiten des Wasserleitungsbaues brachten dem Dorf eine kurze und heftige Spanne der Betriebsamkeit. Unter den hier zusammengezogenen Arbeitern befanden sich auch viele Ortsansässige. Hierin sollte auch zugleich die Anfälligkeit für diese Krise liegen. Die im Frühjahr 1909 in ganz Deutschland

---

47 Handelskammerberichte 1909 u. 1910, auch StA Lahr, Bestand Dingl. Nr. 575

48 Lahrer Zeitung vom 1. 10. 1910

49 StA Lahr, Bestand Dinglingen, Steuerkataster

50 ebd.

51 Handelskammerbericht 1909, S. 119

52 StA Lahr, Gemeinderatsprotokoll Dinglingen 1909, Nr. 38

53 Lahrer Zeitung vom 3. 6. 1910



ausgebrochenen Bauarbeiterstreiks, hervorgerufen durch die erhöhten Lebensmittelpreise<sup>54</sup>, trafen mit einjähriger Verzögerung in der kurzzeitig am Ort zusammengeballten großen Arbeiterzahl auf einen günstigen Nährboden.

Es kam zu größeren Streiks, und in der überhitzten Atmosphäre führten Auseinandersetzungen zwischen organisierten und nicht-organisierten Arbeitern zu heftigen Auseinandersetzungen mit Verletzten.<sup>55</sup> Es kann angenommen werden, daß die Mehrzahl der Unterstützten aus bei diesen Bauarbeiten eingesetzten Tagelöhnern besteht, welche durch den Arbeitskampf vorübergehend ihre Existenzgrundlage verlieren. Dies würde auch das nur kurzzeitige Ansteigen der Armenzahl erklären, da nach Abflauen der Streikmaßnahmen und bei Wiederaufnahme der Arbeit sofort wieder eine Erwerbsbasis geschaffen worden war. Das nur geringe Ansteigen der Bedürftigenzahl wiederum erklärt sich einerseits aus der günstigen Lage der traditionellen Industrie und andererseits aus der Erwerbsstruktur des Ortes. Die Zahl der fest am Ort wohnenden Arbeiter hatte sich seit den letzten großen Arbeitskämpfen der Jahre 1906 und 1907 beträchtlich verringert. Nur 17% der Erwerbstätigen zählten noch zur Arbeiterschaft. Die Erhöhung der Armenzahl 1910 ist somit Indikator für eine zeitlich und lokal fest begrenzte Krise auf dem Sektor der Bauindustrie (großangelegte Infrastrukturmaßnahmen).

### *Der erste Weltkrieg und seine Auswirkungen*

Das letzte Jahr vor dem Kriege war in Dinglingen wie auch im übrigen Land ein Jahr höchster wirtschaftlicher Entfaltung und Aktivität gewesen. Die Unterstütztenzahl war auf den niedrigsten Stand seit der Jahrhundertwende gesunken und über die Hälfte der Unterstützungen wurde aufgrund von krankheitsbedingten Notständen gewährt. Dies alles sollte sich scheinbar ändern, als seit dem Kriegsausbruch die Unterstütztenzahlen von Jahr zu Jahr kletterten, bis sie 1916 um 234% über dem letzten Friedensjahr lagen. Die genauere Aufschlüsselung der Werte ergibt, daß zunächst 50%, ab 1916 60% der Leistungen an Familien gerichtet war, welche ihren Ernährer durch dessen Einberufung zum Heeresdienst verloren hatten. Die Unterstützung erfolgte in der Form von Mietzinsbeihilfen, da es den Unterstützungsbedürftigen zwar an finanziellen Mitteln fehlte, die Ernährung mit Grundnahrungsmitteln durch die Möglichkeit zur Selbstversorgung während des ganzen Krieges hindurch befriedigend sichergestellt war. Dies zeigte sich auch an der Einkommensentwicklung in der Nebenerwerbslandwirtschaft, welche während der Kriegsjahre nur leicht rückläufig war, da Frauen und Kinder eine intensive Bodenbearbeitung nicht mehr durchführen konnten und auch der Ersatz von Landbaumaterial sich mit Andauer des Krieges infolge von Materialknappheit immer schwieriger gestaltete.

---

54 Handelskammerbericht 1910, S. 14 f.

55 Lahrer Zeitung vom 19. 4. 1910



Bereinigen wir nun die Statistik um die Anzahl der „Kriegsunterstützungen“, so stellen wir fest, daß die eigentliche Anzahl der Unterstützten, während des ganzen Krieges eine niedere war. Allerdings stieg diese Zahl leicht gegen Ende des Krieges (etwa ab 1916), die geringfügige Erhöhung läßt dabei aber keine Schlüsse zu.

Eine Konsequenz ergibt sich aus den gemachten Beobachtungen: die Scheinkrise, bedingt durch die hohe Zahl der Kriegsunterstützten, entpuppt sich für Dinglingen als Phase eines kriegsbedingten wirtschaftlichen Aufschwunges. In einer nach Kriegsausbruch einsetzenden kurzen Übergangsphase, „die durch erhebliche Unsicherheit über die zukünftige Entwicklung auch im Auftrags- und Produktionswesen gekennzeichnet war, erhielten jedoch die meisten Industriezweige auch in Baden mehr oder weniger starke Impulse durch einen Schub von Heeresaufträgen. Für die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel, besonders Tabak und Zigarren, läßt sich feststellen, daß sie gegenüber einer eher stockenden Entwicklung der Vorkriegszeit einen belebenden Impuls durch Heeresaufträge erhielten. Ähnliches trifft für die metallverarbeitenden und Maschinenindustrien etwa ab Oktober zu sowie große Teile der Textil- und Lederindustrie<sup>56</sup>.“

Da in Dinglingen und in der Umgebung eine Anzahl der obengenannten Industriezweige ansässig waren, so wird verständlich, warum die bereinigte Armenquote ab 1914 als Zeichen der durch den Krieg begünstigten Konjunktur zu werten ist.

An Hand der Erwerbsstruktur 1914 und ihrer Entwicklung bis 1918 läßt sich feststellen, daß die überwiegende Zahl der ins Feld ziehenden Personen aus der Arbeiterschaft stammt, deren Anteil an der Erwerbsstruktur um ein Drittel gemindert wird. Der Anteil der Bauern an der Erwerbsbevölkerung blieb jedoch nahezu unverändert. Ihr Einkommen sank im Laufe des Krieges durch Rückgang des Viehbestandes, Verschlechterung der Anbaubedingungen und schwierigere Bodenbearbeitung<sup>57</sup>. Die Einkommensstruktur ergab einen Überhang der mittleren und kleinen Einkommen, Bodenwert und landwirtschaftliches Betriebsvermögen sanken ebenfalls.<sup>58</sup> Eine Unterstützungsbedürftigkeit auf dem landwirtschaftlichen Sektor entstand allerdings nicht. So hatte Dinglingen, von der Unterstütztenzahl und der Wirtschaftskonjunktur aus gesehen, den Weltkrieg in eher günstiger Weise überstanden.

---

56 Badische Geschichte, a. a. O. S. 132

57 ebd. S. 172

58 StA Lahr, Bestand Dinglingen, Steuerkataster

### *Unterstützung und Wirtschaftsverlauf in der Weimarer Republik 1919—1931*

Von Kriegsende ab fiel die Unterstütztenzahl bis 1921 um rund 50 %, um dann in den Jahren 1922—1924 erneut leicht anzusteigen, gefolgt abermals von einem leichten Rückgang. Ab 1927 zeigte sich dann eine leichte Besserung.

Die Wiederankurbelung der Wirtschaft war durch die politischen und ökonomischen Bedingungen sowie durch die starke Zuwanderung von Flüchtlingen aus Elsaß und Lothringen besonders schwierig. Ihre Eingliederung in die mit großen Problemen kämpfende Industrie war daher nahezu aussichtslos. Alle Dinglinger Fabrikationsbetriebe waren durch den anhaltenden Rohstoffmangel fast lahmgelegt und trugen sich mit Plänen zur Betriebsstillegung. 1920 begann die Lederindustrie Arbeiter zu entlassen, und die Druckindustrie kam 1921 infolge der anhaltenden Papierknappheit völlig zum Erliegen<sup>59</sup>. So ist der Rückgang der Armenzahlen zunächst eher verwunderlich denn verständlich. Einen Beitrag zur Stabilisierung der Unterstütztenzahlen haben die örtlichen Arbeitgeber sicher geleistet, indem sie eine höchstmögliche Anzahl von Kriegsheimkehrern wieder einzustellen suchten und auch bei der sich abzeichnenden rasch wachsenden Krise nicht zu Entlassungen, sondern zunächst zu Kurzarbeit schritten. Den Beitrag jedoch, welcher zum Abschmelzen des Unterstütztenberges führte, leistete wahrscheinlich der Handel. Denn das sinkende Vertrauen und die kränkelnde Währung hatte von Seiten der kaufkräftigen Bevölkerungsschicht zu einer zügellosen Flucht in Sachwerte geführt, welche vor allem dem Detailhandel einen Boom bescherte. Hier fanden jetzt viele einen kleinen Verdienst oder Nebenverdienst zusätzlich zur Erwerbslosenfürsorge, welcher ihr Abgleiten in die Bedürftigkeit verhinderte. Maßgeblichen Anteil an diesem Ansturm auf den Handel trug die Landwirtschaft, welche seit Kriegsende raschen Aufschwung genommen hatte. Der Dinglinger Rinderbestand war zwischen 1919 und 1923 um 18%, der Schweinebestand gar um 82% gestiegen, eine Entwicklung, welche den im ganzen Amtsbezirk festzustellenden positiven Trend übertraf. Der Ziegenbestand, Indikator für krisenhafte agrarische Zustände in Dinglingen, ging um 33% zurück.

Die Hochkonjunktur im Handel wurde jedoch durch die Rohstoffkrise der Industrie, welche damit die verlangten Waren nicht mehr liefern konnte, jäh beendet. So kam es ab 1922 erneut zu einem Anstieg der Unterstützungsbedürftigen, welcher aber nicht das ganze Ausmaß der herrschenden Not widerspiegelte, da seit der Errichtung der Republik ein sich dichter knüpfendes Netz sozialer Sicherung viele derjenigen auffing, welche früher unweigerlich Armenunterstützung hätten beziehen müssen. Gegenüber den vorhergegangenen Jahren war die Armenstatistik nun verzerrt. Dennoch wurden auch weiterhin sich verschlechternde wirtschaftliche Perioden sichtbar. In Wahrheit war die

---

<sup>59</sup> StA Lahr, Bestand Dinglingen, Nr. 988

Notlage bedrückender als die Unterstütztenzahlen erahnen lassen. Zwei Beispiele mögen hierfür kennzeichnend sein. Eine Wohnungsnot unvorstellbaren Ausmaßes, hervorgerufen durch den Zustrom Vertriebener aus den ehemals deutschen Gebieten Elsaß und Lothringen, zwangen die Gemeinde zu fortgesetzter Beschlagnahme von Wohnraum. Die Zahl der Felddiebstähle stieg stark an, so daß die Verwaltung zu diskriminierenden Maßnahmen wie Ausrufung der Namen der Schuldigen greifen mußte. Außerdem wurden die Feldwachen erheblich verstärkt<sup>60</sup>. Während es im nahen Lahr im Hauptkrisenjahr 1923 zu Hungerunruhen kam<sup>61</sup>, nahm die Gemeinde Dinglingen einen Kapitaltransfer von Teilen des Armenfonds in die Gemeindekasse vor<sup>62</sup> um die hauptsächlich aus Nahrungsmitteln und Mietzuschüssen bestehenden Hilfen aufrecht erhalten zu können, denn seit März 1923 hatte sich die Lage immer mehr verschlechtert. 70 Arbeiter aus der Tabakindustrie waren arbeitslos geworden, und eine seit 1919 in Dinglingen ansässige Firma für Eisenkonstruktionen mußte genauso wie viele Lahrer Betriebe Kurzarbeit anmelden. Die Unterstütztenzahl ging auch in den auf die Währungsreform folgenden zwei Jahren nicht stark zurück. Schuld daran waren wahrscheinlich die weiterhin schwierige Lage in der Tabakindustrie und der in einem Herbolzheimer Werk der Stahlindustrie drohende Konkurs, von welchem auch eine größere Zahl Dinglinger Arbeiter betroffen wurden.<sup>63</sup> Wie auch in anderen Orten Badens war die Ernährungslage kritisch, so daß die Quäkerspeisung längere Zeit durchgeführt wurde<sup>64</sup>. Danach geriet auch Dinglingen wieder in den Sog des wirtschaftlichen Aufwindes. Zwischen 1926 und 1927 fiel die Zahl der Unterstützten um fast die Hälfte, um dann bis 1930 nahezu stabil zu bleiben. Kurz zuvor war auch der unternehmerische Optimismus wieder erwacht, denn bereits 1924 wurden 8 neue Handelsunternehmen in das Handelsregister eingetragen, mehr als in all den Jahren nach dem Kriege zusammen. Doch sollten es in jedem darauffolgenden Jahr mit Ausnahme des Jahres 1929 (nur 9 Gründungen!) bis 1930 jährlich über 14 Handelseröffnungen sein. Dinglingen hatte im Rahmen des gesamtdeutschen Aufschwunges den Wirtschaftsboom mitvollzogen. 1927 wurden erstmals seit 1913 weniger als 1% der Bevölkerung unterstützt. Auch stieg die Zahl derer, welche Unterstützung auf Grund von Krankheit (Krankenhaus- bzw. Anstaltsaufenthalt) erhielten, ebenfalls ein untrügliches Zeichen wirtschaftlicher Gesundung.

Der Dinglinger Aufschwung sollte aber nicht mehr als zwei Jahre dauern, dann hielt die Weltwirtschaftskrise 1929 auch hier ihren Einzug. Zwei Firmen,

---

60 StA Lahr, Bestand Dinglingen, Nr. 992, Gemeinderatsprot. 8. 9. 1923

61 Renate Liessem-Breinlinger: Die Lahrer Hungerunruhen, in: Geroldsecker Land 17, 1975, S. 141 ff.

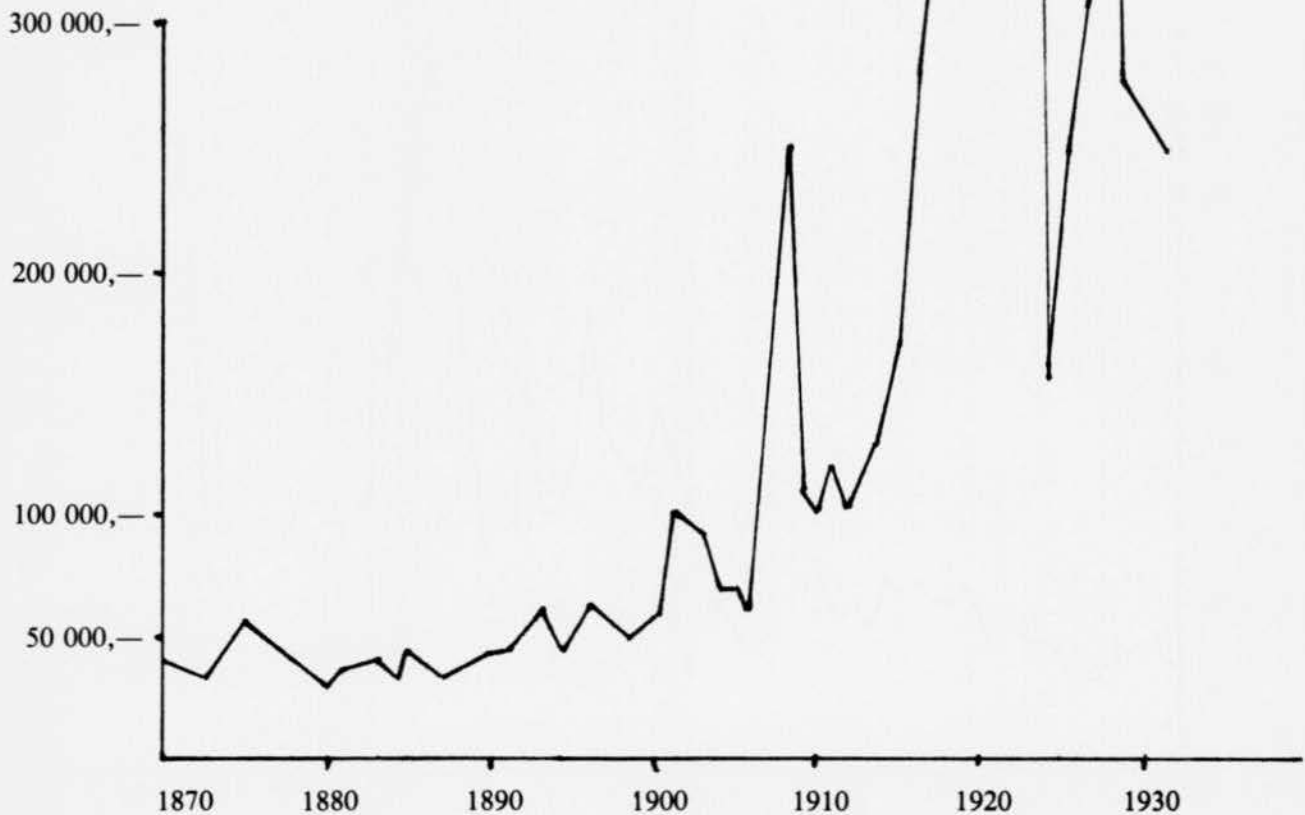
62 StA Lahr, Bestand Dinglingen, Gemeinderatsprot. 17. 11. 1923

63 StA Lahr, Bestand Dinglingen Nr. 990

64 StA Lahr, Bestand Dinglingen, Nr. 415 u. Nr. 395

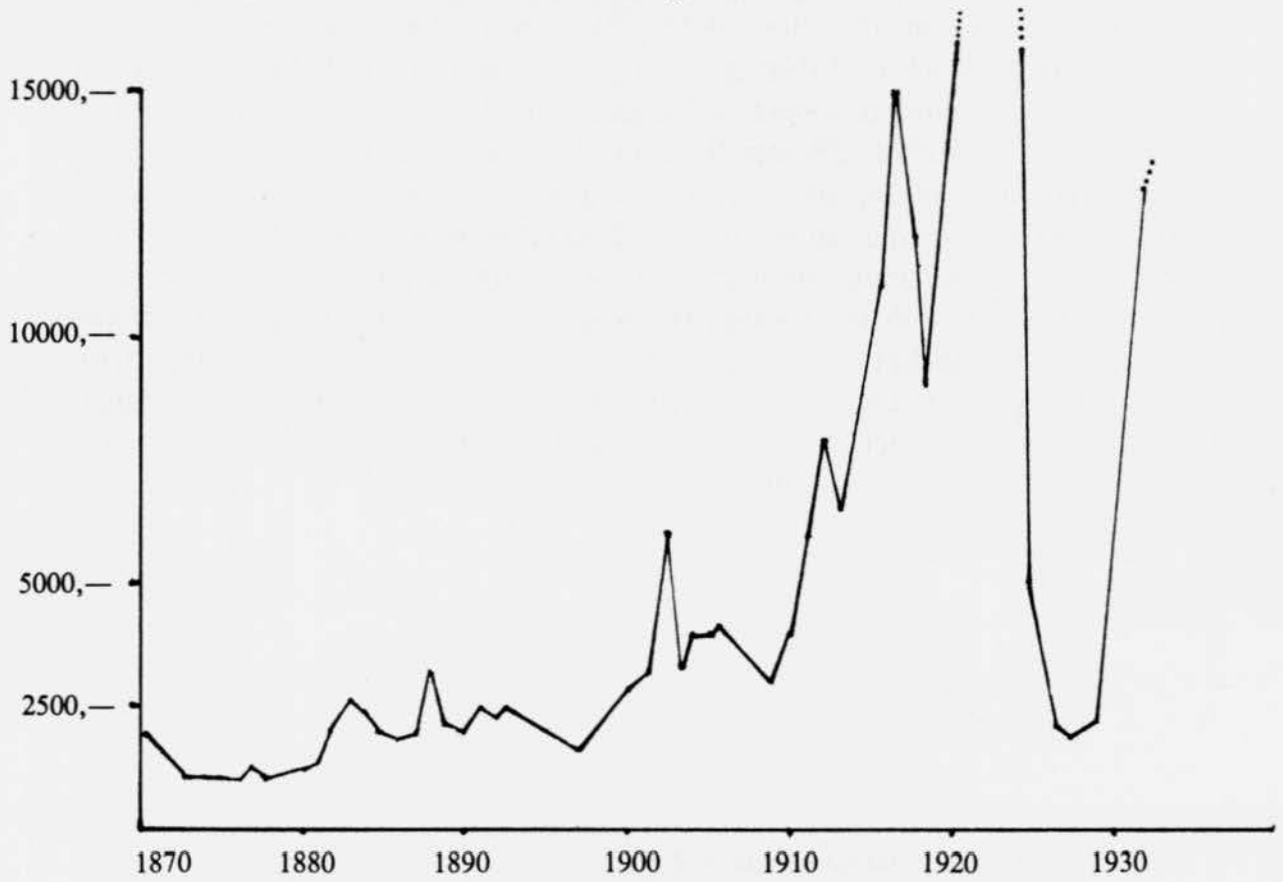
eine Zigarrenfabrik und eine Zuckerwarenfabrik gerieten in Zahlungsschwierigkeiten und mußten schließen. 1930 geriet ein am Ort ansässiges großes Eisenkonstruktionswerk in Zahlungsverzug und mußte viele Arbeiter entlassen. Die Unterstütztanzahlen stiegen schlagartig um 100%, die Armenausgaben um den gleichen Betrag. 2% der Bevölkerung waren nun betroffen. 1931 betrug die Armenquote bereits 3%, die Ausgaben hatten sich ebenfalls verdreifacht, ein Teil der Ausgaben wurde zum Bau einer Wärmehalle für Erwerbslose verwandt. 78 Personen erhielten Unterstützung durch die Gemeinde, mehr als je zuvor in einer Wirtschaftskrise. Nachdem zwei Drittel der Erwerbsbevölkerung (Selbständige im Handel, Arbeitnehmer in Handel und Industrie) davon getroffen worden waren, erlitt Dinglingen wie viele andere Gemeinden in Baden und ganz Deutschland das Schicksal jahrelanger Arbeitslosigkeit und damit verbundener Armut.

1. Gesamtausgaben der Gemeinde in RM

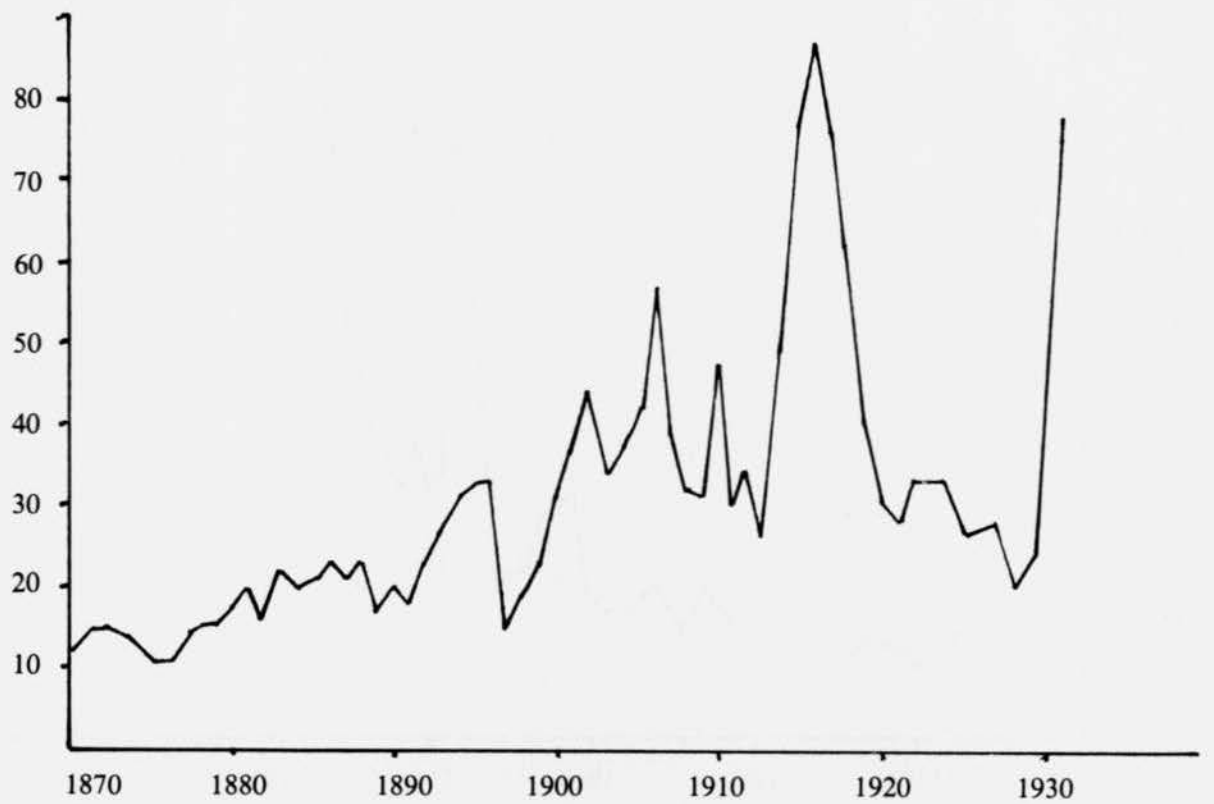




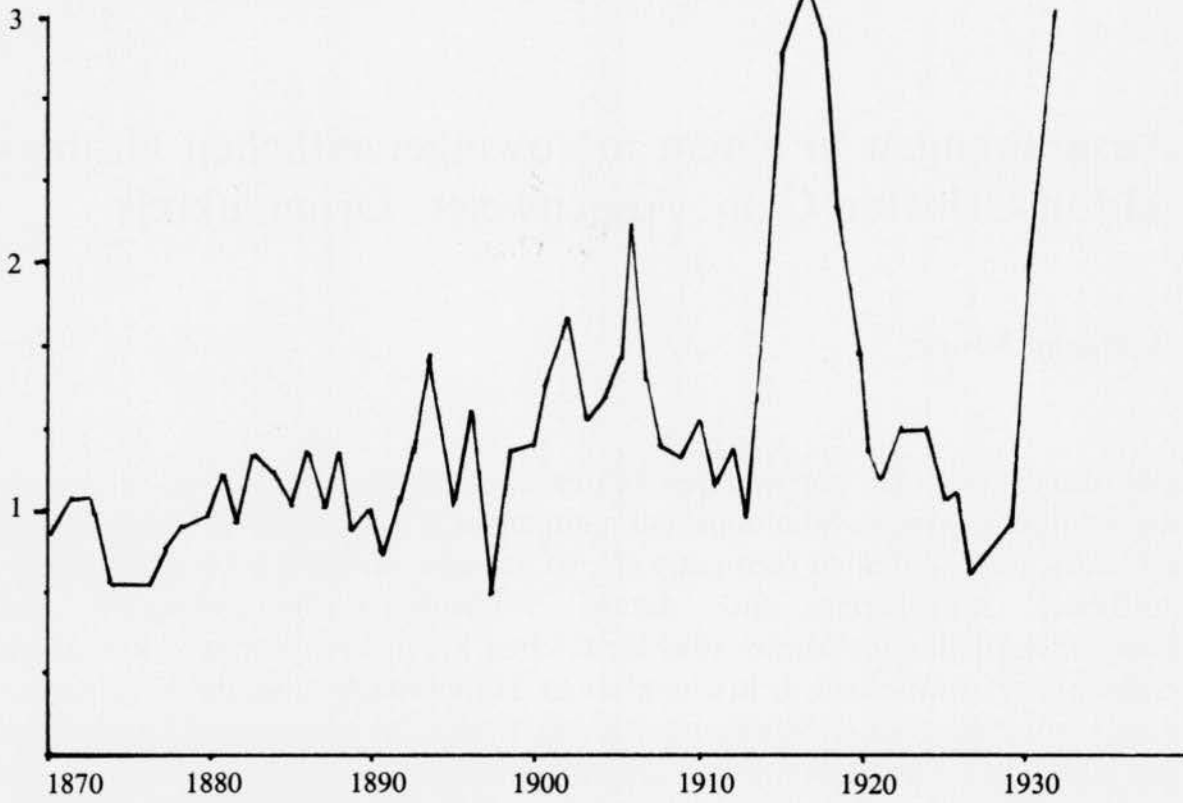
## 2. Gesamtaufwand für Armenunterstützung in RM



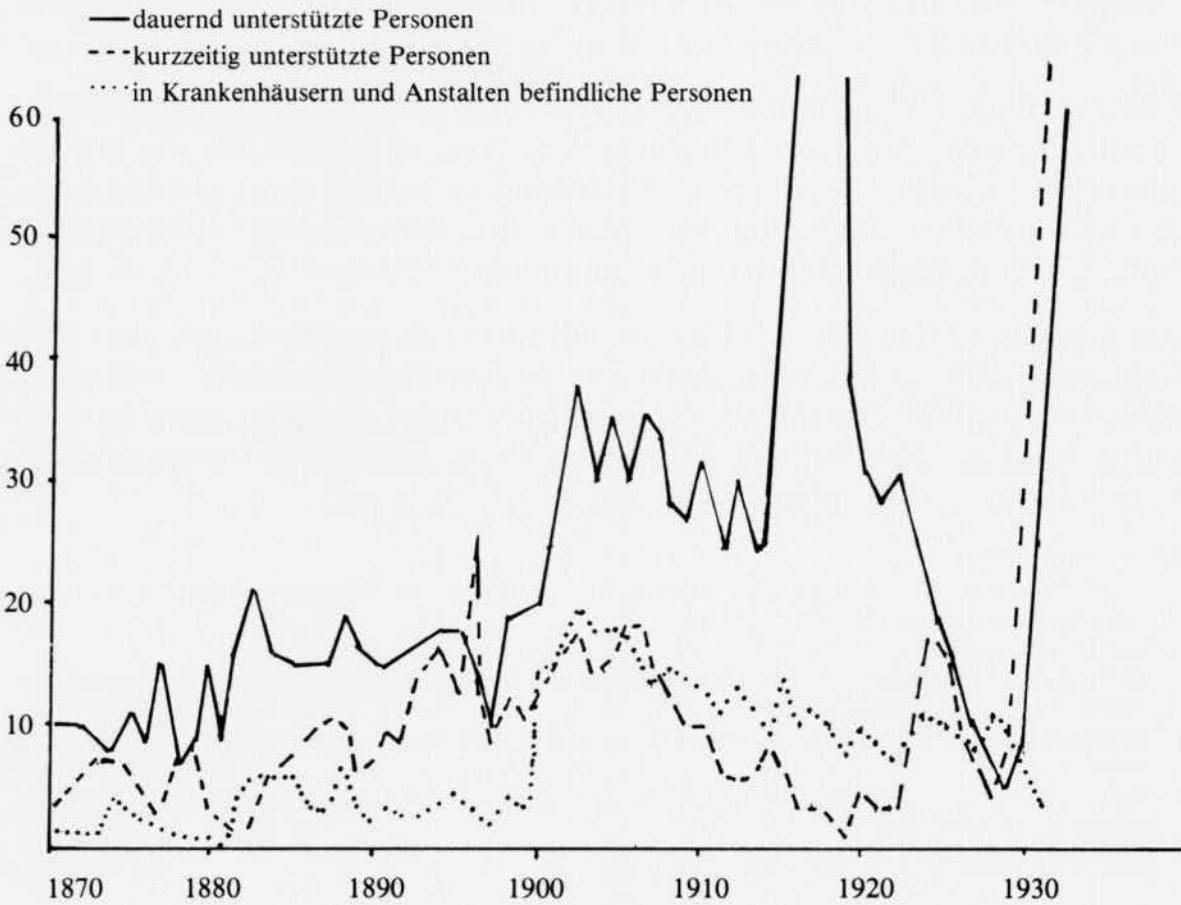
## 3. Anzahl der Unterstützten



4. Anzahl der Unterstützten in % der Bevölkerung



5. Unterstützungsdauer/Anstaltsunterbringung



# Ausgrabungen in einem merowingerzeitlichen Gräberfeld in Urloffen Gem. Appenweier, Ortenaukreis

*Wolfgang Struck*

Galt die Ortenau bis vor wenigen Jahren noch als eine Region, in der wegen der weniger günstigen Siedlungsbedingungen nicht mit vielen vor- und frühgeschichtlichen Funden zu rechnen war<sup>1</sup>, so hat eine verstärkte Tätigkeit ehrenamtlicher Mitarbeiter und daraus folgende Grabungstätigkeit des Landesdenkmalamtes<sup>2</sup> dieses Bild inzwischen korrigieren können. Vor allem entlang der römischen rechtsrheinischen Hauptstraße und im Kinzigmündungsgebiet gegenüber Straßburg wurden zahlreiche römische Siedlungen (Gutshöfe, Straßenstationen, Dörfer) entdeckt, die Aufschluß über Struktur und Gliederung des römischen Straßennetzes geben können. Diese Fundstellen werden beim Umbrechen der ausgedehnten Wiesenflächen durch den Pflug angeschnitten und wegen ihrer Flachgründigkeit sehr schnell zerstört, was die Bodendenkmalpflege vor fast unlösbare Aufgaben stellt<sup>3</sup>.

Anders als die südliche und mittlere Ortenau ist die nördliche Ortenau immer noch weitgehend fundarm geblieben. Das wird vor allem für die frühgeschichtliche Zeit (5.—8. Jh. n. Chr.) deutlich. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß sich zwischen einem merowingerzeitlichen Reihengräberfriedhof in Offenbürg und in Baden-Baden eine weite fundleere Zone erstreckt (Abb. 1).

Dies erstaunt um so mehr, als hier die lößbedeckten, sanften Kuppen der Vorberge sehr gute Siedlungsmöglichkeiten geboten haben müssen. Daß dieses Bild durch den schlechten Erforschungsstand dieser Gegend zustande kommt, wurde durch ein 1934 bei Anlage eines Kellers gefundenes Kriegergrab des 7. Jh. n. Chr. in der Hauptstraße von Urloffen angedeutet<sup>4</sup>.

---

1 G. Fingerlin, Ein reiches alamannisches Frauengrab aus Mahlberg in der südlichen Ortenau. *Archäologische Nachrichten aus Baden* 23, 1976, S. 26 ff.

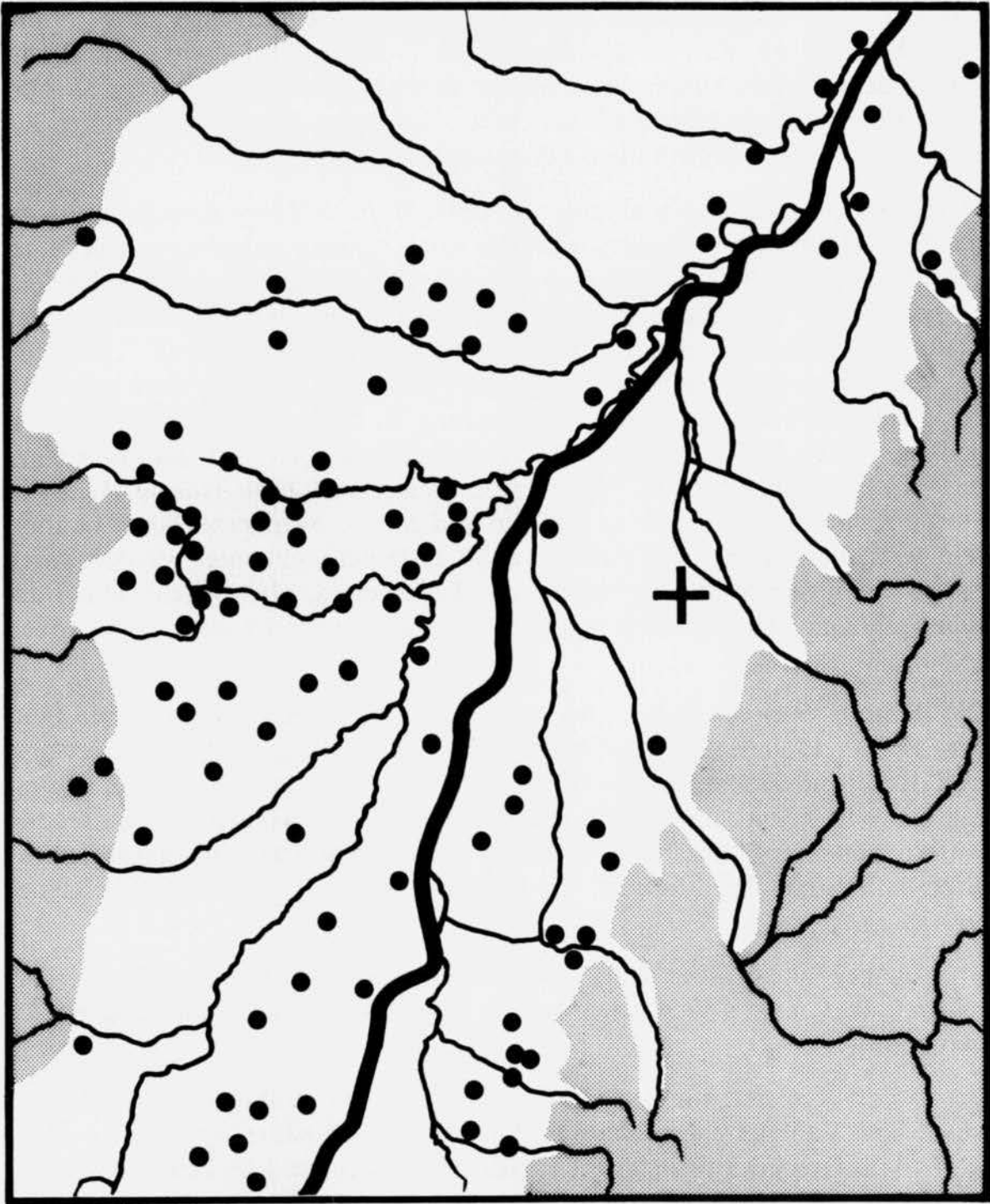
Zur frühgeschichtlichen Besiedlung:

G. Fingerlin, Zur alamannischen Siedlungsgeschichte des 3.—7. Jahrhunderts. In: *Die Alamannen in der Frühzeit*, hrsg. von Wolfgang Hübner. 1974, S. 45 ff.

2 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Ref. Bodendenkmalpflege, Außenstelle Freiburg, Adelhauserstraße 33

3 W. Struck, Neue Ausgrabungen in römischen Siedlungen der Ortenau. *Archäologische Nachrichten aus Baden* 23, 1976, 6 ff.

4 *Badische Fundberichte* III, 1936, 390.



0 6 12 18 24 30 km

Abb. 1: Urloffen (Ortenaukreis). Verbreitung merowingerzeitlicher Gräberfelder im Gebiet von Straßburg und Offenburg (Kreuz: Gräberfeld von Urloffen). Zeichnung A. Usman.



Als 1956 etwa 400 m südlich dieser Fundstelle ein einzeln gelegenes fränkisches Kriegergrab, das, an den Beginn des 7. Jh. n. Chr. datiert, durch das Landesdenkmalamt ausgegraben werden konnte, wurde von weiteren Skelettfunden bei der alten Fundstelle berichtet<sup>5</sup>. Die dichte Bebauung in diesem Bereich ließ aber eine vollständige Zerstörung des Gräberfeldes erwarten.

Deshalb war auch kein Fachmann zur Stelle, als im Juli 1980 eine Baugrube an der Ecke Haupt- und Vogesenstraße für einen Neubau ausgehoben wurde, an einer Stelle, wo früher ein Bauernhof stand. Dabei wurden zahlreiche Skelettgäber, die im Gartenbereich des alten Gehöftes lagen, zerstört, ohne daß eine Meldung erfolgte. Spielende Kinder fanden auf dem Bauaushub Totenschädel, die zu einer Anzeige beim Polizeirevier Oberkirch führten. Nach sorgfältigen Recherchen vor Ort wurde die Meldung an den Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes J. Naudascher, Mahlberg, weitergeleitet, der zusammen mit den Mitarbeitern Herrn K. Maier, Appenweier und Frau Helene Heinrich, Herbolzheim die Fundstelle besichtigte und ein merowingerzeitliches Gräberfeld feststellen konnte. Im Auftrag des Landesdenkmalamtes wurden durch einige Freiburger Studenten in wenigen Tagen die an den Seitenwänden der Baugrube sichtbaren Gräber, insgesamt 10, in einer Notbergung ausgegraben (Abb. 2)<sup>6</sup>.

Die Befunde erwiesen sich als so wichtig, daß in jeweils zwei kleineren Grabungen (durch die Bauarbeiten bedingt) im Winter der ganze noch ungestörte Rest des Grundstückes untersucht wurde. Diese Grabungen fanden bei ungünstigsten Witterungsbedingungen (Schnee und Frost) zwischen den laufenden Bauarbeiten statt (Abb. 3)<sup>7</sup>. Es wurden weitere 20 Bestattungen ausgegraben, insgesamt also 30 Bestattungen, von denen die meisten ins 7. Jh. n. Chr. datieren.

Über die Ergebnisse dieser Ausgrabungen kann hier nur ein kleiner Vorbericht erfolgen, da vor einer Gesamtvorlage die Restaurierung der Funde abgewartet werden muß.

Durch Befragen der unmittelbaren Anwohner nach früheren Skelettfunden wurde klar, daß hier ein größeres Gräberfeld gelegen haben muß. Der moderne Ort Urloffen liegt auf mehreren größeren, mit gutem Löß bedeckten Erhebungen, die sich von der Vorbergzone in das sumpfige Kinzigmündungsgebiet

---

5 Badische Fundberichte 21, 1958, 279 Taf. 80.

6 Für die sorgfältigen Recherchen und die schnelle Weiterleitung der Meldung sei an dieser Stelle den Herren Herrmann und Armbruster vom Polizeirevier Oberkirch Dank gesagt, ebenso den Findern der Skelette, den Jungen Jürgen Kiefer, Gebhard Schmidt und Peter Kirn. Dank gilt auch für die Unterstützung der Grabungen durch die Herren Karl Maier vom Historischen Verein, Appenweier, Ortsvorsteher Schwelling in Urloffen, E. König, Bauunternehmer in Urloffen und H. Brudy, Architekt in Appenweier.

7 Den Studentinnen aus Freiburg und Mainz, die die Wintergrabung ausführten und dokumentierten, gilt der besondere Dank für ihren Einsatz unter schweren Bedingungen: Monika Engel, Beate Grimmer, Annegret Lischewski, Silvia Koch und Judith Wagner.



*Abb. 2: Urloffen (Ortenaukreis). Deutlich sind die Grabgruben in der Baugrubenwand zu erkennen.*



*Abb. 3: Urloffen (Ortenaukreis). Der gefrorene Boden muß entfernt werden.*

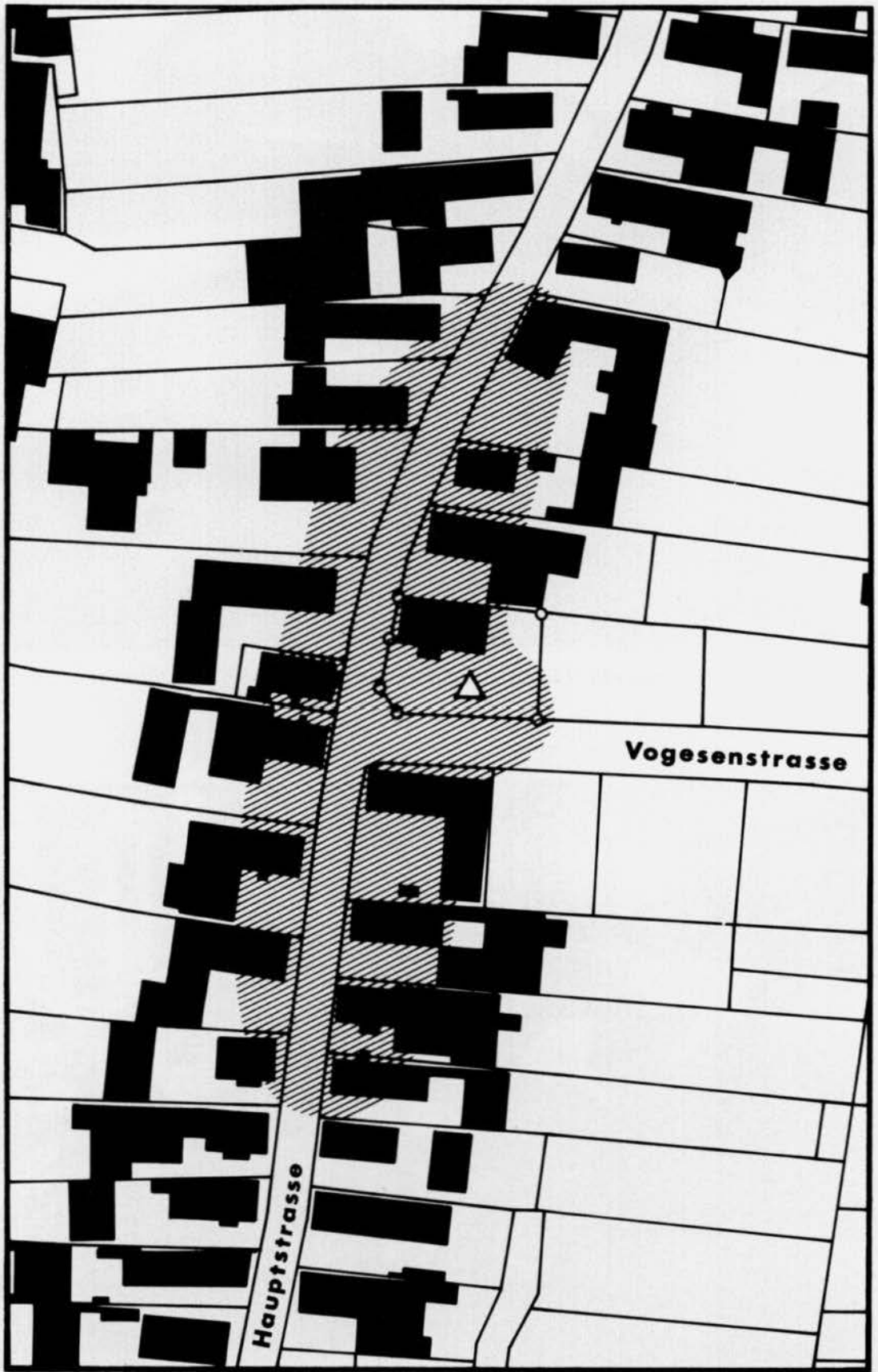


Abb. 4: Urloffen (Ortenaukreis). Vermutete Ausdehnung des Gräberfeldes (Dreieck: Grabungsstelle). M. 1 : 1500. Zeichnung A. Usman.

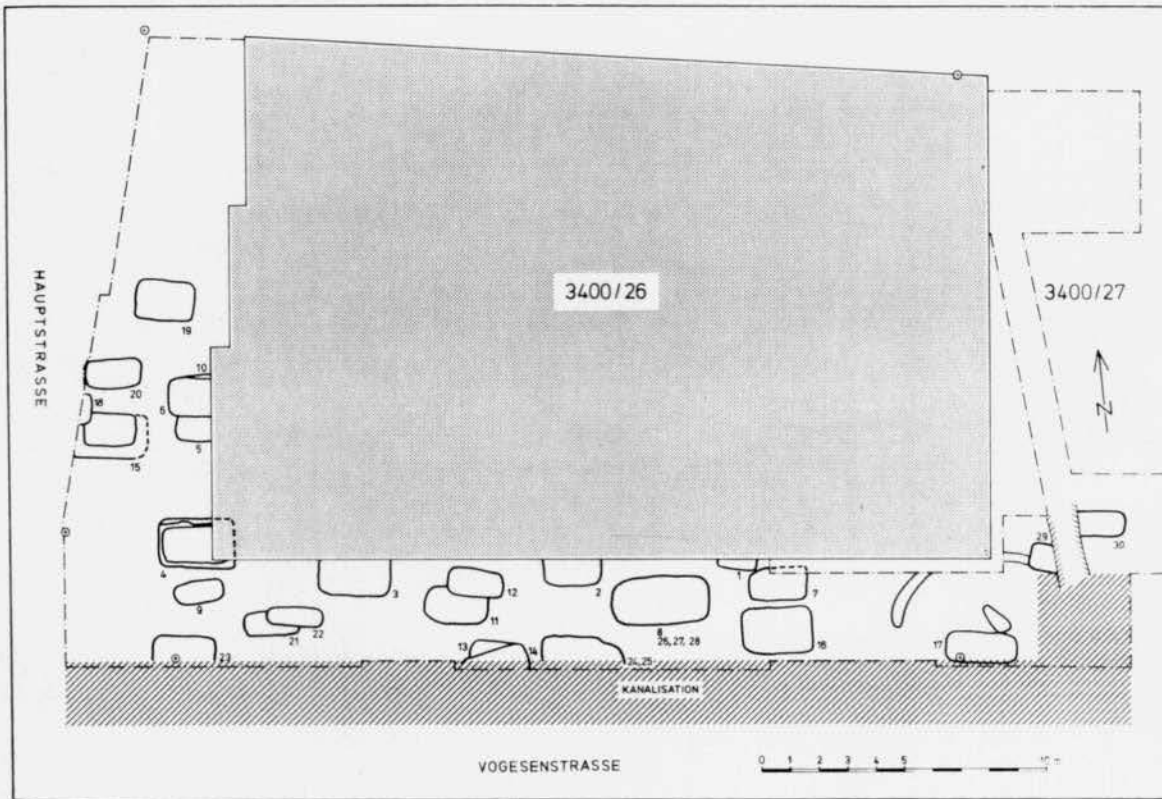


Abb. 5: Urloffen (Ortenaukreis). Gesamtplan des merowingerzeitlichen Gräberfeldes. Zeichnung A. Usman.



Abb. 6: Urloffen (Ortenaukreis). Nach dem Abziehen der Fläche ist die Grabgrube von Grab 8 zu erkennen.





*Abb. 7: Urloffen (Ortenaukreis). Zwei Gräber überschneiden sich.*



*Abb. 9: Urloffen (Ortenaukreis). Die Hockerbestattung von Grab 3 mit Beigaben.*

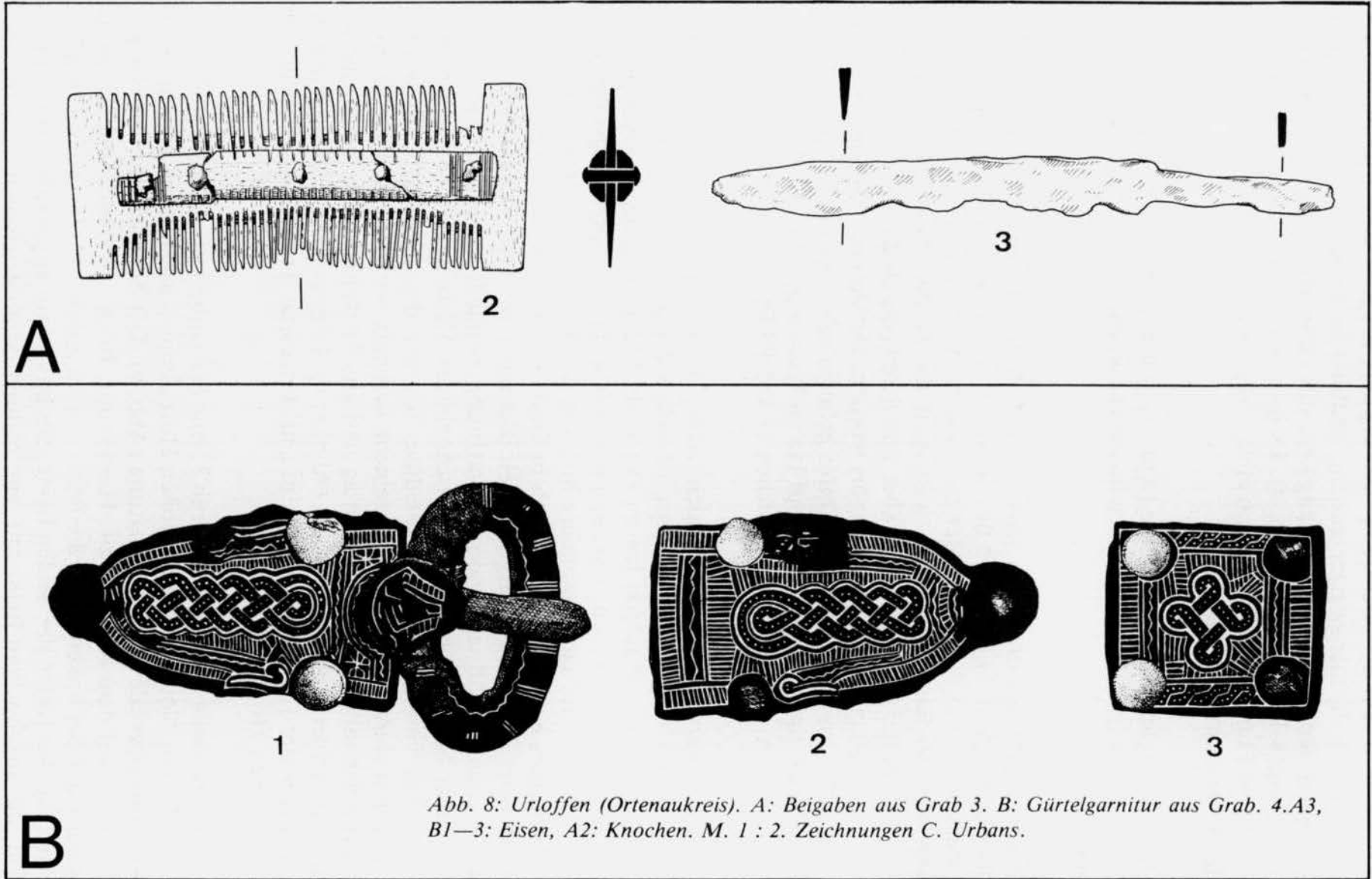
vorschieben. Auf der höchsten Erhebung liegt der Kern des Ortes mit der Kirche, wo auch die merowingerzeitliche Siedlung zu suchen ist. An seinem leicht geneigten, langgezogenen Südhang liegt das Gräberfeld ungefähr im Verlauf der heutigen Hauptstraße (Abb. 4). Es hatte nach den jetzt erst bekannt gewordenen Funden eine Länge von etwa 170 m und eine Breite im Zentrum bei der Vogesenstraße von 50 m.

Die festgestellte Belegungsdichte (Abb. 5) läßt auf eine Gesamtzahl von etwa 500 Gräbern schließen, es hat sich demnach um ein sehr großes Gräberfeld gehandelt.

Die Grabgruben hoben sich nach Entfernen des Oberbodens und Abziehen der Fläche (Abb. 6) gut durch ihre dunkle Einfüllung im hellen Lehm ab. Anscheinend war es wegen der Hangneigung zu Abschwemmungen des darüberliegenden Bodens gekommen, weswegen die Gräber heute nur noch etwa 0,5—1,3 m tief waren. Viele Gräber sind bereits durch die Kanalisation in der Vogesenstraße unbeobachtet zerstört worden. Der Anlage der Baugrube dürften mindestens 20 Gräber zum Opfer gefallen sein. Die Gräber waren alle in O—W Richtung angelegt, der Kopf lag im Westen mit dem Blick nach Osten, wie es immer in merowingerzeitlichen Gräberfeldern der Fall ist.

Mehrere Gräber überschritten sich (Abb. 7), in einigen fanden sich mehrere Tote, so lagen z. B. vier Skelette übereinander in der großen Grabgrube 8 (Abb. 5). Etwas abgesetzt lag im Osten ein leider ausgeraubtes Kriegergrab, das, wie ein Kreisgraben zeigt, ursprünglich wohl von einem Hügel überdeckt war, Hinweis auf eine besondere Stellung des Toten. Ein gut ausgestattetes, unberaubtes Kriegergrab fand sich in Grab 4. Der Tote, der längs der Nordwand einer 2,6 m x 1,8 m großen Holzkammer bestattet worden war, besaß neben einem Gefäß seine ganze Bewaffnung, nämlich eine eiserne Lanzenspitze, einen Schild, ein kurzes, einschneidiges Hiebschwert (der sogenannte „Sax“) und ein großes zweischneidiges Schwert (die „Spatha“). Die Schwerter waren durch Schnallen mit seinem Leibgurt verbunden, der eine große eiserne Schnalle, ein Gegenbeschlag und ein Rückenbeschlag besaß, die mit Silbertauschierung verziert waren (Abb. 8, B). Es handelt sich bei diesem Krieger, der in der 1. Hälfte des 7. Jh. n. Chr. beigesetzt worden ist, zweifellos um einen freien Hofbauern.

Am interessantesten aber war Grab 3, eine Frauenbestattung aus dem 7. Jh. n. Chr. An der Nordseite einer großen Holzkammer befand sich eine in O—W Richtung liegende Hockerbestattung (Abb. 9). Der Schädel und der Oberkörper lagen auf dem Rücken bzw. Hinterkopf. Etwa von Bauchhöhe an lag der Körper auf der linken Seite, die Beine extrem angehockt. Die rechte Hand lag zwischen den Knien der beiden Beine, der linke Arm angewinkelt auf dem Boden, die angehockten Beine mit dem rechten Arm dazwischen auf dem ange-



winkelten linken Arm. Beigaben (Abb. 8, A) waren eine verzierte Röhrenkanne, ein Beinkamm und Schweineknochen (Abb. 9). Wichtig ist die Beobachtung, daß durch die beiden Füße ein Eisenmesser gesteckt worden war (Abb. 9), wodurch die Tote im wahrsten Sinne des Wortes in ihrem Grab festgenagelt worden ist. Dies ist ein deutlicher Hinweis auf die Angst vor Wiedergängertum der Toten. Die Manipulation der Leiche (Anhocken und Festnageln) wurde anscheinend erst nach der Beerdigung und einer Wiederöffnung des Grabes vorgenommen. Wenn auch aus der Merowingerzeit zahlreiche Sonderbestattungen bekannt geworden sind (beispielsweise Bauchlage), so gibt es nur wenige Hockerbestattungen aus dieser Zeit, in Südbaden nur noch zwei weitere<sup>8</sup>.

Grab 3 von Urloffen (und eine weitere Sonderbestattung aus diesem Gräberfeld) wirft ein Schlaglicht auf den Volksglauben in dieser Zeit, der noch nicht allzugut erforscht ist.

Das Gräberfeld von Urloffen, das auf eine einstmals große merowingerzeitliche Siedlung schließen läßt, gewinnt seine überregionale Bedeutung nicht nur durch die Lage im bisher fundleeren Raum, sondern vor allem durch die Lage im Grenzgebiet zwischen Alamannen und Franken. Wird diese Grenze im Oberrheintal im allgemeinen aus historischen Erwägungen etwa mit dem Verlauf der Murg im Norden der Ortenau zusammengelegt, so konnte dieses Problem bisher aus Mangel an Funden nicht archäologisch angegangen werden.

Die Gräber von Urloffen weisen nun aber deutlich fränkischen Charakter auf, was ebenfalls für das Grab von 1956 gilt, das wohl eine zweite Siedlungsstelle, vielleicht einen Einzelhof, anzeigt. Dieser Befund und die Lage im Vorfeld des fränkischen Straßburg könnten darauf hinweisen, daß die Grenze zwischen Alamannen und Franken doch weiter südlich verlief (vielleicht südlich von Ofenbourg).

Dieser kleine Vorbericht, der die Probleme nur andeuten konnte, zeigt, wie wichtig gerade in so fundleeren Räumen wie der nördlichen Ortenau jede neue Fundmeldung aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit werden kann. Der Archäologische Arbeitskreis des Historischen Vereins der Ortenau, der jetzt auch eine Gruppe in Appenweiler gebildet hat, läßt hier sicher in Zusammenarbeit mit dem Denkmalamt noch zahlreiche wichtige Ergebnisse erwarten<sup>9</sup>.

---

8 Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. G. Fingerlin, Freiburg: je eine Hockerbestattung in Reihengräberfeldern von Singen und Bad Krozingen.

9 So wurden bereits unter anderem Hinweise auf ein merowingerzeitliches Gräberfeld bei Appenweiler entdeckt.



# Die historischen Grenzsteine im Gebiet der ehemaligen Reichsstadt Gengenbach

*Gernot Kreutz*

Historische Grenzsteine waren und sind durch ihre Beziehungen zum Recht Kulturdenkmale besonderer Art. Sie gehören zu unserer Umwelt. Unsere sich umweltbewußt gebende Zeit sollte sich gerade auch dieser kleinen Rechts- und Kulturgüter annehmen; sie sollte versuchen, den Sinn für dieses Allgemeingut zu wecken. Die Beachtung des Marksteins als Rechtswahrzeichen war unseren Vorfahren insofern selbstverständlich, als eine Entwendung oder ein Versetzen dieser Lochen zu den am strengsten geahndeten Freveltaten gehörte. Der Volksglaube drückte es so aus: „Wenn einer e Loche versetzt, mueß er — wenn er gestorben isch — as e Geist Nacht für Nacht e Loche versetze!.“

Eben diese rechtsgeschichtliche Stellung hebt die Marksteine wie keine anderen Zeichen der Flur als Kleindenkmale besonders hervor. Sie sind seit Jahrhunderten unverzichtbare Bestandteile unserer Kulturlandschaft. Der einzelne Bannstein sowie diese im Verband gehören unverwechselbar an ihren angestammten Platz. Auch dieses Kennzeichen unterscheidet sie von allen anderen Flurdenkmalen. Unsere Zeit hat leider kein ungetrübtes Verhältnis zu diesen Denkmälern der Kulturgeschichte. Nicht nur die Bindungen zu Geschichte, Recht und Heimat zeichnen diese Grenzmale aus, sondern oft auch die künstlerische Gestaltung. Wegen dieser vielfältigen Beziehungen der Grenzsteine zu unseren Lebensbereichen ist das mehr oder minder schnelle Schwinden aus der Flur durch achtlose oder mutwillige Entwurzelung so bedauerlich. Vielleicht lassen sich doch noch einige „Entleihungen“ der „beweglich“ gewordenen Steine rückgängig machen.

## *Territorium der Reichsstadt Gengenbach und seine Nachbarn*

Das Gebiet der ehemaligen Reichsstadt Gengenbach umfaßte um 1803 am Ende der Reichsfreiheit die Stadt Gengenbach mit ihren Landstäben Bermersbach, Reichenbach, Schwaibach sowie Ohlsbach. Nur vorübergehend gehörte auch das Dorf Berghaupten politisch zu Gengenbach. Die erwähnten Landstäbe wurden 1808 selbständige Vogteien bzw. Gemeinden und blieben es bis zur

---

1 H. Baum, Alemannisches Taschenwörterbuch für Baden, 3. A. Freiburg 1978. — Loche, der: Grenzstein, Markstein, Mark; verwandt mit mhd. lache, die: Grenzmarke in Holz oder Stein

Gemeindeverwaltungsreform, die für Gengenbach am 1. 1. 1975 ihren Abschluß fand. Bermersbach, Reichenbach und Schwaibach gehören seit 1971/1975 wieder zu Gengenbach. Ohlsbach und Berghaupten wurden nach der Reform verwaltungsmäßig gleichberechtigt der Stadt Gengenbach zugeordnet.

Gengenbachs Syndikus Stebel benennt um 1800 die unter der Gerichtsbarkeit von Gengenbach stehenden Stäbe Ohlsbach, Reichenbach mit Nebenzinken Sonderspach, Schwärzenbach und Mittelbach, Haigerach mit Nebenzinken Dantersbach, Bergach und Schönberg, Fußbach, Strohbach, Bermersbach mit Nebenzinken Ingerbach sowie Hüttersbach, in welchem die abteylichen Holzhacker wohnen<sup>2</sup>.

Das einst reichsstädtische Gebiet (Gengenbach mit Bermersbach, Reichenbach, Schwaibach sowie Ohlsbach) hatte um 1800 folgende Nachbarn: Zunächst grenzte es im Norden an das markgräfllich baden-badische Amt Staufenberg mit Durbach von der Brandeck über Krähenneck bis zur Moos. Den Mooskopf erreichte auch das fürstbischöflich-straßburgische Amt Oberkirch sowie das Territorium der Reichsabtei Gengenbach, so daß sich hier vier Bänne trafen. Im Osten wurde im Gebiet der Moos der kurze gemeinsame Grenzabschnitt mit der Reichsabtei bald durch die ehemalige Reichsstadt Zell am Harmersbach abgelöst. Beide Reichsstädte hatten ihre gemeinsame Grenze im Osten und Süden des reichsstädtischen Gengenbach über die Kinzig hinweg bis zum Rauhkasten. Im weiteren Verlauf stieß im Westen als Angrenzer das badische Oberamt Mahlberg mit dem Friesenheimer Hochwald dazu. Dieser Wald, der in früherer Zeit im Besitz des Klosters Gengenbach war<sup>3</sup>, begleitete die Grenze bis zum Gebiet des Steinfirstes. Reichsritterschaftliche Dörfer (Niederschopfheim und Berghaupten) waren die weiteren Nachbarn im Westen bis zur Kinzig. Das zweiherrliche Zunsweier (Grafschaft Hohen-Geroldseck und Landvogtei Ortenau) war der westliche Nachbar von Berghaupten. Als Grenznachbar von Ohlsbach fand sich im Nordwesten die österreichische Landvogtei Ortenau mit dem Gericht Ortenberg (dieses mit den Stäben Ortenberg und Zell) von der Kinzig über Hohes Horn und Rodeck bis zur Brandeck.

### *Dokumentation*

Die hier vorgelegte Bestandsaufnahme der am ursprünglichen Platz verbliebenen Bannlochen umfaßt das vormals reichsstädtische Gengenbach einschließlich Ohlsbach sowie Berghaupten. Außer den Grenzsteinen, die auf einer Gemarkungsgrenze stehen, wurden auch weitere in der Flur erhaltene Grenzzeichen (Ächterkreuze (Abb. 1), Lochen vom Kloster Gengenbach (Abb. 2,4) festgehalten. Die fotografischen Aufnahmen erfolgten (mit einer Ausnahme — Abb. 19) in den Jahren 1976 bis 1981. Die Bildauswahl berücksichtigt alle

---

2 A. Billmaier, Beiträge zur Rechtsgeschichte Stadt und Stift Gengenbach in den Jahren 734 bis 1806. Diss. Heidelberg 1906

3 K. Hitzfeld, Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach, in: Die Ortenau 39./1959, 41./1961

vorhandenen bildlichen Motive, die ihrerseits in ihrer künstlerischen Gestaltung zum Teil recht unterschiedlich in Erscheinung treten. Auch innerhalb eines umschriebenen Grenzverlaufs unterscheiden sich z.B. die Reichsadler mit dem springenden Salm im Brustschild; ebenso ist die ursprünglich einfache Wappenfigur Gengenbachs (gekrümmter Gangfisch) kaum einmal in gleicher Ausführung zu finden. Wegen Platzmangel mußte auf die bildliche Darstellung der unterschiedlichen Motivgestaltungen weitgehend verzichtet werden.

Nicht aufgenommen wurden die amtlich sicher gestellten Grenzsteine (z.B. Museum Gengenbach) sowie die entwendeten bzw. hoffentlich nur noch eine Zeitlang „entliehenen“ Marksteine, auch wenn deren „neuer“ Standort teilweise bekannt ist.

Geschichtliche Zeugen sind ebenfalls die Namen, die in alten Karten und Dokumenten auftauchen. Viele sind nicht mehr geläufig oder geraten immer mehr in Vergessenheit. Sie sollen — wenigstens an einigen Beispielen entlang der Grenze — festgehalten werden, wobei besonders der Vergleich zwischen damals und heute reizvoll ist.

### *Der engere Bereich*

Zu den ältesten Rechtswahrzeichen gehören die sogenannten *Ächterkreuze*. Eines dieser Bannkreuze trägt die Jahreszahl 1582 (Abb. 1). 1910/1938/1960 wurden drei bzw. vier dieser Steinkreuze des Gengenbacher Banns beschrieben<sup>4</sup>. (1960 lesen wir auch die Bezeichnung „Etterkreuz“). Eines dieser Steinkreuze existiert nicht mehr<sup>5</sup>. Die aus dem reichsstädtischen Gebiet Verbannten durften sich je nach dem Wortlaut des Urteilsspruches nicht der Stadt nähern bzw. deren Gebiet innerhalb der Ächterkreuze nicht betreten<sup>6</sup>.

Da die seit 1971/1975 wieder eingegliederten Umlandgemeinden ja nur eine kurze Zeit (seit 1803/1808) selbständig waren, sind zwischen der Gemarkung Gengenbach und den ehemaligen Stabsgemeinden Bermersbach, Reichenbach und Schwaibach keine besonderen Grenzmarken zu erwarten. Auch das früher schon mehr bevorrechtete Dorf Ohlsbach, das einen eigenen Bann besaß<sup>7</sup>, unterscheidet sich hierin nicht von den anderen Ortschaften. Es existiert allerdings ein Grenzstein zwischen Ohlsbach und Reichenbach, der auf Ohlsbacher Seite im Wappenschild einen gekrümmten Fisch (heute eine Figur im Ohlsbacher Wappen) zeigt.

Dagegen finden sich an allen äußeren Grenzen der vormaligen Reichsstadt bemerkenswerte Bannlöcher. Die teilweise vorhandenen Jahreszahlen bedeuten

4 K. Hellinger, Zur Strafrechtspflege der ehemaligen Reichsstadt Gengenbach, in: Die Ortenau 1. u. 2./1910/11

O. A. Müller, Die Bestandaufnahme der Steinkreuze in Mittelbaden, in: Die Ortenau 25./1938

K. Hitzfeld, Geschichte der Abtei und der Stadt Gengenbach bis 1803, in: Gengenbach, hrsg. v. P. Schaaf. Konstanz 1960

5 B. Losch, Sühne und Gedenken Steinkreuze in Baden-Württemberg. Stuttgart 1981-Vgl. auch: B. Losch, Steinkreuze in Südwestdeutschland. 1968

6 vgl. Anmerk. 4, Hellinger

7 M. Kuner, Die Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Gengenbach. Gengenbach 1939; auch in: Die Ortenau 12./1925 und 14./1927

nicht immer das Jahr der Steinsetzung. Öfter wurde erst bei einer „Bann-Erneuerung“ die Jahreszahl in den alten Stein eingehauen.

Teilweise begegnet man älteren wenig behauenen Grenzmarken, in deren Oberseite lediglich ein kleines Kreuz eingemeißelt wurde. Diese Steine wurden häufig belassen, wenn später unmittelbar daneben ein mit Buchstaben, Ziffern und Symbolen bezeichneter Stein gesetzt wurde.

### *Nördlich der Kinzig*

Im Norden grenzen Ohlsbach und Reichenbach an Durbach. Zwischen Brandeck, Kräheneck (Abb. 5) und Moos stehen Steine mit Gengenbacher Adler einerseits und badischem Wappen (Abb. 6) andererseits. Diese 1788 gesetzten Lochen zeigen den Adler in den verschiedensten Haltungen: Laufende und stehende, flügelschlagende und Adler mit angelegten Flügeln wechseln einander ab. Der Genossenschaftswald auf Durbacher Seite ist mit D M (Durbach Mooswald) gekennzeichnet.

Wir lesen im „Gräntz-Riß über die gemeinschaftlichen Gräntzen des hochfürstlichen Marggrävlichen Baadischen Amts der Herrschafft Staufenberg, und der hochlöblichen Reichs-Stadt Gengenbach“ von 1788 folgende Namen: Brandecker Kopf, vormahls das Lautenbacher oder Hirtenbacher Lindle jezt ohne beysatz das Lindle, busEich, Lang-Acker, Lang-Eck, Groß-Kreyen Kopf, Heizen Aeckerle, bey denen Buchen, klein Kreyen Kopf, Wolff-Grund, Spähre, Forst-Eck, Latengruber Schleif, Steinrückle oder Steine brücke, Spähne-Platz, Geiß-Schleif, Moß-Eck, Moos-Berg<sup>8</sup>.

Auf der Moos (früher auch „Mosebergk“<sup>9</sup>) treffen die ehemaligen Gemarkungen von Reichenbach, Durbach-Gebirg, Wälden (Oberkirch-Ödsbach) und Nordrach Fabrik zusammen. Das ehemals reichsabteilich-gengenbachische Gebiet Fabrik („Fabriker Herrschafft Wald“<sup>10</sup>) grenzt bis zum „vorder Siedenkopf“ (Abb. 7). Der höchste Kopf der Moos, der „hinter Siedenkopf“ (heute: Siedigkopf), erhält wohl seinen Namen von der „Harz Siede“. Diese Bezeichnung finden wir auf der Karte des abteilichen Mooswaldes aus dem 18. Jahrhundert<sup>11</sup>. „Mooskopf“, „hinter Siedenkopf“, „vorder Siedenkopf“, „Schwarzlach“, „Holzek Kopf“, „Forst Eck“, „Sohlersgrub“, „Forst Eck“, „Korn Ebene“ lauten die Namen an der Grenze von 1821<sup>12</sup>.

Heute geht im Osten die Grenze Reichenbachs von der Moos über den Siedigkopf durch Staatswald und grenzt an die Gemarkung Nordrach. Bis zur Kornebene bietet der Staatswald auf Reichenbacher Gemarkung die Abteilungs-Namen „Ob dem Moosbrunnen“, „Moos“, „Kornebene“, „Sorben Winterseite“, auf Nordrachener Seite „Geisschleif“, „Buchwald“, „Hintere Moosbachwand“, „Spitzmüllers- und Börsigwald“, „Bechtenbach“, „Im Wolfsgrund“.

8 GLA 179/136

9 P. Schaaf, Die Gesteinswelt der Umgebung, in: Gengenbach, hrsg. v. P. Schaaf. Konstanz 1960

10 vgl. Karten-Verz. „Mooswald . . .“

11 vgl. Anmerk. 3; GLA H/Gengenbach

12 vgl. Anmerk. 10



Zur Zeit der Staatswaldvermessung (1842) wurde das badische Wappen mit dem Schrägbalken das Zeichen für den Staatsforst (Abb. 7, 8). Häufig wurde es auf schon vorhandene Steine eingehauen. Beispielsweise wurde einem schon vorhandenen großen G (Reichsstadt Gengenbach) und Z (Reichsstadt Zell) das neue staatliche Wappen beigegefügt.

Reichenbach wird im Grenzverlauf durch Schwaibach abgelöst. Südlich des Hochkopfes verläßt die Gemarkungsgrenze den Staatswald. Bis zur Kinzig und weiter bis zum Rauhkasten begleiten sich die reichsstädtischen Nachbarn Gengenbach und Zell a. H. (mit den Gemarkungen Nordrach, Zell und Biberach). Längere Grenzabschnitte verlaufen hier über Schanzen. Auf den mit 1731 datierten Wappensteinen stehen sich auf beiden Seiten die Reichsadler gegenüber (Abb. 7), auf Gengenbacher Seite mit dem springenden Gangfisch im Brustschild. Gelegentlich ist der sonst nach rechts schauende Adlerkopf auch links-gewendet. Erst im Süden westlich des Eichgrabenecks zeigt der Zeller Reichsadler teilweise auch einen Brustschild, in dem ein Rost erkennbar ist, eine Eigentümlichkeit der Biberacher Grenzsteine, die noch einer eindeutigen Erklärung harrt (Abb. 11). Eine Karte des Zeller Bannes mit Biberach von 1738 zeigt in der Titelvignette ein Wappen mit einer rostähnlichen Figur<sup>13</sup>. Vielleicht ist es ein Ortszeichen von Biberach, das als Herzschild dem Zeller Reichsadler aufgelegt wurde.

Westlich der Kinzig steht ein Bannlochen von 1598. Allein auf diesem Stein zeigt die Seite gegen Biberach einen Doppeladler (Abb. 9). Vielleicht ist hierfür folgende Deutung zulässig: Die Herrschaftsrechte in Biberach lagen bei der Reichsabtei Gengenbach;<sup>14</sup> deren Wappen zierte der Doppeladler<sup>15</sup>.

### *Südlich der Kinzig*

Bis zum Rauhkasten stößt nun das gengenbachische Bermersbach an Zeller Gebiet mit Biberach. Der mit Wappen geschmückte Dreibannstein von 1767 auf dem Rauhkasten nimmt auf der dritten Seite gegen den Friesenheimer Hochwald das badische Wappen auf (Abb. 10, 11). Der staatliche Friesenheimer Hochwald, gekennzeichnet durch das badische Wappen, erstreckt sich vom Rauhkasten über den Rebmesserstein bis zum Steinfirst.

Die Namen der Bezirke des Friesenheimer Hoh-Waldes längs der Grenze lauteten 1782 bzw. 1783:<sup>16</sup> der kleine Kalte Brunnen, Silber-Eck, der Rauhe Kasten, auf dem Schaaf auf Kapff, Erlen-Grund, Reeb-Berglis Grund, Reeb Eckle, im Gengenbacher und Fuhsbacher Grund, auf der Steinen Fürst. Heute lesen wir an der Grenze des Staatswald-Distriktes Gereut die Abteilungs-Namen: Am Biberacher Kamm, Rauhkasten, Am Rebmesserstein, Fußbacher Rand, Am Gengenbacher Dobel, Steinfirst. Dem Hochwald liegt auf Bermersbacher Seite gegenüber der Staatswald-

---

13 GLA H/Zell a. H.

14 Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Wolfach. Hrsg. Histor. Verein für Mittelbaden. Bühl 1970

15 H. Brommer, Das Wappen der ehemaligen Benediktinerabtei Gengenbach, in: Die Ortenau 55./1975

16 GLA H/Friesenheim

Distrikt „Abtswald“, der Privatwald „Im Gehren“ (vor 200 Jahren: „aufs Gehren Bauren Stümmel“) und als ehemaliger Gemeindewald von Bermersbach der „Waldmattengrund“ von Fußbach und der „Holdergrund“ von Strohbach.

Rebmesser und Pflugschar, Symbole bäuerlicher Kultur, finden sich auf einzelnen Steinen (Abb. 12, 13). Beides sind Figuren im Wappen von Friesenheim.

Im nördlichen Bereich des Steinfirstes tauchen auf den Bannsteinen neue Symbole auf. Ein kurzes Stück grenzt Bermersbach an das ehemalige Gebiet von Niederschopfheim. Schopf (Wappenfigur von Niederschopfheim) und Breitbeil (Wappenfigur der reichsritterschaftlichen Franckensteiner) zieren diese Steine auf Niederschopfheimer (heute: Diersburger) Seite.

Der Dreibannstein von 1627 mit Fisch (Symbol auf dem ältesten Gengenbacher Siegel bis Anfang des 16. Jahrhunderts<sup>17</sup>), Schopf und Geroldsecker Wappen (für Berghaupten) ist der Schlußstein dieses Grenzzuges am Nordabhang vom Steinfirst (Abb. 14, 15). Dieser Dreimärker wurde 1755 als „Rebmesser-Stein“ beschrieben<sup>18</sup>. Beim Vergleich mit Karten aus dem 18. Jahrhundert dürfte diese Bezeichnung aber an dieser Stelle als Irrtum anzusehen sein.

### *Berghaupten*

Im Gebiet der Windeck zwischen Bermersbach und Berghaupten stehen Marksteine (zum Teil mit Jahreszahl 1737) mit halbzylindrischer Form. Diese Form kommt um Gengenbach und auch in der weiteren Umgebung sonst nicht vor. Dem Gengenbacher Fisch (Abb. 16) steht die Wappenfigur von Berghaupten (Kopf mit Kappe) (Abb. 17) gegenüber.

Der älteste mit einer Jahreszahl — 1539 — vorgefundene Bannlochen, ein Wappenstein, befindet sich bei der Hub („auf des abbts Hubmatt“<sup>19</sup>) (Gemarkung Gengenbach/Gemarkung Berghaupten).

Das Berghauptener Haupt finden wir nur an der Grenze zur Reichsstadt (Bermersbach, Reichenbach). Gegen Niederschopfheim (zum größeren Teil jetzt Diersburg) bleibt die Seite von Berghaupten ohne Bild, während auf der anderen Seite Schopf und Breitbeil die Steine schmücken (Abb. 18). Die Waldungen des Bellenbergs wurden erst 1788 zwischen Zunsweier und Berghaupten aufgeteilt. Bildliche Zeichen finden sich auf diesen Grenzsteinen nicht<sup>20</sup>.

17 P. Schaaf, Stadtsiegel aus acht Jahrhunderten, in: Gengenbach, hrsg. v. P. Schaaf. Konstanz 1960

18 Untersuchung Der Beschaffenheit des Fleckens, Thales und Bannes Berghaupten, Und in Letsterem gelegenen Berges und Waldes Bellenberg. Strasburg 1755

19 GLA Gengenbach 202/163

20 G. Kreutz, Einfache Kulturdenkmale an der östlichen Waldgrenze von Offenburg, in: Die Ortenau 57./1977 — (hier weitere Literaturangaben)

## Ohlsbach

Ohlsbach zeigt auf seiner nordwestlichen Grenze, von der Kinzig über das Hohe Horn und Rodeck bis zur Brandeck, eine Reihe von Wappensteinen. Diese 1787 gesetzten Bannsteine zeigen eine sorgfältige Bearbeitung. Für sie wurde von Sutter der Begriff Adlersteine geprägt. Von diesen schönen Steinen stehen von ehemals 48 nur noch 21. Viele sind durch ganz gewöhnlichen Diebstahl verlorengegangen. Bedauerlich ist vor allem auch der Verlust des Dreimärkers an der Kinzig, den neben dem Gengenbacher und Ortenberger Gerichts-Wappen dasjenige von Zunsweier zierte (Abb. 19<sup>21</sup>). Zwischen der Reichsstadt Gengenbach (Abb. 20) mit ihrem Ohlsbacher Bann und dem Gericht Ortenberg der Landvogtei Ortenau (Abb. 21) wurde die Grenze 1787 neu beschrieben und durch diese Adlersteine festgelegt<sup>22</sup>. Die Reichslandvogtei Ortenau war hier mit den Stäben Ortenberg und Zell (jetzt — Gemarkungen Ortenberg, Fessenbach und Zell-Weierbach) der Nachbar des reichsstädtischen Gengenbach. Auf der Brandeck stößt die Grenzlinie zwischen Zeller und Ohlsbacher Bann auf die alte Herrschaft Staufenberg mit Durbach. Der Dreibannstein Nr. 48 mit den drei Wappen beschließt und krönt die einstmalige Territorialgrenze.

Der Ohlsbacher Gemeinewald-Distrikt Riesenwald (1805: Rissenwald<sup>23</sup>), ehemals Wald des Fessenbacher Rießhofes<sup>24</sup>, grenzt an den Ortenberger und Zeller Bann mit den alten Abteilungs-Namen „Beim Eselsbrünle“, „Forlenbihl“, „Hohhorn“, „Finsterdobel“ (Südabhang der Rodeck), „Buchwald“, „Rappendobel“. Nach forstwirtschaftlicher Neueinteilung der Abteilungen bildet die ganze Kammlage heute die Abteilung „Hohes Horn“.

Ein Auszug aus dem „Ban buchlin der Statt Gengenbach“ (auf dem äußeren Titelblatt: Weidgangbüchl. der Stadt Gengenbach. 15. Jahrh.) zeigt den Wandel der Namen im Laufe der Jahrhunderte. Die heutige Grenze von Offenburg-Fessenbach und Offenburg-Zell-Weierbach einerseits und Ohlsbach andererseits (damals Grenze zwischen Zeller und Ohlsbacher Bann), die vom Hohen Horn und von der Rodeck über Bühlhof, Hohen Bühl, Fritscheneck zur Brandeck verläuft, wurde uns so überliefert:

„ . . . Rüssenwalt hin vntz (= bis) vff das horn, vnd vom horn herabe. vntz an Rot eck. vnd donach vff die rechthand, den walt durchnyder, an des vitz Kams gut, oben im waltbach. vnd hinuff der schneschmeltzy nach, vntz an des bentzen gut. ob dem tiefthal, Donach ob dem hagspring hinuff, der schneschmeltzy nach. vnd neben des schillings gut, ob dem Ror hin vff die brandeck<sup>25</sup>.“

21 S. Schülj, Historischer Ecklochen für drei Gemarkungen entwendet, in: Offenburger Tagebl. 10. 4. 1981

22 GLA Gengenbach 202/165

23 vgl. Karten-Verz. „Plan vom Ohlsbacher Rissenwald“

24 vgl. Anmerk. 3

25 GLA Nürnberg, German. National-Museum Nr. 99



1



2



3



4



5



6



7



8



9





10



11



12



13



14



15



16



17



18



19



20



21

*Anmerkungen zu den Abbildungen*

1  
Ächterkreuz als Rechtswahrzeichen für den Stadtbann — im Nollenwald. M G = Monasterium Gengenbacense (Kloster Gengenbach) — (?). Jahreszahl 1582. Am Stamm eingeritztes Pflugsech. Maße: 88 x 70 x 22.

2  
Grenzstein des Klosters Gengenbach von 1743 — am Abtsberg. Im Wappenschild G mit Abtsstab.

3 + 4  
Grenzstein zwischen Stadt und Kloster Gengenbach am Herrenwädele (Haigerach). Nördl.: Wappenschild mit links-gekrümmtem Fisch; R = Reichenbach (ehemals Gemeindegewald). Südl.: Abtsstab.

5  
Dreimärker Reichenbach/Ohlsbach/Durbach von 1788 — Krähenneck. Gengenbacher Adler. Maße: 85 x 29 x 21.

6  
Grenzstein Reichenbach/Durbach von 1788 — östlich der Krähenneck. Auf Durbacher Seite badisches Wappen, überhöht von Krone bzw. Fürstenhut mit Weltkugel und Kreuz. (Reichenbacher Seite mit Gengenbacher Adler).

7  
Alter Dreimärker zwischen Reichenbach und Nordrach (Fabrik und Dorf) mit Jahreszahl 1731 — vorderer Siedigkopf. (Ehemals Fabrik Nordrach zur Abtei Gengenbach, Nordrach-Dorf zu Zell). Auf Nordrachener Seite der Reichsadler (Zell a. H.) (südöstl.). Badisches Wappen mit Jahreszahl 1842 (Vermessung der Staatswaldungen) (westl.). (Badisches Wappen — nordöstl. Seite).

8  
Grenzstein Gengenbach/Schwaibach — am Hüttersbächle. Badisches Wappen hier spiegelbildlich eingehauen. S B = Schwaibach. 1842 — Jahr der Staatswaldvermessung.

9  
Grenzstein Schwaibach/Biberach mit Jahreszahl 1598 — Auf der Zini (Zinn). Biberacher Seite mit Doppeladler (schlecht erhalten) im Wappenschild (Bedeutung unklar — Bezug auf das Wapen der Reichsabtei Gengenbach?). (Gengenbacher Seite mit reichsstädtischem Wapen).

10 + 11  
Dreibannstein Bermersbach/Biberach/Friesenheim auf dem Rauhkasten. Jahreszahlen 1767. Bermersbach: Wapen von Gengenbach (Reichsadler mit gekrümmtem Fisch im Brustschild); später dazu badisches Wapen 1842. Biberach: Reichsadler (Zell a. H.) mit Rost im Brustschild; B = Biberach. Friesenheim: Badisches Wapen 1845. Badische Wapen eingehauen zur Zeit der Vermessung des Staatswaldes (1842/1845). Auf dem Kopf als Weisung die Zwerchkrinne, dazu ein Kreuz (allgemein zur Kenntlichmachung als Grenzmarke). Höhe: 75, Seiten 38 x 38 x 33.

12

*Grenzstein Bermersbach / Friesenheimer Hochwald mit Jahreszahl 1764. Rebmesser und Pflugschar auf Bermersbacher Seite.*

13

*Rebmesserstein zwischen Bermersbach und Friesenheim. Mit Rebmesser (Rebmesser und Pflugschar im Wappen von Friesenheim). BB = Bermersbach.*

14 + 15

*Dreibannstein Bermersbach/Berghaupten/Diersburg mit Jahreszahl 1627 — am Steinfirst. (Ehemals: Reichsstadt Gengenbach / Grafschaft Hohengeroldseck / Herrschaft Binzburg mit Niederschopfheim). Bermersbach: Gekrümmter Fisch im Wappenschild. Berghaupten: Im Wappenschild ein Stabbalken (Wappen der Geroldsecker). Diersburg (früher Niederschopfheim): R v D = Roeder von Diersburg, Schopf (im Wappen von N'schopfheim), G D (vorher G N) = Gemark. Diersburg (N'schopfheim). Höhe 60, Seiten 40.*

16 + 17

*Grenzsteine Bermersbach/Berghaupten (halbzylindrische Form) — im Gebiet der Windeck. Herausgemeißelter gekrümmter Fisch im Wappenschild der Bermersbacher Seite. Jahreszahl 1737. Wappenfigur von Berghaupten — Kopf (Haupt) mit Kappe.*

18

*Dreimärker Berghaupten/Niederschopfheim/Diersburg. Wappen der Franckensteiner mit Breitbeil. Schopf — Wappenfigur von N'schopfheim. G D = Gemark. Diersburg. W — Buchstabe N spiegelbildlich. G W = Gemeindewald.*

19

*Dreibannstein Zunsweier/Ohlsbach/Ortenberg — westl. der Kinzig — vor einigen Jahren entwendet. Wappen von Zunsweier — aus der heutigen Wappenbeschreibung: Tannenbaum zwischen zwei Rosenzweigen mit Blüten. (Die beiden anderen Seiten mit Gengenbacher Wappen und Wappen des Gerichtes Ortenberg in der Landvogtei Ortenau).*

20 + 21

*Grenzsteine Ohlsbach/Ortenberg (Adlersteine N 13, N 19) von 1787. Ohlsbacher Seite mit Wappen von Gengenbach: Adler mit Brustschild, darin ein springender Gangfisch; G = Gengenbach. Ortenberger Seite mit Ortenberger Gerichtswappen: Vorn ein Adler, hinten eine Kirche — Burg Ortenberg; O = Stab Ortenberg. Neben N 13 Wald-Abteilungsstein.*

*Von der Kinzig bis zur Rodeck (wo der Grenzverlauf zwischen Zell-Weierbach und Fessenbach an Ohlsbach stößt) blieben von 23 Adlersteinen 12 stehen (Stab Ortenberg: N 2, N 8, N 9, N 11, N 12, N 13, N 14, N 15, N 17, N 19, Stab Zell: N 22, N 23).*

Auf der Grenze zwischen Ohlsbach und Zell-Weierbach (früher: Stab Zell) verblieben von der Rodeck bis zur Brandeck (No 24 bis No 48) nur noch 9 von 25 Adlersteinen: N 25, N 28, N 29, N 31, N 32, N 33, N 35, N 36, N 48 (Dreibannstein Gericht Ortenberg der Landvogtei Ortenau / Reichsstadt Gengenbach / badisches Amt Staufenberg). Beschreibung mit Abbildungen der Adlersteine des Zeller Stabs erfolgte 1977<sup>26</sup>.

N 21 Rathaus Ohlsbach, N 30 Marktplatz Gengenbach, N 40 Rathaus Zell-Weierbach, N 43 Museum Gengenbach,

N 4, N 27, N 47 — von „Un-Bekannt“ zur Zeit noch „entliehen“.

Aufn. 19 von H. Braun, übrige Aufn. vom Verf. (1977, 1979—1981).

Weitere Fotos (insgesamt 82) mit Beschreibungen wurden 1980 anlässlich der 750Jahrfeier der Stadt Gengenbach<sup>27</sup> sowie während der Kulturtage 1979 in Offenburg-Zell-Weierbach vorgestellt<sup>28</sup>.

26 vgl. Anmerk. 20

27 G. Kreutz, Bild-Dokumentation historischer Grenzsteine um Gengenbach, 1980 (Katalog zur Ausstellung der Stadt Gengenbach)

28 G. Kreutz, Zell-Weierbach in alten und neuen Karten, in: Ausstellungs-Verzeichnis Kulturtage 1979 Zell-Weierbach

### *Literatur*

(außer dem in den Fußnoten angegebenen Schrifttum)

K. S. Bader, Die Gemarkungsgrenze, in: Grenzrecht und Grenzzeichen 1940 (2. H. Das Rechtswahrzeichen)

T. Knapp, Über Marksteine und andere Grenzbezeichnungen vornehmlich im südwestlichen Deutschland, in: Grenzrecht und Grenzzeichen 1940 (2. H. Das Rechtswahrzeichen)

S. Schiek, Historische Grenzsteine, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 4/1979

### *Quellen*

Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA): 31/14 (Archiv Ortenau) — 179/136 + 137 (Amt Staufenberg) — Gengenbach 202/163 + 165 — Gengenbach 202/572 — 368/1909/35 1166a (Bezirksamt Offenburg) — 368/1909/35 1179 (Bezirksamt Offenburg) — Nürnberg, German. National-Museum Nr. 99 —

Gemarkungs-Pläne: Friesenheim, Gengenbach, Nordrach, Ohlsbach, Zell. a. H.

Staatl. Forstamt Gengenbach: Karten, Akten

Stadt-Archiv Gengenbach: Akten IV. 1 (Gemeindegebiet u. -grenzen, Vermessungswesen)

### *Ältere Karten*

Carte von den im Revier Nordrach, Oberkircher Oberforstamtes, am Ende des Nordracher Thales liegenden herrschaftlichen Fabrick Waldungen im Holzhack genannt, 1807. GLA H/Nordrach (vgl. auch: Oberforstamt Oberkirch Die herrschaftl. Waldungen auf der Schmalte-Fabrick am Ende des Nordracher Thales im Holz-Hack genannt, 1806. GLA H/Nordrach)

Geometrischer Plan von dem Friesenheimer Hoh-Wald, 1783 und 1782/1786. GLA H/Friesenheim

Grantz-Riß über die gemeinschaftlichen Gränzen des hochfürstlichen Marggrävlichen Baadischen Amtes der Herrschaft Staufenberg, und der hochlöblichen Reichs-Stadt Gengenbach, 1788. GLA 179/136

(vgl. auch: Concept-Plan über die gränz-Linie zwischen Staufenberg u. Gengenbach. GLA 179/136)

Graenz Plan zwischen dem K. K. Ortenauischen Gericht Ortenberg und der Reichs Stadt Gengenbach, Olsbacher Bann, 1787 u. 1788. GLA H/Ohlsbach u. 31/14

Grundriß über der Reichsgotteshauß Gengenbachischen Teritoria im Adelichen Ryß, deßen ganzen bezirk um den Moßwald herum, nebst deren Lehengüther und anstossenden grentzen (zit. nach Hitzfeld<sup>3</sup>)

Grund Riss Des Reichs-stifts Gengenbachischen Mooß mit ihren Blau-farb- und Glaßwerckern Waldungen und Mayereyen samt Tagelöhner-Gütlein. GLA H/Gengenbach

Mappa über die zur Land Vogtey Ortenau gehörige Drey Obere Gerichter ORTENBERG Mit dem Staab Goldscheyer, APPENWEYER und GRIESHEIM Mit dem Affter Gericht Zunsweyer und dem zum Land Gericht Achern gehörigen Dörfflen Fernach. GLA H/f 202

Mooswald genaßt Gengenbacher Moos-Forst im Forstamt Offenburg. Nordracher Forstrevier, 1821

Plan vom Ohlsbacher Rissenwald, 1805/1811/12

Topographische Carte oder Grundriss über den Zeller Bann und Jurisdiction, Welche dessen Begränzung und andere anstossende Bänne andeutet, 1738. GLA H/Zell a. H.

### *Neuere Karten*

Amtl. Karten, hrsg. v. Landesvermessungsamt Baden-Württemberg: u. a. Deutsche Grundkarte Staatl. Vermessungsamt Offenburg: Atlanten der Gemarkungen

Forstdirektion Südbaden Freiburg



# Das Schauinslandhaus

Nachbau des „Reesenhofes“ in Hofgrund

*Hermann Schilli*

Im Schauinslandgebiet finden sich die höchsten Siedlungen des Schwarzwaldes in einer Lage von rund 1100 m Meereshöhe. Diese Lage ermöglicht nur einem bescheidenen Bauerntum Leben und Siedlung. Die Häuser sind daher mittelgroß. Sie sind an die Hänge geklebt; ihre Firste laufen parallel mit den Höhenlinien (Abb. 1). Es sind Einhäuser, die Menschen, Tiere und Erntegut unter einem Dach bergen. Nebenbauten, wie Speicher und Mühlen, die das Bauernland kennzeichnen, fehlen in dieser Landschaft. Die Hausgärten sind auf wenige Quadratmeter verkleinert; Dauer- und Wechselfelder sind nicht vorhanden. Der Haupterwerb ist die Viehzucht; deren Erzeugnisse, Fleisch, Butter und Käse, konnten an die Bewohner Freiburgs und an die Bergleute, die hier seit dem 13. Jahrhundert den silberhaltigen Bleiglanz abbauten, abgesetzt werden. Ein typisches Beispiel der Bauweise rund um den Schauinsland ist der *Reesenhof* in Hofgrund. Er wurde erbaut im 18. Jahrhundert.



Abb. 1: Ansicht eines Schauinslandhauses von Süden

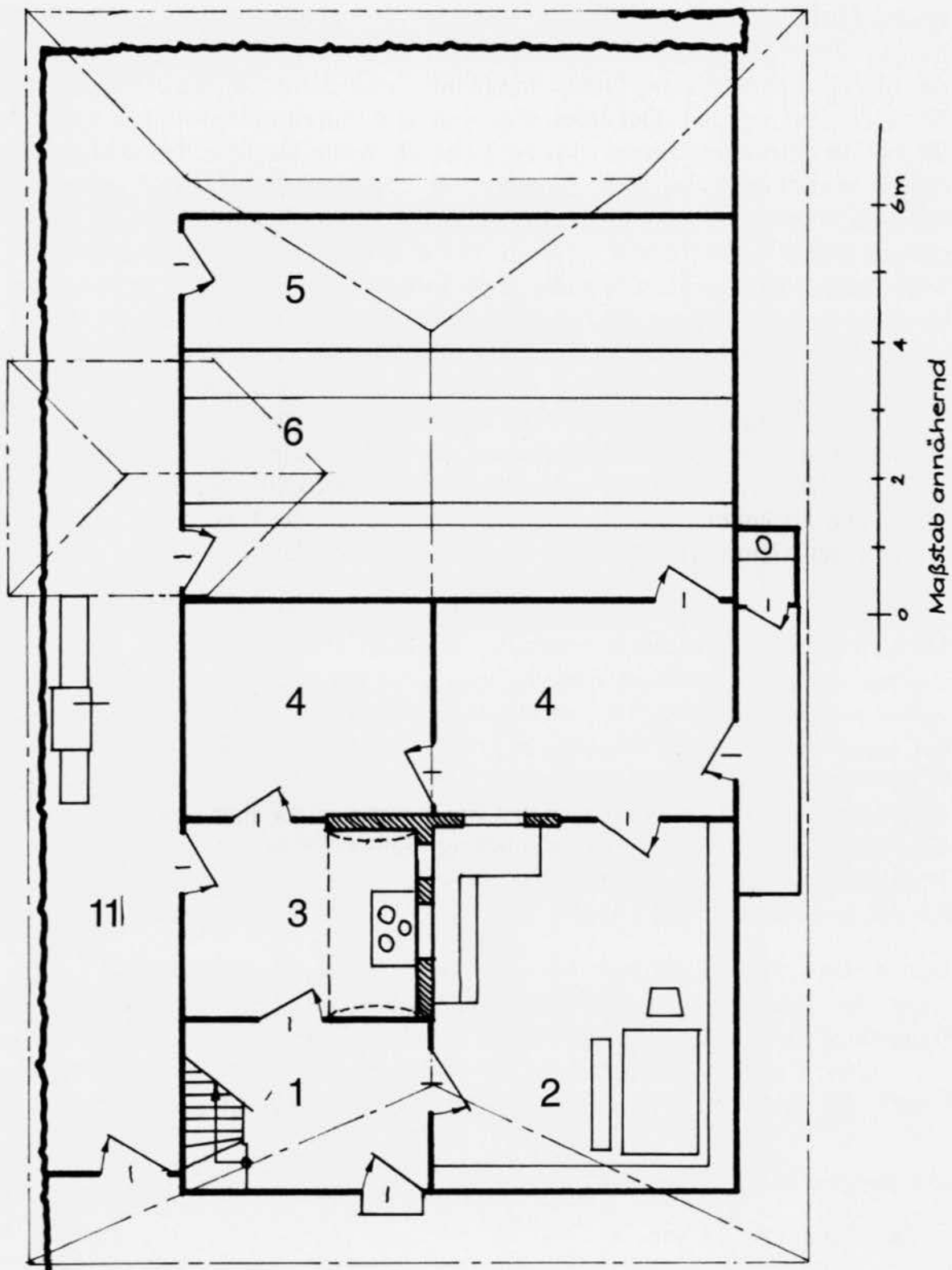


Abb. 2: Bodenaufteilung des Erdgeschosses.  
 1 Hausgang, 2 Stube, 3 Küche, 4 Kammer, 5 Futtergang, 6 Stall, 11 Brunnenschopf

Diesen Hof wollte ich nach Gutach versetzen. Ein anderes Haus ist nicht greifbar. Im Zuge des Fremdenverkehrs und durch notwendige Erneuerungen waren die Häuser in diesem Gebiet umgebaut, und damit ist die ursprüngliche Form zerstört worden. Der Reesenhof war seit Jahren unbewohnt und befindet sich in einem sehr verwahrlosten Zustand. Weite Dachflächen sind aufgerissen, so daß es in das Haus hineinregnet. Die eingetieftete Tenn-Einfahrt ist vor Jahren gehoben worden. Das Haus hat damit ein kennzeichnendes Merkmal der Schauinslandhäuser verloren. Wie es mit den Blockwänden unter dem Schindelmantel bestellt ist, konnte nicht festgestellt werden. Die Schindelverkleidung haben die Schauinslandhäuser erst mit der Verbilligung der Nägel um die Mitte des letzten Jahrhunderts erhalten. Bei einer Versetzung wären die Außenwände nicht wieder verschindelt worden, damit ein weiteres Kennzeichen der Schauinslandhäuser, die Blockwände, sichtbar geblieben wären. Wieweit dabei die Narben der ehemaligen Verschindelung die Wände verschandelt hätten, kann nicht beurteilt werden. Vielleicht wäre auch das Holz unter dem deckenden Schindelmantel erstickt oder von Ungeziefer angefressen gewesen: Kurz, eine Wiederverwendung der Außenwände wäre fraglich gewesen.

Da sich dem Erwerb des Reesenhofes ungeahnte Schwierigkeiten entgegenstellten, die trotz intensiver Bemühungen nicht behoben werden konnten, erteilten mir die maßgeblichen Instanzen des Landkreises Ortenau die Erlaubnis, einen maßgerechten Nachbau zu erstellen. Eine genaue Bauaufnahme hatte ich bereits gefertigt. So konnte der Landkreis nach Einholung der Baugenehmigung und einiger Angebote den Bauauftrag an die Firma Schneider und die Bauleitung an den Herrn Architekten Schneider in Gutach erteilen. Im Frühjahr 1981 konnten die Bauarbeiten beginnen. Im Herbst 1981 hoffen wir, das Haus unter Dach zu haben.

Damit wäre das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ vollendet. Es wird dann die fünf Haustypen mit ihren recht unterschiedlichen Bagedanken, die zu Recht von Typen sprechen lassen, und ihre Begleitbauten zeigen. Damit hat das Bild der einzigartigen Schwarzwälder Kulturlandschaft, die im Verschwinden begriffen ist, eine Überlebenschance.

### *Die Beschreibung der Hausform*

#### *1. Das Erdgeschoß (Abb. 2)*

Die Tür auf der Schmalseite des Hauses führt in den kleinen rechteckigen Hausgang. Der schmalseitige Eingang hebt diese Hausform von den anderen Schwarzwaldhäusern ab, bei denen die Haustür immer auf einer der Langseiten angeordnet ist. Vom Hausgang gelangt man in die Stube und in die Küche und über eine Treppe in das Obergeschoß. Hinter der Stube und der Küche liegen zwei weitere Kammern, die als Schlafräume benutzt werden. Die Ecke der

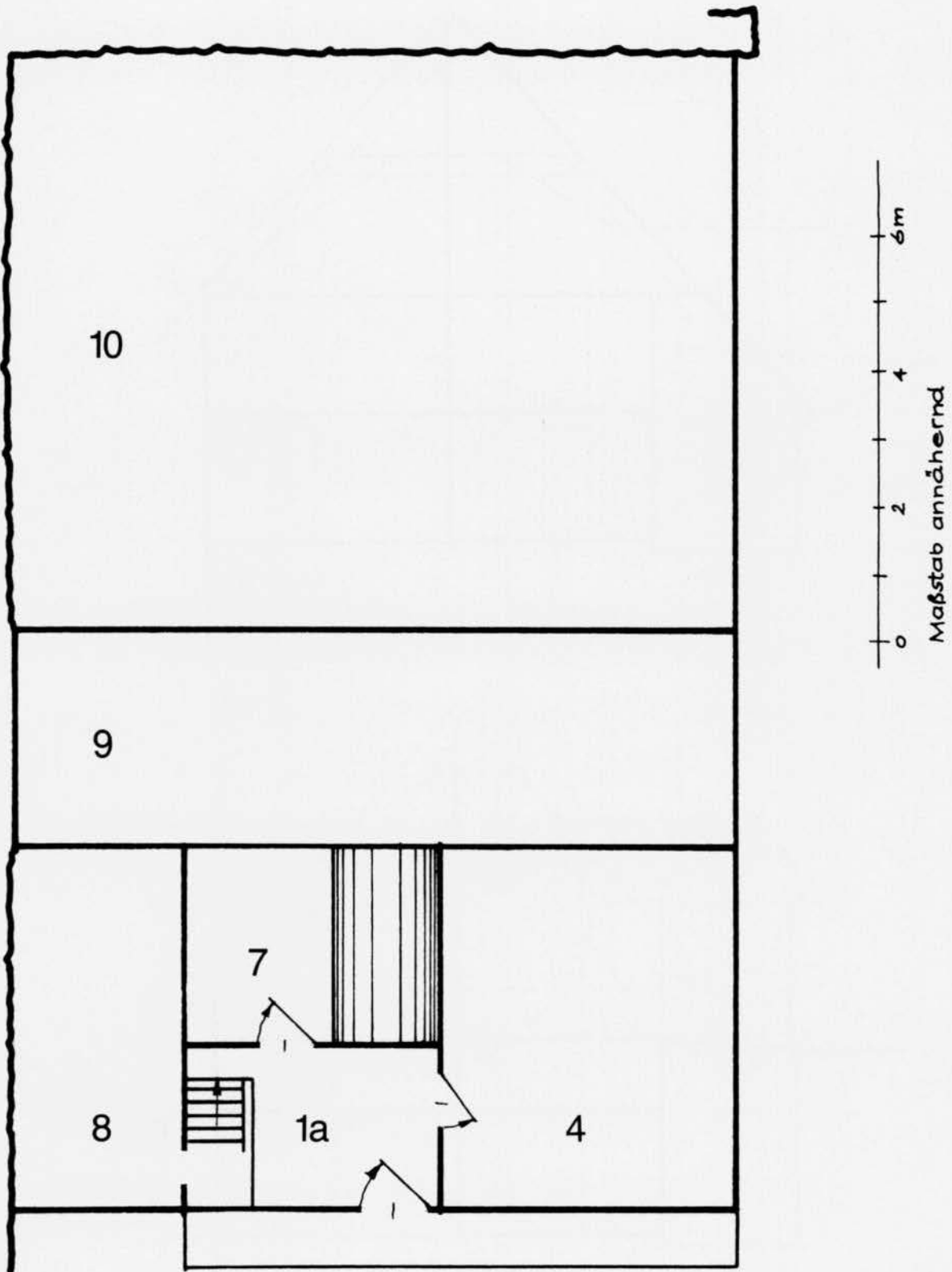


Abb. 3: Bodenabmessung des Bergeschoß.

1a Oberer Hausgang, 7 Obere Hälfte der Küche, 4 Kammer, 8 Rauchkammer, 9 Tenne, zugleich Einfahrt vom Berg aus, 10 Heustock



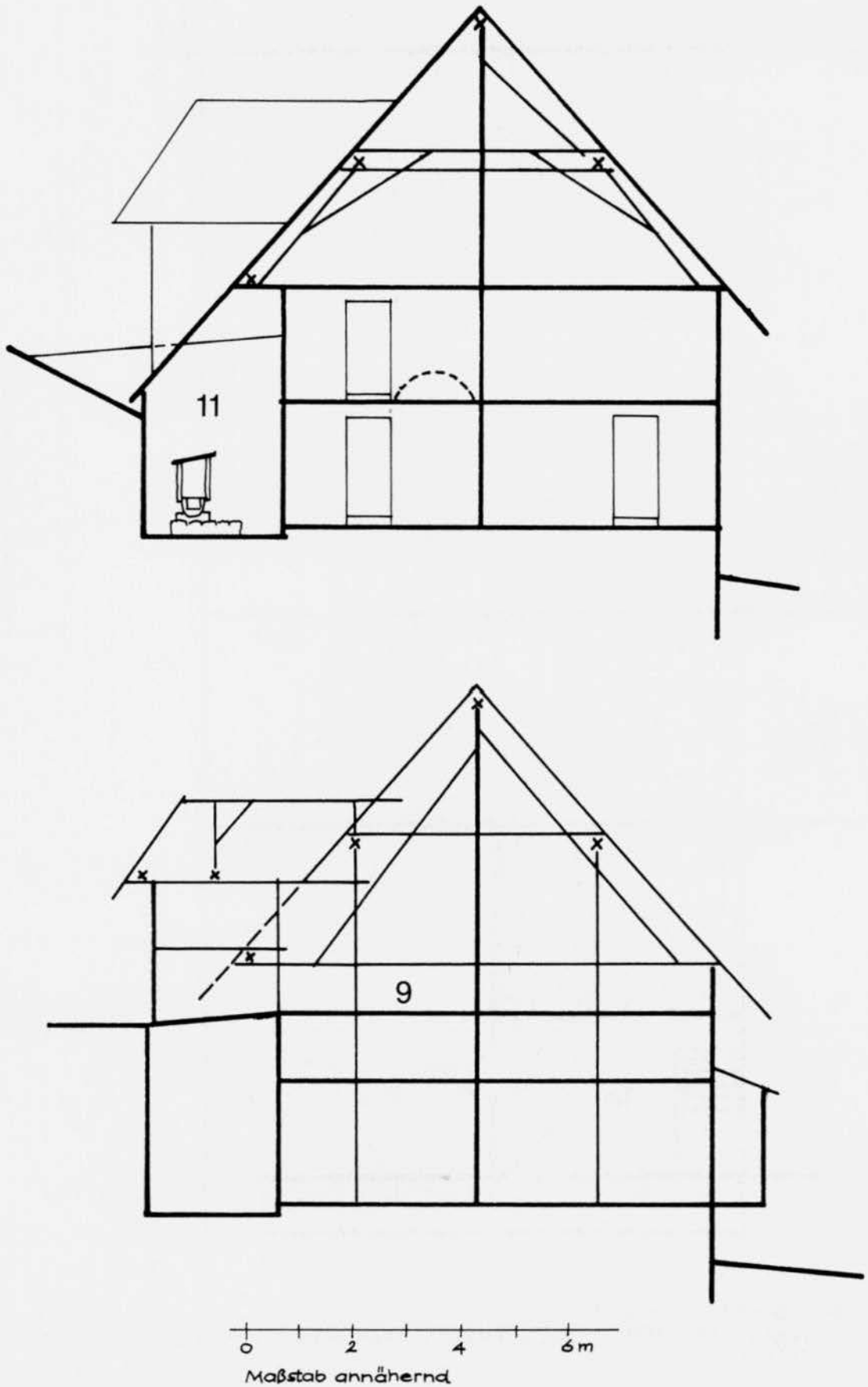


Abb. 4. Schnitte durch Wohn- und Wirtschaftsteil, 9 Tenne zugleich Einfahrt

Stube, die dem Tal zugekehrt ist, beherrscht der Fenstererker, der in dieser rauhen Landschaft klein gehalten ist. Den Fenstererker umschließt der Herrgottswinkel. Ihn zieren ein Kreuz und eine Statuette des heiligen Joseph, der auf seinem Arm das Jesuskind trägt, eine für das 18. Jahrhundert kennzeichnende Darstellung. An den Wänden hängen die üblichen Bilder und eine Lackschilduhr. An die rückwärtige Stubenwand lehnt sich eine Anrichte mit dem Geschirr. Dem Herrgottswinkel schräg gegenüber erhebt sich der mächtige Kachelofen mit dem Nebenofen, der Kunst, der von den Abgasen des Küchenherdes erwärmt wird. Der Begriff Kunst entstammt einer Werbeschrift: „Die Kunst Holz zu sparen“, die der Konstanzer Ratsherr Zwick, der Erfinder des Sparherdes, im Jahre 1570 herausgegeben hat. Auf dem Kachelofen finden sich hölzerne Schüsselchen, in denen die kleinen, runden Käse, die man auf dem Schauinsland für den Freiburger Markt herstellte, getrocknet wurden.

In der Küche stehen ein steinerner Sparherd, der vom geflochtenen Rauchfang überwölbt wird, und ein Schrank. Der Herd ist an die Kunstwand angebaut. Diese Wand ist aus Stein errichtet. Der Küchenraum geht durch das Erdgeschoß und das Obergeschoß hindurch. In der Höhe des Obergeschoßbodens durchqueren einige Bohlen, die lose aufgelegt sind, den Raum.

An den Wohnteil schließt sich der Wirtschaftsteil an, der in Futtergang und Stall aufgeteilt ist. Der Viehstand endet gegen den Stallgang in einer gehöhlten Abflußrinne für die Jauche. Der Zugang zum Futtergang und zum Stall erfolgt vom Brunnenschopf aus. Von diesem führt eine weitere Tür in die Küche. Der Brunnenschopf schiebt sich zwischen das aus Vierkanthölzern gezimmerte Haus und die Bergwand, die durch eine Feldsteinmauer abgestützt wird. Die Einfahrt in den Brunnenschopf liegt in der Ebene der Hausfront. Durch diese Einfahrt gelangt das Vieh in den Stall. Wie der Name bereits verrät, steht im Brunnenschopf der Brunnenstock mit dem Tränktrog. Das Dach des Hauses ist auf der Bergseite bis zur Stützmauer des Brunnenschopfes herabgezogen, so daß dieser Schopf und das Haus als ein Baukörper erscheinen.

## 2. Das Obergeschoß (Abb. 3)

Die Treppe im „Hausgang“ führt in das Obergeschoß. Es birgt über der Stube die Schlafkammer der Bauersleute mit der üblichen Ausstattung, zu der ein Himmelbett, ein bemalter Schrank, eine Truhe, ein Stuhl und eine Uhr gehören. Den Räumen im Obergeschoß ist auf der Frontseite des Hauses ein Gang vorgelagert.

Im oberen Hausgang führt eine Tür in die obere Raumhälfte der Küche. Die lose aufgelegten Bohlen ermöglichen es dem Bauern, hier sein Fleisch und seine Würste aufzuhängen und zu räuchern; daher wird sie Räucherammer genannt. Nach oben wird sie durch Bohlen abgedeckt, die jeweils im Abstand

von 5 cm verlegt sind und so das Entweichen des Rauches in den Dachraum ermöglichen. Diese Decke nennt man Feuerbühne. Diese und die neben ihr eingehängte Überbrückung der Hausbreite gehören bereits dem Dachgeschoß an.

### 3. *Das Dachgeschoß* (Abb. 4)

Die Tenne, so ist die Überbrückung benannt, ist gegenüber der Feuerbühne etwas abgesenkt. Von außen kann sie durch das „Einfahrtshäusle“, einen kleinen Dachausbau auf der Bergseite, mit kleineren Fahrzeugen befahren werden. Neben der Tenne öffnet sich der Heustock, dessen Boden die Stalldecke bildet. Von der Tenne aus wird der Heustock beschickt. Auf der Tenne ist die Abzimmerung mit den „Hochsäulen“ im Wirtschaftsraum und den „liegenden Stühlen“ über dem Wohnteil zu sehen. Die Hochsäulen gehen vom Boden bis unter den First; die „liegenden Stühle“ sitzen auf dem Dachgebälk. Die Standfestigkeit der Gerüste ist bei diesem Haustyp einmal durch ein Längsholz, das etwa 1,0 m unter dem Firstbalken parallel mit ihm von Hausende bis Hausende läuft und durch lange Streben und Büge besonders gesichert.

### 4. *Das Dach* (Abb. 1)

Es ist nach allen Seiten abgewalmt und mit Holzschindeln gedeckt.

## Historische Vereine im Unterelsaß

*Carl Helmut Steckner*

Das von der Forschung des Historischen Vereins abgedeckte Gebiet Mittelbadens war einst Bestandteil eines größeren historisch, politisch und kulturell zusammenhängenden Gebietes, das auch eine eng abgegrenzte lokale Betrachtung selten außer acht lassen sollte. Die lokale Geschichte erhält ihren Sinn vielfach erst aus der Kenntnis dieser Querverbindungen, über die uns jenseits des Rheins verfügbare Quellen und Forschungsergebnisse Auskunft geben können. Einen Zugang bieten vor allem die periodischen Veröffentlichungen der historischen Vereine des Elsaß.

Im folgenden wird versucht, als Orientierungshilfe einen Überblick über die Organisation und die Organe dieser Forschung zu geben und so den Weg zu erleichtern zu mehr Informationsaustausch, Kontakten, auch gelegentlich zur Koordination grenzüberschreitender Arbeiten. Von dem eigentlichen sehr umfangreichen Thema wird hier ein Ausschnitt behandelt, das westlich der Ortenau liegende Gebiet.

Zuvor einige Anmerkungen zum Verständnis der Entstehung und Entwicklung der Vereine. Die Archäologie oder wie sie ursprünglich bezeichnet wurde, die Altertumskunde, war Ausgangspunkt und Anlaß zur Gründung des ersten und zugleich bedeutendsten und richtungsweisenden Vereins durch den Archivar für das Unterelsaß, Louis Spach 1855, angeregt durch den kaiserlichen Präfekten Migneret, der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß (der heutigen Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace in Straßburg, Präsident Robert Will). Sie gab seinerzeit ein Bulletin, später die Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung geschichtlicher Denkmäler bzw. Anzeiger für Altertumskunde heraus. Sie erscheinen seit 1956 unter dem Titel Cahiers Alsaciens d'Archéologie, d'Art et d'Histoire (CAAHA). Bodendenkmalforschung und Denkmalschutz hatten lange Zeit den Vorrang, Geschichts- und Kunstgeschichts-Forschung kamen später hinzu. In gewissem Sinn war diese erste Gründung<sup>1</sup> Vorbild für alle folgenden.

Die kulturelle Vielgestaltigkeit und die frühere politische Zersplitterung des Landes, Erbe des Heiligen Römischen Reiches, fand ihren Ausdruck in einer

---

<sup>1</sup> Die schon 1826 gegründete Société Industrielle de Mulhouse verfolgte andere Ziele: aus ihrer gewerblichen Lehrsammlung entstand 1873 das Museum für Stoffdruck (Musée de l'impression sur étoffes)



Vielzahl von Geschichtsvereinen und Zeitschriften<sup>2</sup>. Zu den früheren Gründungen kamen neue nach dem ersten Weltkrieg, zahlreiche in den letzten dreißig Jahren. Daneben gibt es lokale Vereine zur Erhaltung einzelner Objekte, Ortskerne, Kirchen, Orgeln oder Museen.

Die kaum übersehbare Zahl hat das Bedürfnis geweckt, 1952 eine Dachorganisation zu schaffen. Es ist die *Fédération des Sociétés d' Histoire et d' Archéologie d'Alsace et du Territoire de Belfort* unter ihrem Vorsitzenden Marcel Thomann (Generalsekretär Louis Ludes) mit Sitz in Straßburg, der im ganzen Elsaß 56 Vereine mit 30.000 Mitgliedern angehören. Als Publikationsorgan dient ihr die 1979 neu begonnene Reihe der 1834 begründeten traditionsreichen „*Revue d'Alsace*“. Die genannten Zahlen allein sagen wenig, wenn man sie nicht als qualitative Aussage wertet. Sie bedeuten, daß das Elsaß unter den 95 französischen Departements hier eine weit herausragende Stellung einnimmt. Dahinter steht eine lange reiche politisch und kulturell vielgestaltige Vergangenheit und ein breites, an vielen Plätzen gepflegtes waches Geschichtsinteresse in der Gegenwart, das zugleich Ausdruck eines ausgeprägten kulturellen Selbstbewußtseins ist.

Es folgt nun ein Überblick über die wichtigsten Geschichtsvereine im nördlichen Elsaß mit ihren Zeitschriften und Jahrbüchern mit Hinweisen auf die bearbeiteten Themen, ergänzt um weitere Institutionen und regelmäßig erscheinende Veröffentlichungen, auch wenn sie nur indirekt mit der historischen Erforschung der Ortenau in Zusammenhang stehen.

Mit dem Gebiet von den *Nordvogesen* bis zum Rhein befaßt sich die *Société d'histoire de l'Alsace du Nord* (Historischer Verein für das nördliche Elsaß) mit ihrer viermal im Jahre erscheinenden Zeitschrift „*L'Outre Forêt, revue d'histoire de l'Alsace du Nord*“ (J.-L. Vonau). Mit „*Outre Forêt*“ ist das Gebiet „unterm“ Hagenauer Wald gemeint. Behandelt werden die Ereignisse der Kriege von 1870, 1914 und 1939 in diesem Gebiet, alte Berufe, das Töpfergewerbe, Trachten, Hausbau, Schulgeschichte, Industrialisierung, Druckerei (Wentzel), jüdische Gemeinden, Aberglauben, Kirchenorgeln, Münzwesen. Über 300 Mitglieder hat der 1972 gegründete Verein.

*Hagenau* ist Sitz der 1909 ursprünglich als Hagenauer Altertumsverein gegründeten, jetzt 200 Mitglieder zählenden *Société d'histoire de Hagenau*, die die „*Etudes hagenoviennes*“ herausgibt. Sie befaßt sich mit der Geschichte der „*Barbarossastadt*“, wie sich Hagenau noch heute bezeichnet und des Hagenauer Waldes. Ausgrabungen in diesem Gebiet, Bevölkerungsstruktur und Namensgebung im 13./14. Jahrhundert, die Jahrmärkte, die Grundbesitzverhältnisse im 18. Jahrhundert und die Geschichte der Kirchenorgeln wurden im ersten nach fast zehnjähriger Unterbrechung wieder erschienenen Jahrbuch

---

2 von Borries, Die Wirksamkeit der Geschichts- und Altertumsvereine im Elsaß. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Berlin 1899, S. 147—154. Neuerdings F. G. Dreyfus, *Histoire d'Alsace*. Paris 1979. S. 239.

1979 behandelt. In Hagenau erscheint auch die Zeitschrift der Société d'histoire de l'Eglise d'Alsace, die „Archives de l'Eglise d'Alsace (Abbé Dr. André Marcel Burg). Vor 1946 hieß sie „Archiv für elsässische Kirchengeschichte“, herausgegeben von der damals in Straßburg ansässigen Gesellschaft für elsässische Kirchengeschichte (gegründet 1926, heute 600 Mitglieder). Themen sind u. a. die Beziehungen der elsässischen Kirche zu Baden und Bayern, Klostergeschichte, Kirchengeschichte, von der Frühzeit bis ins 19. Jahrhundert, Geschichte der Glocken, der Orgeln.

In *Zabern* wird von der Société d'histoire et d'archéologie de Saverne et environs die Vierteljahrszeitschrift „Pays d'Alsace“ herausgegeben (Henri Heitz). Sie wurde 1937 gegründet, hat 1600 Mitglieder und wurde kürzlich für die Qualität ihrer Publikation vom Institut de France besonders ausgezeichnet. Das ehemalige Hanauerland fällt in ihren Themenkreis. Zum Teil in Sondernummern, zum Teil in Einzelbeiträgen wurden behandelt: das Hanauerland, der Kanton Buchweiler, die Burg Hoh-Barr, die Gemeinde Diemeringen, die Familie Rosen und zur Entstehung der Grafschaft Hanau-Lichtenberg vor 500 Jahren (Alfred Matt). Ein Inhalts- und Stichwortverzeichnis der Jahrgänge 1938 bis 1978 ist 1980 erschienen.

Seit 1952 besteht in *Molsheim* die Société d'histoire et d'archéologie de Molsheim et environs (600 Mitglieder), die seit 1967 das *Annuaire de la société d'histoire et d'archéologie de Molsheim et environs* herausgibt (Pierre Bercher), hervorgegangen aus den seit 1953 erschienenen Mitteilungsblättern. Behandelt werden im Umkreis von Molsheim, Rosheim, Altdorf: Vorgeschichte, Burgengeschichte, städtische Topographie, Denkmäler, Orgelgeschichte, Revolutionsgeschichte, Industrialisierung und Arbeitsverhältnisse, Denkmalschutz, Sagen.

Auch *Mutzig* hat seit 1970 eine junge, schon 300 Mitglieder zählende Société d'histoire de Mutzig et environs, die alle zwei Jahre eine Schrift herausbringt (F. Bourgault). Eine Inventur der Mutziger Gemeindeakten wurde 1979 vom Archiv des Départements aufgestellt und publiziert: *Archives du Bas Rhin, Inventaire des archives communales anciennes*.

1100 Mitglieder aus den Gemeinden *Dambach, Oberehnheim und Barr* gehören der Société d'histoire de Dambach-la-Ville, Barr et Obernai (Dr. Krieg) an, die seit ihrer Gründung 1967 ein Jahrbuch herausgibt. Der durch seine Geschichte des Territoriums der Grafschaft Lichtenberg bekannte, verstorbene Historiker Fritz Eyer beschrieb im „Annuaire“ 1977 die Bestände des Oberehneimer Stadtarchivs. Weitere Themen: Spuren römischer Landvermessung, Wandmalereien des 16. Jahrhunderts in der St. Ulrichs-Kapelle in Holzbad (J. P. Berchtold: Restaurierung, A. Klein: Deutung), Burgengeschichte, Orgelgeschichte, Bergbau, Landwirtschaft. In Barr besteht die Société des Amis du musée La Folie Marco, die die in diesem Museum untergebrachte wertvolle Möbelsammlung betreut.

Im *Weilertal* in den Vogesen wurde 1975 die Société d'histoire du Val de Villé gegründet, die mit heute 850 Mitgliedern ein Jahrbuch (J.-L. Siffer) herausgibt. Themen: Hausbau, Burgengeschichte, Orgelgeschichte, Handwerksgeschichte, Postwesen.

Die Geschichte des *Steintals* erforscht die 1967 gegründete Société du Protestantisme du Ban de la Roche (mit 100 Mitgliedern), die ein Bulletin herausgibt, das sich u. a. mit dem Leben des Pfarrers Oberlin und genealogischer Forschung befaßt. Zu nennen ist hier auch „Essor“, ein Vierteljahrsheft der ehemaligen Schüler des Gymnasiums Schirmeck-Labroque (Revue de l'Association des Anciens Elèves du CC, CEG-CES Schirmeck-Labroque), das ebenfalls das Steintal, den Wirkungskreis des Pfarrers Oberlin, die Vogesen und das Breuschtal behandelt.

Die südlichste Stadt in dem der Ortenau gegenüberliegenden Teil des Elsaß ist *Schlettstadt*. Hier besteht seit 1951 die Société des Amis de la Bibliothèque Humaniste de Séléstat, der fast 500 Mitglieder angehören (Dr. Kubler). Sie beschäftigt sich vornehmlich mit dem Leben der Humanisten, darüberhinaus u. a. mit der Militärgeschichte und der Orgelgeschichte. Ihre Spanne reicht von der Vorgeschichte bis zum 19. Jahrhundert.

Für das *ganze Elsaß* gilt die Feststellung von F. G. Dreyfus in seiner Geschichte des Elsaß<sup>2</sup>, daß im 19. Jahrhundert und später die kulturelle Entwicklung im Elsaß nicht von der Universität Straßburg getragen, sondern ihre Breitenwirkung den privaten Vereinen und einer großen Zahl gelehrter Gesellschaften verdankte. Straßburg spielt dabei die führende Rolle.

Die bereits erwähnte Gesellschaft für Erhaltung geschichtlicher Denkmäler hat im 125. Jahr ihres Bestehens für die bisher geleistete Arbeit zum Schutz und zur Erforschung der Bauten und Kunstwerke des Elsaß im Jahr des Kulturerbes die Bronzemedaille vom französischen Kultusministerium erhalten. Die über 700 Mitglieder zählende Gesellschaft gibt die Cahiers Alsaciens d'Archéologie, d'Art et d'Histoire heraus (so der Titel seit 1956), die ursprünglich Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung geschichtlicher Denkmäler im Elsaß (zeitweise auch Anzeiger für elsässische Altertumskunde bzw. Cahiers d'Archéologie) hießen. Schon kurz nach der Gründung hat sie das Interesse für die Erhaltung der Hohkönigsburg geweckt, die Restaurierung zahlreicher Kirchen und Burgen betrieben, ebenso die Rekonstruktion und Neuherausgabe wichtiger 1870 verbrannter Chroniken (und des Hortus Deliciarum). Sie hat J. J. Hatt, Robert Forrer und seinen Vorgänger Rudolf Henning mit Ausgrabungen und Katalogisierung der Funde beauftragt, die heute die prähistorischen, römischen und frühmittelalterliche Sammlungen im Kellergeschoß des Rohanschlosses bilden. Erst 1947 wurden diese der Stadt Straßburg übertragen. Auch das 1931 eingerichtete Frauenhausmuseum verdankt den Bestand an romanischer Kunst der Gesellschaft. Die Aufgaben der Erforschung



und Erhaltung der Bodendenkmäler und des Denkmalschutzes hat der Staat übernommen, die Publikation dieser Arbeiten bilden weiter den wichtigsten Inhalt der jährlich erscheinenden Hefte. In enger Zusammenarbeit mit der Universität werden kunstgeschichtliche Forschungsergebnisse veröffentlicht, so internationale Beiträge eines Kolloquiums zu Fragen der Grünewaldforschung (Jahresheft 1975/76). Wiederkehrende Themen: Burgenbau, Kirchenbau, Bauten des 18. Jahrhunderts, Glasmalerei.

Die vom neuen Verband der elsässischen Vereine für Geschichte und Archäologie herausgegebene neue Folge der Zeitschrift *Revue d'Alsace* wurde in der Ortenau 1980 besprochen (Heft 105 und 106). Ihr Redaktionskomitee übergreift die Bereiche Alte Geschichte, Mittelalter, Neuere Geschichte, Neueste Geschichte, Geographie, Kunstgeschichte und Rechtsgeschichte und beteiligt neben französischen Autoren auch deutsche, schweizerische und amerikanische Autoren an dem Programm, mit dem der Gesichtskreis der regionalen Geschichtsforschung erweitert werden soll und das sich mit deutschen und englischen Zusammenfassungen an einen größeren Leserkreis wendet. Umfangreich ist der Platz für Besprechungen: Bucherscheinungen, Dissertationen und Diplomarbeiten sowie Inhaltsübersichten der periodischen Veröffentlichungen der Mitgliedsvereine. Dem schnellen internen Informationsaustausch dient ein vierteljährlich erscheinendes Mitteilungsblatt, *Bulletin de Liaison*. Langfristige Zielsetzungen: ein biographisches Lexikon für das Elsaß, eine Sammlung der lokalen Rechtsgewohnheiten, eine Bildkartei der Kleindenkmäler (Grenzsteine, Feldkreuze, Grabsteine, Feldkapellen — von ca. 20.000 wurden bis Anfang 1981 1.500 inventarisiert), ein Wörterbuch des Oberelsaß (*Dictionnaire du Haut-Rhin*) und die Anlage einer elsässischen Porträtsammlung mit einer eigenen Vereinsgründung (*Société du portrait d'Alsace*).

*Straßburg:* Die 1955 gegründete *Société des Amis du Vieux Strasbourg* (Präs. C. Weiss) mit 1900 Mitgliedern gibt seit 1970 ihr *Annuaire des Amis du Vieux Strasbourg* heraus, das Jahrbuch der Freunde des Alten Straßburg, mit Beiträgen zur Geschichte der Stadt, der Rheinschifffahrt, der Baugeschichte insbesondere. Ihre eigentliche Aufgabe sieht sie in der Erhaltung des Bestandes an historischen Bauten in der Altstadt und der Bauten des 19. Jahrhunderts, tritt vermittelnd in Aktion zwischen Baubehörden und Eigentümern und berät in Fragen der Restaurierung und Nutzung von Altbauten. Forschungsarbeiten zur Stadt- und Architekturgeschichte fördert sie durch Preisverleihungen.

Der ehemalige Straßburger Münsterverein, gegründet 1902, lebt heute fort als *Société des Amis de la Cathédrale de Strasbourg* und gibt alle zwei Jahre das *Bulletin* heraus, Nachfolger des Straßburger Münsterblattes. Zu Fragen der Steinkonservierung und der baulichen Erneuerung des Münsters durch Staatliche Denkmalpflege und Münsterbauhütte, der Baugeschichte, der Orgelgeschichte, der Geschichte der Bauplastik und der Glasfenster des Münsters äü-



Bern sich darin Fachleute und Forscher auf diesen Spezialgebieten. Präsident des 400 Mitglieder zählenden Vereins ist Stadtarchivar Dr. François Joseph Fuchs.

Über *genealogische Forschung* berichtet der Cercle généalogique d'Alsace vierteljährlich in seinem Bulletin (Robert Lutz), das auch Suchanzeigen und Arbeiten aus dem deutschen Sprachbereich veröffentlicht. 1967 gegründet, heute 450 Mitglieder.

Forschungsberichte der *Archäologie des Mittelalters*, über Burgenforschung insbesondere, veröffentlicht das Centre d'Archéologie Médiévale de Strasbourg, das Ausgrabungen und Restaurierungsarbeiten an mehreren elsässischen Burgen durchführt (Ortenburg, Spesburg, Ottrott).

Die Association Maisons paysannes d'Alsace in Mühlhausen (Marc Grodwohl) befaßt sich seit 1972 mit der Erforschung und Erhaltung des *Bauernhauses* und der ländlichen Architektur, deren Ergebnisse in der Zeitschrift „Espace Alsacien“ veröffentlicht werden. Sie hat langjährige Erfahrungen gesammelt und Erhebliches geleistet in der Dokumentation, vor allem aber in der Erhaltung und Verpflanzung von Fachwerkbauten, für die in Ungersheim zwischen Colmar und Mühlhausen ein Freilichtmuseum entsteht.

Die Geschichte der *Post* im Elsaß hat sich die Association des Amis de l'Histoire des PTT mit Sitz in Straßburg als Aufgabengebiet gewählt, ein Verein mit eigener Zeitschrift („Diligence d'Alsace“) und eigenem Museum in Reichenweier/Riquewihr.

Das Spezialgebiet *Siegelkunde und Heraldik* bearbeitet die Association héraldique et sigillographique des Vosges du Nord (Ch. Haudot) mit Archiv, Werkstatt und Ausstellung in La Petite Pierre/Lützelburg, die keine regelmäßigen Veröffentlichungen herausgibt.

Das gilt auch für weitere Vereine, die sich bestimmte Aufgaben gestellt haben: z. B. die Société des Amis des arts et des musées de Strasbourg (1978 gebildet aus der Société des amis des arts de Strasbourg von 1832 und der Société des amis des musées de Strasbourg et du Bas-Rhin von 1924), die mit 1300 Mitgliedern als Förder- und Stifterverein wirkt, die Association des Amis du Musée de Bouxwiller (A. Matt), die Société d'Histoire in Brumath (J. J. Kintz), die Société de Niederbronn-les-Bains (M. Wolff), der Cercle d'Histoire et d'Archéologie de Wasselonne, die Amis des Orgues Silbermann de Marmoutier et de St. Quirin (zur Erhaltung der Silbermannorgeln in Maursmünster und St. Quirin), der Cercle numismatique d'Alsace (Kreis der Münzensammler) in Straßburg (R. Burgun) und ein Verband der kleinen Museen, dem 1979/1980 etwa zwanzig Lokalmuseen angehörten.

Von überregionalen Fachzeitschriften, die Beiträge zur elsässischen Geschichte veröffentlichen, seien abschließend genannt die Revue d'Archéologie de

l'Est et du Centre-Est, die Revue des Etudes Anciennes (Archäologie), die Veröffentlichungen der Société Savante d'Alsace et des régions d'Alsace und die Revue des sciences sociales de la France de l'Est (zur Volkskunde).

Diese Hinweise können nur einen unvollständigen Überblick geben, jedoch den Zugang zur historischen Forschung, wie sie im Elsaß auf vielen Ebenen betrieben wird, erleichtern. Die genannten Veröffentlichungen sind u. a. in der Alsatica-Abteilung der Straßburger Universitätsbibliothek (rue du Maréchal Joffre, Abt. „Alsatiques“), im Stadtarchiv am Spitalplatz und in der Stadtbibliothek (rue Kuhn Nr. 3) einzusehen.

## Kleine Beiträge

### *Welch ein Graus — sechs in einem Haus*

#### Ein alter Grabstein erinnert an eine Brandkatastrophe

Eine Anzahl alte, auch heimatgeschichtlich bedeutsame Grabsteine säumen die Mauern der ehrwürdigen Hausacher Dorfkirche, die bis 1894 die gemeinsame Pfarrkirche des die drei Gemeinden Hausach, Einbach und Sulzbach umfassenden Kirchspiels gewesen ist. Einem dieser steinernen Male wollen wir unsere besondere Aufmerksamkeit widmen.



*Grabstein des Joseph Meier und seiner Angehörigen an der Hausacher Dorfkirche.*

Schon die äußere Form zieht unsere Blicke an, denn unter dem stilisierten Zeichen des dreieinigen Gottes zählen wir je drei Kreuze, die einen Totenkopf mit verschränkten Gebeinen begrenzen. Dann lesen wir: „Joseph Meier, Vater 68 / Katharina Eble, Mutter 66 / Agatha Meier, Tochter 33 / Joseph Meier, ihr Sohn 7 / Andreas Wernet, Knecht 26 / und Joana Harter, Hirtin 13“. Schon der nachfolgende gereimte Text führt uns auf einen sonderbaren Vorfall, der sechs Menschen in den Tod gezogen hat: „Ist es nicht ein Graus / 6 ihn einem Haus / 6 ihn einem Tag / 6 ihn ein Grab“. Durch den Sockel am Grabstein er-

fahren wir auch die Todesursache und das Jahr, in dem dieser Unglücksfall hereinbrach: „Durch das Feuer verzert worden seid ihm Jahr 1828“. Noch weiß der Volksmund zu erzählen, daß im vorderen Sulzbach der einst gleichnamigen Gemeinde — sie war übrigens die kleinste Ortschaft im einstigen Amtsbezirk Wolfach und wurde mit dem Beginn des Jahres 1921 zu Einbach eingemeindet — ein Bauernhof abbrannte und dabei sechs Hausbewohner den Tod fanden. Tatsächlich stießen die Arbeiter nach dem 2. Weltkrieg beim Ausheben eines Fundamentes für einen Neubau bei der Auffahrt zum Haldenkopf auf Brandreste. An dieser Stelle muß der ehemalige „Meierhof“ gestanden haben. Darüber hinaus erinnern heute noch der „Meiersberg“ hinter der Brandstätte und der „Meiersbergweg“ an die Existenz des Hofes.

Im Sterbebuch der Pfarrei läßt uns der damalige Pfarrer Franz Xaver Joseph Schmidt neben dem Eintrag der sechs Toten wissen, daß die „Feuersbrunst“ am „8ten Juli 12 Uhr Nachts“ ausbrach und die Opfer „am 11ten 9 Uhr begraben“ wurden. Als „Todtzeugen“ führte er den Joseph Anton Pappenheim, „Todtenschauer von Sulzbach“ und Anton Kayser an, der als „Leibgedinger“ auf dem nachbarlichen, ebenfalls schon längst abgegangenen „Kaiserhof“ der Gemeinde Sulzbach lebte. Doch der schreibfreudige Pfarrherr von Hausach hinterließ der Nachwelt noch mehr Hinweise über diese doch ungewöhnliche Brandkatastrophe. Danach lebten oder besser gesagt, schliefen beim nächtlichen Ausbruch des Brandes acht Personen im Meierhof, von denen nur zwei dem Feuer entkamen „6 verbrannten bis auf einige Gebeine“. Nur drei Stück Vieh konnten dem Inferno entrissen werden, denn „nebst aller Habe“ vernichtete die ungebändigte Glut „Alles Lebende“. Ein kleines Fragezeichen steht noch hinter der Zeile auf dem Grabstein: „Joseph Meier, iher Sohn“. Das Taufbuch gibt unter dem 23. Hornung 1821 Auskunft: „Joseph — unehelich — abends 7 Uhr (geboren), Mutter: Agatha Mayer, ledige Tochter des Joseph Mayer, Bauer und Händler im Sulzbach und der Katharina Eblerin — getauft 24ten Hornung, Morgens 9 Uhr“. Die Patenschaft über den Neubürger übernahmen der Bruder der Mutter, Joseph Mayer und die Apollonia Harter vom Martinshof.

Dieser traditionsreiche Martinshof liegt am jenseitigen rechten Ufer der Kinzig in der Nähe des Fischerbachs, der alten Gau- (Bertholdsbaar—Ortenau) und Bistumsgrenze (Konstanz—Straßburg). Er ist der urkundlich älteste Hof des Kinzigtales und gehörte lange Zeit dem Kloster Alpirsbach, dann dem Fürst zu Fürstenberg, bis er in private Hände überging. 1821 wurde das Anwesen der Sulzbacher Gemarkung einverleibt.

In den Flammen kam neben dem Knecht Andreas Wernet auch die „Hirtin“ Johanna Harter um. Sie stammte von Oberwolfach und verdiente als Hirtenmädchen (Mägdle) schon mit jungen Jahren in der Fremde beim Hofbauer Mayer ihren Lebensunterhalt. Die Hirtenkinder, meist Buben, aber auch Mädchen, trugen in früheren Zeiten auf den Bauernhöfen oft eine schwere Bürde. Sie stammten meist von kinderreichen Tagelöhnerfamilien und wurden



wegen der häuslichen Armut zu größeren Bauern geschickt. Dort mußten sie am frühen Morgen und am späten Nachmittag das Vieh auf der Weide hüten und sonst kleinere Arbeiten auf dem Hof und auf dem Feld verrichten. Um ihr Los waren sie nicht zu beneiden.

Wahrscheinlich wurde der Meierhof nach der Einäscherung nicht mehr vom überlebenden Hoferben aufgebaut. Die Hoffläche ging wenig später zusammen mit dem Kaiserhof und den drei Höfen im Adlersbach im neugegründeten Gut Hechtsberg auf. Doch der Hofname blieb in Verbindung mit dem sechsfachen Feuertod durch den beredten Grabstein an der Dorfkirche der Zukunft erhalten.

*Kurt Klein*

### *Der Tod in den Kinzigfluten*

Was ein Bildstock zu erzählen weiß

Die Chroniken unserer Orte berichten immer wieder, wie sehr die Kinzig und ihre Nebenflüsse in den vergangenen Jahrhunderten, vor allem bei den gefürchteten, plötzlich auftretenden Hochwassern, nicht nur Hab und Gut der Anwohner zerstörte und mit sich fortriß, sondern auch Menschenleben in ihren Fluten begruben. Wir denken dabei an die Heldentaten des Steinacher Vogtes Nikolaus Schwendemann oder des Gutacher Schreiners Langenbacher. Doch auch in Zeiten, da die Wasser ruhig und friedlich dem Rhein zustrebten, suchte das naße Element nach Opfern. Ja selbst derjenige, der in dem Fluß badete, war in Gefahr, seinen Tücken zu erliegen.

Einer etwas zunächst seltsamen Geschichte kommen wir auf die Spur, wenn wir von Zunsweier aus auf dem Steckertweg durch das Gewann „Im Kinzigbett“ in Richtung Berghaupten wandern. Vergeblich suchen wir den Fluß „im Kinzigbett“. Wir erspähen nur einige längst verlassene Baggerseen. Unser Fragezeichen wird noch größer, wenn wir neben einer etwa hundertjährigen, markant aus dem Wiesen- und Ackerland aufragenden, weithin sichtbaren Linde einen Bildstock entdecken, auf dem wir mühelos entziffern können: „Dem verunglückte Norbert Lienhard wiedmet die trauernde Witwe Agatha Arnold dieses Denkmal — 1821 —“.

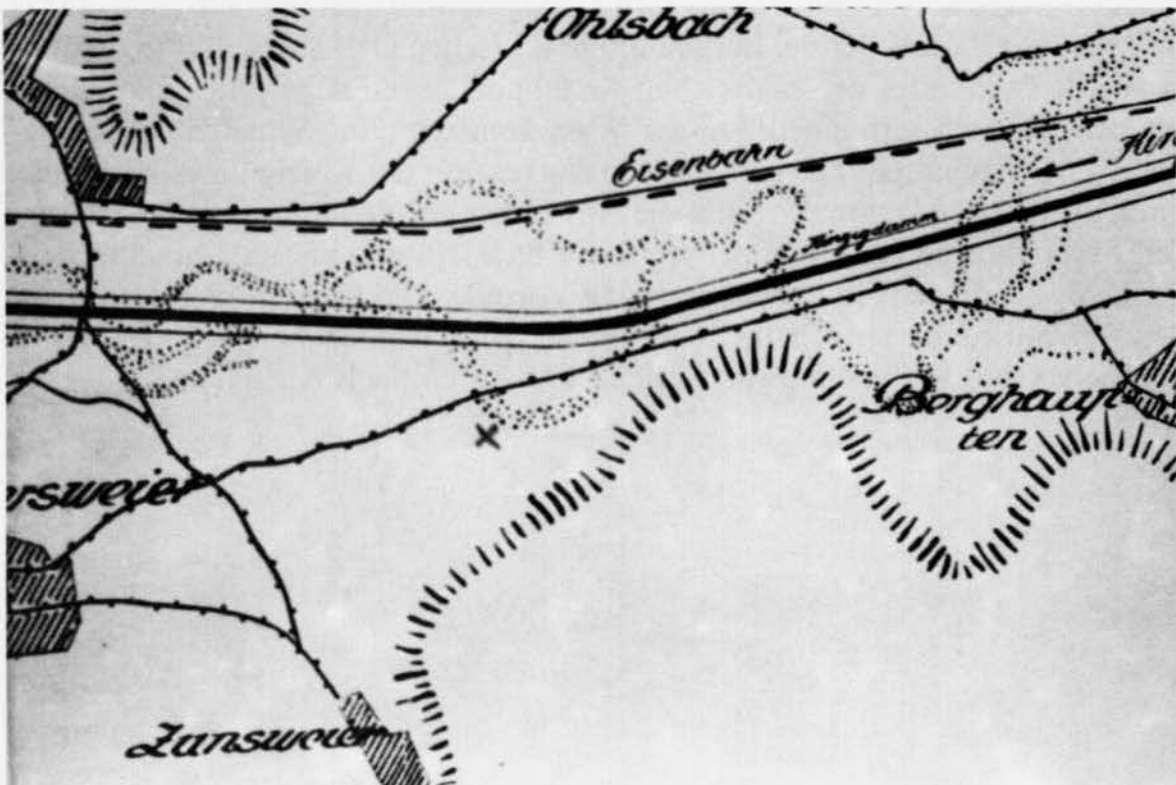
Etwas voreilig stellen wir einige Vermutungen über die Todesursache an dieser Wegstelle an. Kam der Unglückliche unter einen Wagen, schlug ihn ein Pferd zu Tode, traf ihn gar der Blitz auf freiem Felde bei der Arbeit . . . ? Wenn wir weiterlesen, erfahren wir gleich mehr: „Jung sank er unter im Kinzigbade. Aber sein Geist stieg zu Gott, denn er war gut — am 30. Juli 1820. „Neugierig gemacht, suchen wir nach weiteren schriftlichen Hinweisen, finden aber an der Seite des Bildstocks nur noch: „renoviert vom Urenkel Lienhard 1972“.



Der Bildstock steht am einstigen Ufer der alten Kinzig und erinnert an das tödliche Bad des Norbert Lienhard im Fluß.

Die Karte zeigt den alten Verlauf und die Begradigung der Kinzig zwischen Gengenbach und Ortenberg. Das Kreuz (+) markiert den Standort des Bildstocks, die punktierten Linien das alte Flußbett.

Aufnahmen: Kurt Klein



Hier also soll Norbert Lienhard aus Zunsweier beim Baden in der Kinzig ertrunken sein, obwohl der Fluß etwa 300 m jenseits der starkbefahrenen B 33 hinter dem schützenden Damm die offene Rheinebene sucht? Sehr schnell erkennt unser Auge an der Bodenform das linke Ufer und das Bett der alten Kinzig, die sich hier, von der Ohlsbacher Seite kommend, in einer weiten Schlinge gegen die Berghänge des Silbereckle und des Schelmeneckle wälzte. Jetzt erinnern wir uns, daß sich einmal die Kinzig in unzähligen Windungen und Armen durch das Tal schlängelte, ein breites Gebiet für sich beanspruchte, aus Angst vor ihren gefürchteten, jährlichen Überschwemmungen die Ortschaften an die Talhänge drückte und nur auf dem höheren Gelände Kultur- und Ackerland zuließ. In der eigentlichen Fluß- und Überschwemmungszone wucherten Büsche, Hecken und Gestrüpp, zwischen denen sich da und dort ein karges Weideland anbot.

Im Rahmen der Rheinkorrektion plante der badische Oberst Tulla ebenso eine Begradigung der Schwarzwaldflüsse, besonders auch der Kinzig. Diese konnte jedoch erst in Angriff genommen werden, als das Kinzigtal dem Großherzogtum Baden einverleibt wurde. Zuvor durchfloß die Kinzig allein zehn Herrschaftsgebiete, ein Nachteil, den auch die Flößer bei der jeweiligen Abgabe der Zollgebühren (Zollwehre) zu spüren bekamen. Die Korrektion zog sich über mehr als ein Jahrhundert hinweg und fand erst nach dem 2. Weltkrieg ihren endgültigen Abschluß durch die Bereinigung des Flußlaufes bei Willstätt. Die ersten Arbeiten begannen bereits 1805 durch einen kurzen Durchstich oberhalb von Gengenbach. 1808 wurde der sogenannte Ortenberger Kanal angelegt. Später folgten die Regulierungen vom Gengenbacher Wehr bis zur Gemarkungsgrenze von Ohlsbach (1830/32), der Durchstich bei Ohlsbach (1837) und im Jahr darauf der bei Berghaupten. Zwischen Ortenberg und Elgersweier wurde auch eines der zahlreichen Rückhaltebecken angelegt, um zunächst bei den Hochwassern einen Teil der Wassermassen ohne Schaden vorübergehend zurückzuhalten. Die erfolgreiche Korrektion der Kinzig und ihre Bändigung durch hohe Dämme schützt die Anwohner vor den Folgen des Hochwassers, schenkte der Landwirtschaft fruchtbare Nutzfläche und brachte dem Verkehr, sowie der Flößerei auch große Vorteile. Die Kinzigflößerei stand im letzten Jahrhundert noch in hoher Blüte, fuhr doch beispielsweise 1870 noch etwa 300 Flöße talabwärts in den Floßhafen nach Auenheim.

*Kurt Klein*

## *Hagelwetter in Gremmelsbach*

Am 27. Juli 1750 tobte in der „Herrschaft Tryberg“ ein schweres Unwetter, dessen geballte Wucht sich über der „Vogtey Gremmelsbach“ entlud. Die Gemeinde war „mit einem so hart — und fast niemahl erhörten donner und Hagel — wetter von dem allerhöchsten gott heimbgesuchet worden“ — Gott als Herr des Wetters war für die Volksfrömmigkeit des Barockzeitalters etwas Selbstverständliches —, „das die in schönster Hoffnung gestandenen lieben Feld-Früchten ohne ausnamb Bis in grundt des Bodens durch die überhäuffte und in grösse den Hüner Eyer herabgefallene Stein totaliter zerschlagen“ waren. Das Heu war weggeschwemmt, Felder und Wiesen zerfurcht, mit Sand, Steinen und „unrath“ überschüttet und auf lange unbrauchbar. „Das liebe Brot“ drohte knapp zu werden (man war an das „rauhe Haaberbrodt“ gewöhnt), die Gremmelsbacher wußten auch nicht, wie sie das Vieh durch den nächsten Winter bringen sollten. So kam zur allgemeinen Armut die Naturkatastrophe und machte die Ablieferung von 304 Sester Hafer — fällig am Martinitag — unmöglich. In diesem „Beweinungswürdigen Zustandt“ äußerten „Unterthanen, Vogt, Gericht, und ganze gemeinde der Verunglikhten Vogtey“ die Bitte, aus „Lands Mütterlicher Milde“ (Maria Theresia 1740—1780) von der Abgabe befreit zu werden. Rührend schließen die Bittsteller: „Welch allerhöchste Gnad der gütige Himmel als Beste Belohner tausendfältig wider ersezen: wür aber um solch reichlichen Ersatz denselben mit Unseren Brood-Losen Kindern ohnaufhörlich anzuflehen niemahlen vergessen, und Bis an Unser ende mit getreuester darsetzung guth und Bluths in tiefster erniedrigung Beharren werden.“ Der — in seiner zeitgeschichtlichen, d. h. barocken Sprachform gehaltene — bürokratisch und umständlich sich entwickelnde Schriftwechsel<sup>1</sup> dehnte sich bis ins folgende Jahr aus und ging zwischen Triberg, Freiburg und Innsbruck hin und her.

Der Triberger Obervogt, Freiherr Johann Franz von Pflummern, richtete ein Schreiben, in dem das Mitgefühl aus jeder Zeile spricht, an die Regierung in Freiburg, „diesen guetten armen Leuthen“ fehle für ein Jahr das Brot, für das Vieh, das sie „umb ein paquatel“ (Bagatelle) verkaufen müßten, die Winterfütterung, Bauern und Tagelöhner befänden sich „in solch armseligen Standt“, daß, wer „dieses Ellendt Betrachtet, solches sehr zu Herzen nemen un ein christliches Mitleyden mit ihnen tragen muß“. Der Obervogt machte darauf aufmerksam, daß die Geschädigten auch die übrigen Abgaben kaum aufbringen könnten, und bat um Nachlaß des sogenannten Zuberhabers, zunächst ohne Angabe für wie lange.

Der Antrag wurde an die übergeordnete Stelle nach Innsbruck weitergeleitet, diese wollte wissen, „wie weiter hirunter ingerathen werden könnte“, worauf Pflummern antwortete, man möge für 1750 die Abgabe ganz, für die nächsten

1. § 2 A 229/33845



beiden Jahre zur Hälfte erlassen. Die Gremmelsbacher seien es „ihres sonstigen guet- und devoten ausführens halber wohl würdig, wo sodann dieselbe sich umb so mehr Befleissen werden, ihre übrige Herrschaftlichen und Provincial-schuldigkeiten desto accurater abzuführen“; was mit einem befürwortenden Schreiben von Freiburg nach Innsbruck gesandt wurde.

Nicht genug damit.

Jetzt wollte die Regierungsstelle in Innsbruck wissen, wie hoch „im Trybergischen“ der Geldwert von 304 Sester Hafer sei. Die Antwort: 91 Gulden, 12 Kreuzer, der Preis könne aber die nächsten zwei Jahre sinken. Endlich wußte die Regierung alles.

Der Martinitag war längst verstrichen, als die Regierung in Innsbruck am 31. Dezember den Vorschlag Pflummerns ohne Abstriche akzeptierte. Die Mitteilung darüber ging am 12. Januar 1751 in Freiburg an ihn ab.

*Karl Volk*

### *Russische Einquartierung in Schiltach 1814*

Die Schlacht bei Leipzig im Oktober 1813 war gewonnen. Napoleon floh über den Rhein. Auch die aliirten Armeen strebten dem Rhein zu. Eine ihrer Marschsäulen benutzte das Kinzigtal als ihre Rollbahn zum Rheinübergang bei Kehl. Daß dabei Schiltach und darin das Pfarrhaus nicht von Einquartierungen verschont blieb, ist selbstverständlich.

Beim Ordnen der Bürgermeisterrechnungen im Stadtarchiv fand ich die Quartierabrechnung des Schiltacher Pfarrers Johann Christoph Naschold (von 1813—1820)<sup>1</sup>. Sie lautet:

#### *Verzeichnis*

deßen, was Unterzeichneter an Quartier getragen, und an durchziehende, und sich zudringende Officiers und Soldaten an Eßen und Trinken abgegeben hat vom 30. November bis 31. December 1813.

November  
am 30.

kamen vom Bairischen leichten Jägerbataillon 1 Capitain H. von Schwaben und 1 Oberlieutnant von Woehr ins Pfarrhaus ins Quartier, jedem wurde ein eigenes Zimmer geheizt, jedem am Abend doppeltes Licht aufs Zimmer, zum Frühstück Caffee mit Semmeln, über Mittag 5 Schüsseln, am Abend 1 bouteille Wein und Brod, zu Nachtmal 4 Schüsseln, und jedem par repas (zur Mahlzeit) 1 boud. Wein gegeben.

Bediente und Pferde hatten sie keine bei sich. Sie blieben

---

<sup>1</sup> Stadtarchiv Schiltach Bürgermeisterrechnungen

December

den 1ten

den 2ten

den 3

den 4

den 5 ten

ganz hier, marschierten

nach genommenen Frühstücke und auf den Weg gegebenen Braten und Kirschegeist vergnügt ab.

Nach einer Pause von 17 Tagen kamen

am 21. Dcbr. die ersten Rußen, das Summsche Hußaren Regiment hierher, quartierten sich selbst ins Pfarrhaus ein.

1 Rittmeister, 1 Oberlieutenant, 1 Wachtmeister und 5 Gemeine. Sie wurden, die Officiers neml., ganz wie die Bairische behandelt, den Gemeinen aber wurde außer Wein und Bier, auf den Mann in 24 Stunden 1/2 Maß Brantenwein wenigstens gegeben.

Diese marschierten nach gnommenen Caffee, Ragout Wein und Brod, und auf den Weg gefüllten Flaschen und Taschen ab.

am 22. do. und am gleichen Tag kamen zu Mittag vom Kiowsch, Rgt. 1 Ober-Arzt, 1 Pope, 1 Oberlieut. und 5 Gemeine. Diese wurden, wie obige bewirthe, bekamen Frühstück und nahmen mit sich wie jene, marschirten

am 23. do Morgens ab. Ihnen folgten vom Asowschen Rgmt, an diesen Tag 1 Oberarzt, 1 Pope und 4 Gemeine. Diese frühstückten nicht nur

den 24. do sondern verlangten und erhielten um 10 Uhr noch ein förmliches Mittag-Eßen, zu welchem sich auch noch 2 durchziehende Popen und 1 ungekannter Officier gesellten. Sie nahmen mit gefüllten Taschen und Flaschen mit aller Höflichkeit Abschied. Freundliche Ruhe über die beiden Christ-Feiertage.

am 27. Dcbr. kamen das Moskowitische Rgmt. und von diesem 1 Capitain, 1 Ober-Lieut. 2 Quartiermacher (diese beide blieben nur über Mittag) und nur 3 Bediente. den vorigen gleich ab

am 28. do bei zeiten. Aber als sie kaum fort waren klopfen von einem durchmarschirenden Regiment zuerst 3 Officiers, worunter 1 reich mit Ordens-Sternen behangener Obrist, am Hauß, und baten, weil der eine nicht wohl sei um eine Tasse Caffee, die ihnen willig gereicht ward. Nun aber sürmten nach und nach noch 11 (also zusammen 14) Officiers, darunter 2 Popen und 1 Doktor ins Hauß, unter dem Vorwand sie wollen hier ihr nachkommenden Regiment erwarten, forderten und erhielten Eßen und Trinken. Einige waren muthwillig genug, die Wein-Gläser halbvoll mit Zucker zu füllen. Es galt also 1 Kalbsschlegel, 10

- Bout. Wein, 2 Boud. Zwetschgen- und 1 bout. Kirschen-  
 Waßer, Zuker Caffee und gewis 1 Duzd. Weken nur so en pas-  
 sant. Hierauf kamen am neml.
28. Decbr. um 10 Uhr vom Petersburger Rgt: 1 Capitain, 1 Oberlieutenant  
 mit 4 Bedienten. diese machten bei
- den 29. do uns Rast, giengen ab  
 am 30ten wie gewöhnlich und ihnen folgten an diesem Tag die berühmte  
 Curaßiers von der Kaiserlichen Garde. Von dieser quartierten  
 sich selbst ein 1 Quartiermeister und 2 Adjutanten zu diesen  
 kamen an der Tafel noch 1 diker Rittmeister, der über sein  
 schlechtes Quartier klagte und eben sans facon (ohne Umstän-  
 de) sich zu Gast lude. Bei diesen waren 6 Bediente und Küraß-  
 Reuter, die noch mehrere mit sich schleppten und fast unersätt-  
 lich waren.
- den 31ten Sie wurden wie gewöhnl. bewirthet, genoßen  
 schnell ihr Frühstück, waren aber die einzigen, welchen beim  
 Abmarsch nichts mitgegeben werden mußte.
- Die Aechtheit dieser Angaben beurkundet  
 Schiltach am 12t Januar 1813 der Stadtpfarrer  
 gez. Naschold

(Mit dem Jahr 1813 hat sich der Pfarrer wohl geirrt, es war das  
 Jahr 1814).

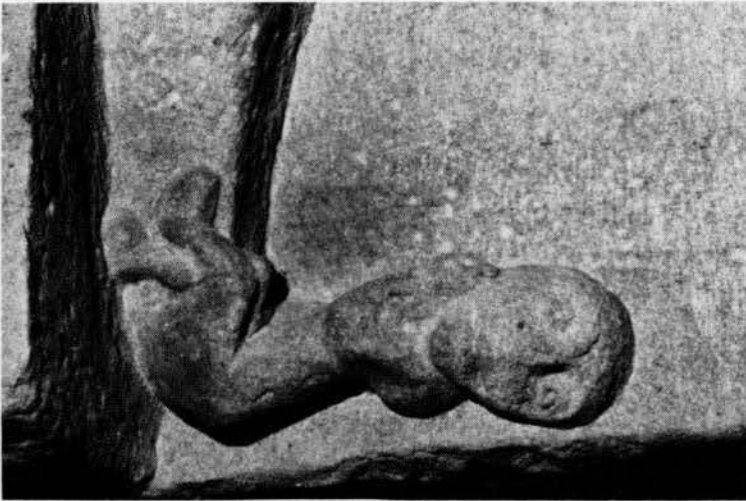
*Julius Hauth*

### *Das Bettelmännle am Wolfacher Stadttor*

Nur eine kleine Gestalt ist's, was als Wahrzeichen Wolfachs gilt, eine kleine ro-  
 manische Skulptur an diesem Tor, das man als eines der ältesten der noch vor-  
 handenen Stadttore des deutschen Südwestens bezeichnen kann. Die meisten  
 der noch vorhandenen Tore haben das Kennzeichen der Staufischen Periode,  
 bes. des dreizehnten Jahrhunderts, nämlich die um 1200 fast schlagartig auf-  
 gekommenen Buckelquader.

Das Wolfacher Tor hat solche noch nicht, aber es hatte bis zum Umbau 1970  
 noch die alte Bauweise im Fundament, Fischgratmauerwerk. Dies wurde aller-  
 dings beim Umbau ebenso zerstört wie das romanische Kreuzgratgewölbe und  
 der stadtseitliche romanische Rundbogen.

Das kleine Männle aber, das nach der Sage der Stadt in er-, „göttlicher Weise“  
 sein Hinterteil zustreckt, blieb erhalten und kam ins Heimatmuseum. Die  
 Stadt ließ in Bronzeuß eine Kopie machen, die dann in einer einstigen Fen-  
 sternische, nur wenige Meter vom ursprünglichen Platz entfernt, angebracht



*Das Wolfacher „Bettelmännle“.  
Gewölbeträger am romanischen  
Kreuzgratgewölbe des Wolfacher  
Stadttors, vor oder um  
1200 bis zum Umbau des Tors  
1970.*

wurde. Daß dieses symbolische Männle mit seiner noch symbolischeren Haltung damit fast direkt an das Eingangsportal zum Finanzamt rückte, hatte keinen tiefern Bezug! Wenn solcher auch von Besuchern immer wieder hineingedeutelt wird!!

Eine Sage erzählt: Einst sei ein Bettler gen Wolfe gekommen, s'wär kalt gewesen und er häd nur ein Hemd angehabt. Als er auf sein Bitten zu wenig Almosen bekommen häd, wär er erzürnt gegangen, zuvor aber sei er unters Tor gelegen und häd sein Hemd in die Höh gehoben, sein Hinterteil aber häd er blank und frei der Stadt gezeigt. Zum mahnenden Exempel sei dann durch die Stadt dies Figürle ans Tor angebracht worden. Wäre dies geschehen gemäß der Sage, so müßte es unter einem Vorgängertor, also mindestens vor über 800 Jahren gewesen sein. Denn die kleine Skulptur ist ein Gewölbeträger und kann nicht nachträglich eingesetzt worden sein.

Den Beobachtungen nach, die der Verfasser beim Umbau des Tors 1970 machte, war diese „ergötzliche Gestalt“, eine der ältesten dieses Themas, wohl auch wie viele ähnlicher Art so angebracht, daß sie das Hinterteil gegen evtl. Feinde, also stadtauswärts richtete, beim Bau des romanischen Tors um 1180 in solcher Absicht angefertigt und sollte wohl nicht an der Nord-Ostecke (also stadteinwärts), sondern an der Süd-Westecke (also stadtauswärts) als Gewölbeträger angebracht werden.

Da aber (wie ich auch feststellte) an dieser Ecke die Kettenvorrichtung der Zugbrücke lief, mußte man einen andern Platz suchen, der nur diagonal davon sein konnte. Für die Kette bzw. deren Aufzughaspel diente wohl die beim Umbau zutagegekommene Nische im Tordurchgang, halbkreisförmig in die dicke Mauer eingelassen, etwa 1,20 Meter  $\varnothing$  und so hoch wie die Toröffnung. Der äußere Torbogen, einst auch romanisch, wurde wohl in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts ausgebrochen, um einem höheren Stichbogen Platz zu machen. Dabei kamen auch die Löcher in der Mauer für die Ketten weg. Wie ich beim Ablagen des letztjährig in der „Ortenau“ veröffentlichten romanischen Fratzenkopfes feststellte, hatte diese Skulptur die gleichen Farbschichten wie das Bettelmännle, daß ich zum Schluß kommen mußte, daß



auch jene Fratze einst am Stadttor (damals Untertor genannt) wohl als eine Art Schreckmaske angebracht war, vielleicht auch am Vortor, das im letzten Jahrhundert abgerissen wurde. Wenn man nun Tor und Bettelmännle großzügigerweise als „um 1200“ entstanden anschreibt, ist dies schon ein Zeichen von Bescheidenheit. Gerade jene Fratze weist deutlich auf die Mitte des 12. Jahrh. und auf Verwandtschaft mit Alpirsbach, Murbach, Odilienberg usw. Sollte also meine Vermutung aufgrund der gleichen Farbreste stimmen, so wäre Tor und Bettelmännle mindestens 800 Jahre alt, was auch mit andern Indizien aus Wolfachs Vergangenheit übereinstimmen könnte.

Josef Krausbeck

### *Wie ein Lochenstein gesetzt wurde*

Auf dem Kutschenkopf, einem Berg östlich der Straße, die vom Knappeneck am Sohlberg nach Sulzbach hinabführt, war 1762 der Lochenstein „abgekommen“, amoviert worden. Der Stein kennzeichnet die Grenze zwischen dem Allerheiliger und dem herrschaftlichen Sulzbacher Wald, der dem Bischof von Straßburg gehörte. Der Kellermeister des Klosters, P. Joachim Weber, teilte das Fehlen im Auftrag seines Abtes Karl Pulcher dem Amtsschaffner Procopp in Renchen mit, der daraufhin den Fall dem bischöflichen Kammerpräsidenten in Straßburg meldete. Auf seine Anweisung hin bat der Schaffner in seinem Schreiben vom 13. 7. 1762 den Abt, einen Tag zu bestimmen, an dem morgens um 9 Uhr der Lochen wieder gesetzt werden könne. Außerdem möge der Kellermeister einen neuen Grenzstein besorgen, der allerdings mit den andern „konform“ sein müsse und mit G „marginiert“. Er selbst wolle umsonst die bei der Setzung gebrauchten Kieselsteine, Glasscherben oder Kohlenstücke liefern, während die entstehenden Kosten von den beiden Angrenzern hälftig getragen werden müssen. Als seine Zeugen bei dem Vorgang benannte er den Förster sowie den „Brumberger“, wohl der Besitzer des in der Nähe liegenden Braunberg-Hofes, da sie über die Lochen besser Bescheid wüßten als er. Am 22. 7. wurde der Grenzstein in Anwesenheit des Kellermeisters und des Amtsschaffners sowie der von ihnen benannten Zeugen gesetzt. Um ihn wurden die Kieselsteine eingegraben, die bewirken sollten, daß sich um den Stein keine Wasserpfüte bildet, wodurch der Boden aufgeweicht wurde und der Lochen seinen festen Stand verliert. Die beigegebenen Glasscherben sollten Wühlmäuse und Maulwürfer davon abhalten, den Boden zu unterhöhlen. Nichts soll die Lage des Steines verändern können. Gegen gewaltsame Versetzung durch Menschenhand schützte ihn der Volksglaube, wer einen Lochen versetzt, findet im Grabe keine Ruhe und muß nach dem Tode umgehen. Die Lochensetzung war ein Rechtsakt, durch den im gegenseitigen Einverständnis unumstrittene und unumstößliche Verhältnisse geschaffen wurden. Ein Gewährsmann aus dem Renchtal erzählte, daß noch vor dem 2. Weltkrieg bei Lochensetzungen Kieselsteine und Glasscherben mit eingegraben wurden.

*Hugo Schneider*

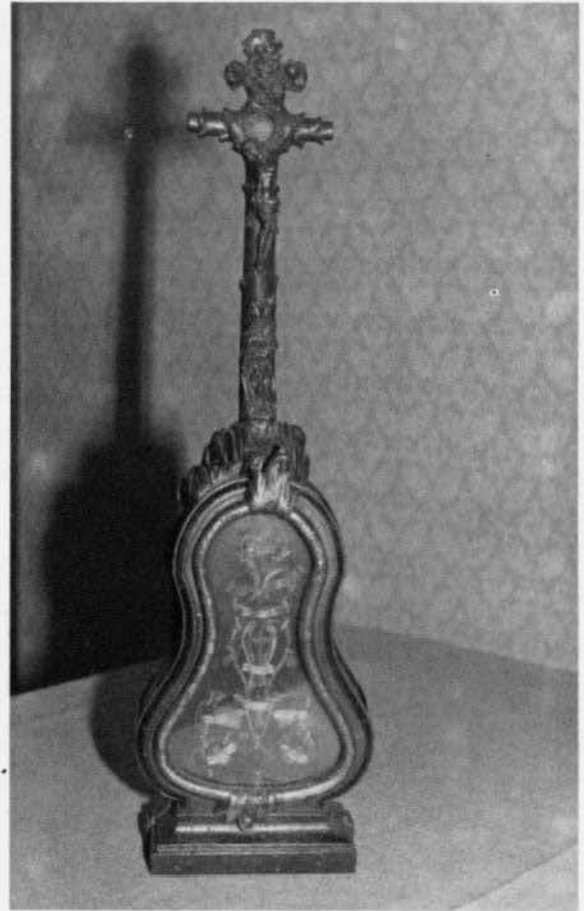
### *Die Insignien des letzten Abtes von Allerheiligen Wilhelm Fischer*

Wilhelm Fischer, der 10. und letzte Abt des ehemaligen Prämonstratenserklosters Allerheiligen wurde 1741 in Oberkirch geboren, legte 1763 seine Profeß ab und wurde 1767 zum Priester geweiht. 1797 wählte ihn der Konvent zum Abt des Klosters, das am 29.11.1802 säkularisiert wurde. Nach der Säkularisation zog er sich, da den Patres der weitere Aufenthalt in Allerheiligen untersagt war, 1803 zu den älteren in das Rektoratshaus nach Lautenbach zurück, von wo er 1818 zu einem Verwandten, dem ehemaligen Kastenvogt des Klosters und Bäcker Sebastian Fies nach Oberkirch übersiedelte. Dort ist er 1824 gestorben. Er wurde auf dem Friedhof der Stadt beigesetzt, wo heute noch sein Grab zu sehen ist.

Seine Abtsinsignien mußte er für 71 Gulden dem badischen Staat abkaufen. Eine goldgestickte weiße Mitra sowie ein schlichter Abtsstab aus dem Ende des 18. Jahrhundert gehören der Pfarrei Oberkirch. Brustkreuz und Petschaft sind in privatem Besitz. Der Abtsring wurde von Verwandten dem Kloster Beuron geschenkt, das ihn dem 1. Abt des neugegründeten Klosters Neuburg bei Heidelberg Adalbert von Neipperg 1929 übergab. Dieser wurde zu Ende des 2. Weltkrieges von Partisanen in Jugoslawien ermordet. Seitdem ist der Ring verschwunden. Die wenigen erhaltenen Stücke zeigen, daß in Allerheiligen kein Reichtum und keine Prunksucht herrschte.



*Brustkreuz und Petschaften des letzten Abtes Wilhelm Fischer von Allerheiligen*



*Tischkreuz von Abt Wilhelm Fischer*

***Das Brustkreuz***

Das Kreuz ist 10 cm lang und 12 mm breit. Es ist aus Gold gearbeitet. Die Rückseite ist aufklappbar und enthält sechs Fächer für Reliquien.

***Die Petschaften***

Die beiden Petschaften zeigen verschiedene „Abdrücke“. Die größere zeigt verschlungene Initialen W.F. unter zwei Sternen. Im äußeren Ring ist neben drei Lilien (?) links der Krummstab und rechts eine Mitra zu sehen. Der untere Rand zeigt die Buchstaben A.S.A.

Das kleinere Siegel zeigt beiderseits von Mitra und Krummstab die Buchstaben C und A.

Im oberen Teil des Wappenfeldes steht das Dreieck mit dem Auge Gottes über einem Anker, der links von drei Sternen über drei Hügeln und rechts von einer Rose umgeben ist. Im unteren Feld ist auf jeder Seite eine Hand zu sehen, die mit einem Hammer auf eine Glocke schlägt.

Beide Petschaften sind in einem Lederfutteral geborgen.

***Das Tischkreuz des Wilhelm Fischer***

Dieses Kreuz ist etwa 40 cm Hoch. Es ist eine barocke Schnitzerei aus Rosenholz und stammt etwa aus dem Jahre 1780. Sowohl im unteren Teil als auch im abnehmbaren Holzkreuz sind Reliquien untergebracht.

*Hugo Schneider/Rainer Fettig*



### *Der Kastelstein in Bad Rippoldsau/Großer Wald*

Im Ortsteil Klösterle von Bad Rippoldsau, ganz in der Nähe der Pfarr- und Wallfahrtskirche, gegenüber dem Rathaus steht eine wuchtige, holzgeschnitzte Tafel, auf der zu lesen ist: „Naturlehrpfad“. Beim näheren Hinschauen erkennen wir neben dem frohgemuten Wanderpaar bereits den Kastelstein als eines der lohnenden Ziele dieses Pfades. In einer Höhe von 825 m erwartet uns dann der gigantische Felsen als ein mächtiger Sandsteinblock, der gleich einem Pilz auf schmalen Beine steht, während der obere Teil des Felsmassivs sich weit ausladend zur Schau präsentiert. Wenn man den schmalen „Fuß“ des Gebildes näher betrachtet und den Blick zum mächtigen, ja drohenden „Kopf“ erhebt, dann besichtigt man diesen Koloß mit etwas beklemmenden Herzen und befürchtet den plötzlichen Einsturz. Die Angst scheint indes nicht unbegründet zu sein, denn hinter dem Kastelstein entdecken wir übereinander getürmte Sandsteinbrocken. Wir erfahren dann auch, daß dies die Überreste des „kleinen Kastelsteins“ sind, der, einmal ähnlich aufgeschichtet wie sein größerer Bruder, im Jahre 1881 zusammengestürzt sein soll. Der Kastelstein selbst führt uns, wenn wir nach seiner Entstehung fragen, weit in die Erdgeschichte zurück, zunächst in jene Epoche, da sich über dem Urgestein (Granit/Gneis) der Sand schichtweise zum Sandstein (Sedimentgestein) absetzte. Gewaltige Erdkräfte hoben die Gesteinsmassen, und es entstanden die Gebirge. Im hinteren Wolfstal bedeckt der Sandstein als oberste Schicht die Schwarzwaldberge. Der Zahn der Zeit baute nun nach und nach den Sandstein ab, ließ aber dabei die jetzt aus dem Waldboden aufragende Felsen stehen, an denen Regen, Schnee und Frost weiter nagen. Vorallem war es der Wind, der



besonders den weicheren Sandsteinbänken (Schichten) im Laufe der Jahrtausende zusetzte und sie allmählich verringerte. Auf diese Weise entstand das Gebilde des Kastelsteins, an dem deutlich die härteren und weicheren Teile zu erkennen sind. In eine der widerstandsfähigsten Sandplatte wurde ein Text eingeschlagen und vergoldet, der an einen hohen Besuch erinnern will, uns aber auch gleichzeitig erzählt, welche Gäste der Rippoldsauer Sauerbrunnen schon in früheren Zeiten voll Stolz beherbergen durfte. Da lesen wir: „Zum Andenken an die erstmalige hohe Anwesenheit des Großherzogs Friedrich und der Großherzogin Luise im Sommer 1858.“ Das schutz- und wehrhafte Aussehen, das einem Kastell\* ähnelt, soll unserem „Kastelstein“ den Namen gegeben haben.

*Kurt Klein*

---

\* Burg

## Besprechungen und Hinweise

### Zeitschriften

#### **Appenweierer Heimatblatt 1980**

*Herausgegeben vom Historischen Verein für  
Mittelbaden*

*Mitgliedergruppe Appenweier.*

*Schriftleitung: Karl Maier*

Im „Appenweierer Heimatblatt 1980“ ist es Karl Maier und seinen Mitarbeitern einmal mehr gelungen, wissenschaftliches Niveau und volkstümliche Darstellungsform zu einer gelungenen Einheit zu verbinden. Gegenwärtig gemachte Vergangenheit — das wäre die Kurzcharakterisierung dessen, was dieses Periodikum leistet. Vor allem die Aufzeichnung erlebter Geschichte läßt ein zeitgeschichtliches Panorama entstehen, das die Gesichtsperspektive von „unten“, aus der Perspektive des einfachen Mannes und seines Alltags, ergänzt.

Die in vieler Hinsicht bemerkenswerte Chronik des Landwirts Otto Bollack über die Zeit um die beiden Weltkriege eröffnet den Reigen der historischen Beiträge. Die Auswirkungen der Weltkriege auf das Dorf und die Region — Verwundetentransporte, Luftangriffe, Aushebung des Volkssturms und schließlich die Besetzung werden aus zeitgeschichtlicher Zeugnishaft authentisch vermittelt.

Karl Maier kommt das Verdienst zu, alle Appenweierer betreffenden Sagen Erzählungen zusammengetragen und vortrefflich geschichtlich und kulturgeschichtlich erläutert zu haben. Die Appenweierer Sagen kreisten um die Welt versunkener Glocken, spukender Toter und schwarzer Hunde. Die Volksphantasie entzündete sich hier an alten Bildstöcken, Marienbildern, historischen Grenzziehungen und eigenartigen Gewann-Namen.

A. Bauer hat die Spuren einer Mordgeschichte in Urloffen aus dem Jahr 1817 verfolgt. Die Dokumentation über die Anfänge des Kfz-Verkehrs in Appenweier erschließt ein bisher noch wenig gewürdigtes Kapitel industrieller Zivilisationsgeschichte. Karl Maier gibt einen kurzen Abriß der Geschichte der Wochenmärkte in Appenweier, die 1875/76 kurze Episode bleiben sollte. Die Nachfrage nach Viktualien war hier wegen des allgemein verbreiteten Eigenanbaus zu gering, die Märkte wurden eingestellt.

Die Ablösung der Fronen berührt ein Kapitel Wirkungsgeschichte des aufgeklärten Absolutismus in der vorderösterreichischen Reichslandvogtei Appenweier unter Joseph II. Die vielfältigen Arbeitsverpflichtungen im Bereich des Wasser- und Wegebbaus, der Instandhaltung öffentlicher Gebäude und vielfältiger Fuhrdienste konnten teilweise gegen eine Geldabgabe ausgelöst werden. Bemerkenswert für absolutistische Verhältnisse dabei war, daß Rücksprache mit der Bevölkerung aufgenommen und ein Vertrag ausgehandelt wurde.

H. G. Huber

#### **Archäologische Mitteilungen aus Baden**

*Heft 24 Juni 1980, Heft 25 Dezember 1980*

*Herausgeber: Förderkreis für die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Baden. Freiburg/Breisgau.*

Von den beiden 1980 erschienenen Heften der Archäologischen Mitteilungen sei besonders auf das Heft 24 hingewiesen, denn es enthält die Jahresberichte der Archäologischen Denkmalpflege in Freiburg und der Bodendenkmalpflege im Regierungsbezirk Karlsruhe im Jahre 1979. Die einzelnen Grabungen in der Ortenau wurden bereits von J. Naudascher in den Berichten des Archäologischen Arbeitskreises in dieser Zeitschrift behandelt. Die beiden Arbeiten berichten von jungsteinzeitlichen Fundstätten, so in Südbaden bei Kiechlinbergen (Michelsberger Kultur), bei Königsschaffhausen (Bandkeramiker) und Wallbach bei Säckingen (Urnenfelderkultur). Sie führen auf die Fundstätten aus der Römerzeit, z. B. in Südbaden Weil, Wolfenweiler, Sasbach/Kaiserstuhl (2. Römerkastell), Sponeck bei Jechtingen (Kleinkastell), Büßlingen/Hegau (römischer Gutshof) u. a. Zahlreiche Fundstätten stammen aus der Vormerowingerzeit und der Merowingerzeit, so die Siedlungsplätze in Munzingen und Sasbach/Kaiserstuhl, das Frauengrab von Neudenu mit seinen reichen Grabbeigaben aus dem häuslichen Leben sowie der Begräbnisplatz einer Familie in Dürbheim/Tuttlingen.

Alle diese Funde helfen mit, die Dunkelheit, die über der Frühgeschichte des Oberrheingebiets liegt, zu erhellen. Besonderes Interesse kommt dabei dem Siedlungsgelände bei Helmlingen zu, an dessen Überreste man erkennen kann, wie eine germanisch-vorrömische Bevölkerungsgruppe allmählich romanisiert wurde, ebenso der Begräbnisstätte von Dürbheim. An ihr glaubt man feststellen zu können, wie eine Familie sich aus dem dörflichen Rahmen aussondert und in die adlige Gesellschaft aufsteigt. Die Archäologischen Mitteilungen haben das Verdienst, laufend die Ergebnisse der

vor- und frühgeschichtlichen Grabungen in Baden einem weiteren Kreis zugänglich gemacht zu haben.

## **Badische Heimat — Mein Heimatland — 60. Jahrgang.**

*Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e.V. Freiburg/Breisgau*

Wie in allen ihren Heften bemüht sich die „Badische Heimat“ auch in denen des 60. Jahrgangs, durch Beiträge über Persönlichkeiten, geschichtliche Begebenheiten, Volksbräuche u. a. die Erinnerung an das alte Baden wachzuhalten. Die eingestreuten Gedichte sowie die zur Illustration beigegebenen Aufnahmen verleihen den einzelnen Heften ein gefälliges Gepräge. Unter den vielen Beiträgen sei auf einige geschichtlichen Inhalts besonders hingewiesen.

### **Heft 1:**

Thomas Kopp berichtet in seiner Abhandlung „1843 Tovar 1979“ von dieser Alemannensiedlung im Hochland von Venezuela, die 1843 von Auswanderern aus dem Kaiserstuhl und verschiedenen Dörfern zwischen Freiburg und Lahr gegründet wurde. Infolge der Abschließung nach außen konnten die Siedler ihre heimische Mundart, Bauweise und Brauchtum erhalten. Doch mußte Kopp auf seiner Reise 1979 feststellen, daß das überkommene Erbe heute stark gefährdet ist und im umgebenden Volkstum aufgeht, so daß das „Alemannische unter Palmen“ bald Seltenheitswert haben wird.

An Joseph Bader, den Gründer und Herausgeber der Zeitschrift „Badenia“, erinnert H. Bender. Baders Aufsätze über geschichtliche Persönlichkeiten, Orte und Gegenden des ehemaligen Großherzogtums sind, da aus guter Quellenkenntnis gearbeitet, noch heute für den Heimatforscher beachtenswert trotz der etwas romantischen Art der Darstellung. Von großem Reiz ist sein Werk über „Badische Volksitten und Trachten (1843/44)“, das in handkolorierten Stichen badische Trachten und Bräuche der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zeigt (Neuausgabe 1977).

Wie Neuenburg, einst als Rheinübergang eine wichtige Stadt am Oberrhein, 1704 im Spanischen Erbfolgekrieg auf Befehl von Marschall Tallard vollständig zerstört worden ist, beschreibt W. Studer in seiner Arbeit.

### **Heft 2:**

Das Heft 2 enthält überwiegend Kurzbiographien von Persönlichkeiten des 19. und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts, die aus Baden stammten oder in Baden lebten. Es handelt sich vor allem um Männer des geistigen und künstlerischen Bereichs, so die Kirchenhistoriker Hausrath aus Heidelberg und Alzog aus

Freiburg, Geistliche wie den Pfarrer Magnani, den Gründer des Kinderdorfes Klinge, Dichter wie die Günderode, die Familie Eichroth, den Anakreontiker Jacobi, den Politiker und Schriftsteller Fendrich, die Mutter Jolberg, die Gründerin des Diakonissenmutterhauses in Nonnenweier, den in französischen Diensten stehenden Diplomaten L. W. Otto, Graf von Mosloy und andere mehr. Zwar gehören die behandelten Persönlichkeiten nicht zu den ganz Großen, dennoch sollten sie nicht vergessen werden.

### **Heft 3:**

Anders als die beiden ersten Hefte konzentrieren sich die Beiträge des 3. Heftes auf eine Gegend, die Ortenau und dabei auf die beiden Städte Oberkirch und Offenburg. So zeigt Pillin in seiner Abhandlung, wie Oberkirch während Jahrhunderten der Mittelpunkt des Renchtals war. L. Vögely beschäftigt sich eingehend mit den Offenburger Versammlungen während der Revolution von 1848/49. Wenn man die dort verkündeten Programme liest, kann man sich allerdings nicht des Eindrucks erwehren, daß die Revolution in Offenburg damals mehr eine Sache des wohlhabenden gebildeten Bürgertums war, denn von den Nöten und Sorgen des kleinen Mannes gar nach den vorangegangenen Hungerjahren erfährt der Leser nichts.

Als Beitrag zum Benediktusjahr gibt W. Hensle einen gedrängten Überblick über die Geschichte der 4 ortenauschen Benediktinerklöster Ettenheimmünster, Schuttern, Gengenbach, Schwarzach und erinnert an ihre Leistungen besonders auf dem Gebiet des Kirchenbaus. Durch die Säkularisation wurden nicht nur intakte Ordensgemeinschaften ausgelöscht und ihre Kulturgüter verschleudert, sondern vor allem jahrhundertealte Kulturzentren zerstört, die die zugehörigen Gemeinden in ihrem Geiste geprägt haben.

Besonders beachtenswert ist die Arbeit von H. Schmid, in der er die kirchenrechtlichen Verhältnisse der ehemaligen rechtsrheinischen Gebiete der Diözese Straßburg in der Zeit von 1802 bis 1808 untersucht. Bisher hatte sich die Forschung noch nicht mit der Frage beschäftigt, wer für sie nach dem Tode von Kardinal Rohan zuständig war. Schmid weist nach, daß sie danach dem Erzbischof Dalberg von Mainz als Metropolen unterstanden. Er betraute mit der Verwaltung seinen Weihbischof Valentin Heimes, der wiederum 2 erzbischöfliche Kommissäre für die beiden Landkapitel bestellte. In seinem Wunsch nach einer badischen Diözese übertrug Großherzog Karl Friedrich die Verwaltung des Restbistums der geistlichen Regierung in Konstanz, bei der es bis zur Errichtung des Erzbistums Freiburg verblieb.



K. Klein behandelt die Geschichte des evangelischen Bekenntnisses im Kinzigtal, besonders die Entstehung der evangelischen Kirchengemeinden in den Städten Wolfach, Gengenbach, Haslach und Hausach.

Außerdem sei erinnert an die Arbeit von H.-R. Fluck über den Barockdichter Moscherosch aus Willstätt sowie an die von A. Bissinger über den in der Stefanskirche in Oberachern seit dem späten Mittelalter geübten Brauch der Fußwaschung am Gründonnerstag und über das ehemals dabei verwendete Simsonaquamane aus dem 2. Viertel des 13. Jahrhunderts, das sich heute in einem Museum in Boston befindet.

### **Geroldsecker Land — Jahrbuch einer Landschaft Heft 22**

*Herausgeber der Ortenaukreis, Lahr 1980*

Unter den zahlreichen Beiträgen des Jahrbuchs 1980 sei zunächst auf den von Hans Schwarzmaier, „Das Kloster Ettenheimmünster“ hingewiesen. Die Arbeit ist bereits im V. Band der *Germania Benedictina* erschienen, eines Sammelwerks, das die Geschichte des benediktinischen Mönchtums im gesamten deutschsprachigen Raum darzustellen beabsichtigt. Mit Genehmigung des Verlages werden die folgenden Hefte des Geroldsecker Landes auch die Darstellungen der Benediktinerklöster Schuttern, Gengenbach und Schwarzach aus dem angegebenen Band bringen. Nach vorgegebenem Schema behandelt der Verfasser in knapper Form alle sich auf das Kloster beziehenden Sachgebiete: die Geschichte, die Grundherrschaft und Vögte, Priorate, Patronate und Inkorporationen. Er berichtet über die Bibliothek des Klosters, nennt die Daten zur Bau- und Kunstgeschichte, in den Abtlisten die Namen der Äbte u. a. m. Der Heimatforscher wird besonders dankbar sein für die Aufzählung der im Generallandesarchiv in Karlsruhe aufbewahrten Archivalien, für die Zusammenstellung der historischen Literatur sowie das Verzeichnis der über Ettenheimmünster erschienenen Publikationen. Über die Aufhebung des Klosters und das weitere Schicksal der Klostergebäude berichtet H. Schmid in der *Ortenau* 1981.

In seiner Untersuchung, „Der Name der Schutter“ befaßt sich H. Kewitz mit der Etymologie des Wortes Schutter. Nach seiner Meinung ist es eine frühe germanische, zumindest altalemannische Bildung, die auf die indogermanische Wurzel *skeud*, germanisch *skut* = schießen zurückgeht, wozu noch die *r*-Ableitung hinzukommt. Die Bedeutung des Wortes sei noch zu finden; sie mag lauten die Eilende, die Flinke, aber vielleicht auch die

Ungedämmte, Aufgestaute. — Die Arbeit gewinnt dadurch an Interesse, daß der Name Schutter zu der großen Anzahl auf *r*-endigenden Flußnamen innerhalb des südwestdeutschen Raumes gehört z. B. Acher, Doller, Glotter, Kander u. a. Unklar ist bei ihnen die Deutung der Schlußsilbe — *ra*, *re* — *r*. Ein Vergleich mit dem Flußnamen Acher läßt vermuten, daß das Wort *Scutera* ursprünglich den Ort bez. die Gegend bezeichnete (im Volksmund „Schuttere“, „Achere“) woraus erst dann der Flußname abgeleitet worden ist.

Über den Plan, in Renchen ein Grimmelshausen-Denkmal aufzustellen, und seine Verwirklichung berichtet A. Obert. Die auf dem Rathausplatz in Renchen aufgestellte Plastik Grimmelshausens, die 1977 eingeweiht wurde, schuf der italienische Bildhauer Manzù und wurde von Senator Dr. Burda gestiftet.

Mit einem Werk des nicht sonderlich geschätzten Neobarock beschäftigt sich W. Hensle in seiner Arbeit über die 1913 geweihte Laurentiuskirche in Friesenheim, deren Renovierung in jüngster Zeit durchgeführt wurde. Dieser schmucke Bau mit seinem an österreichischen Barock erinnernden Turm ist das Werk des aus Oberösterreich stammenden erzbischöflichen Baumeisters Raymund Jechlinger, dessen Kirchenbauten sich bisher der romanischen und gotischen Formensprache bedienten. In Friesenheim schuf Jechlinger, auch unter Verwendung von modernem Baumaterial, eine barocke Kirche von einheitlichem Gepräge, deren heller, üppig ausgestatteter Innenraum sich gut mit den Kirchenbauten des eigentlichen Barock messen kann. In seinen Stuckverzierungen gelang es Jechlinger, barocke Stilelemente mit denen des Jugendstils zu verbinden. Mit dieser Arbeit erweist sich Hensler, der vorzügliche Kenner der heimischen Gotik und Romanik, auch als ein ausgezeichnete Interpret barocker Kunst.

### **Landkreis Rastatt — Heimatbuch 7/80**

*Herausgeber: Landkreis Rastatt. Rastatt*

Wie die früheren Jahrgänge des Heimatbuches Landkreis Rastatt will auch der des Jahres 1980 (7/1980) Einblick geben in die Struktur und die Leistungen des neugeschaffenen Landkreises. Das Heft gibt zunächst einen kurzen Überblick über die besonderen Begebenheiten und Aktivitäten innerhalb des Landkreises im Jahre 1979. Es berichtet von den Sonderschulen des Kreises, von der Dorfverschönerung, der Kunst und Kunstförderung in der neuesten Zeit u. a. Für den geschichtlich Interessierten ist die Arbeit von H. John, „Die Wappen im Landkreis Rastatt“ von besonderer Bedeutung. Wohl wissend, daß die Wappenkunde



für sehr viele eine unbekannte Wissenschaft darstellt, gibt der Verfasser zunächst eine Einführung in die Heraldik. Er untersucht die Aufgabe und den Zweck der Wappen, behandelt ihre Gestaltung, nennt die Regeln der bildlichen Darstellung und erklärt, wie man fachgemäß ein Wappen beschreibt — alles gute Hilfen für den, der in die Wappenkunde eingeführt werden will. Die folgenden Abschnitte der Arbeit behandeln unter Beiziehung von viel Material, das sich vornehmlich auf den Rastatter Kreis bezieht, die kommunale Wappen und Siegelführung im Landkreis Rastatt vor 1800, das kommunale Siegel- und Wappenrecht in Baden und Württemberg zwischen 1800 und 1945, schließlich das kommunale Siegel- und Wappenrecht in Baden-Württemberg seit 1945. Diesen gut fundierten Ausführungen folgen in farbiger Ausführung die Wappen einzelner Gemeinden des Landkreises samt einer eingehenden Beschreibung ihres Aussehens und ihrer Entwicklung. Auch wer nicht im Landkreis Rastatt wohnt, wird in der Arbeit von H. John viele Hilfen und Anregungen finden.

2 Beiträge befassen sich mit Wirtschaftszweigen, die für den Landkreis große Bedeutung haben, den Weinbau und die Papierindustrie. E. Schappeler-Honnef berichtet in ihrem Beitrag „Im Bühler Rebland: Weinbau mit Tradition im Zeitalter der Elektronik“ vom Weinbau in dem Gebiet zwischen Steinbach und Bühl, wobei besonders die Winzergenossenschaft Affental im Hinblick auf ihr Leistungsvermögen und ihre Organisation beschrieben wird. Wie so üblich, beginnt die Arbeit mit einem geschichtlichen Teil. Da der Weinbau in dieser Gegend jedoch nur spärlich erforscht ist, bieten die Ausführungen keine neuen Erkenntnisse. Auf einige Unrichtigkeiten sei hingewiesen: Vom Weinbau der Alemannen ist nichts bekannt. Den Weinberg bei Steinbach schenkte Berthold von Staufenberg bereits um das Jahr 1070 (?) an das Kloster Hirsau. Die Lichtentaler Klosterfrauen waren nie in Citeaux, da an den Generalkapiteln des Zisterzienserordens nur Mönche teilnehmen durften. Wohl gab es in Baden-Baden eine Niederlassung der Jesuiten, ebenso an der Stiftskirche ein Kollegiatkapitel, aber es existierte 1453 kein Kollegiatstift der Jesuiten, deren Orden erst 1540 die päpstliche Bestätigung erhielt u. a. Über die früher im Elsaß und damit wohl auch in unserer Gegend angebauten Rebsorten unterrichtet Chr. M. Vortisch in seinem Aufsatz „Weinberg-Rebberg . . .“ Markgräflerland Jgg. NF 11 (42) Heft 1/2 1980. Ebenfalls vom Geschichtlichen ausgehend entwirft C. Katz ein Bild von der Entwicklung der Holz- und Papierindustrie im Murgtal, deren wirtschaftliche Bedeutung heute an 2 führenden

Unternehmen gezeigt wird. A. Hirth untersucht die Herkunft der in einer Kiesgrube bei Greffern bez. in ihrer Nähe gefundenen menhirartigen Steine und anderer vermutlich prähistorischer Steinfunde. W. Stopfel berichtet von Beobachtungen und Entdeckungen, die bei der Renovierung des Rastatter Schlosses gemacht wurden. Sie betreffen die Farbgebung des Außenbaus, die Dachkonstruktion sowie die Gestaltung der Innenräume.

### Das Markgräflerland

*Beiträge zur Geschichte und Kultur des Landkreises Lörrach und seiner Umgebung. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft Markgräflerland für Geschichte und Landeskunde e.V. und dem Hebelbund e.V. Jgg. NF 11 (42) Heft 1/2 1980, Heft 3/4 1980.*

Der Inhalt der beiden Doppelhefte ist thematisch bestimmt; Heft 1/2 hat als Thema den „Weinbau“, Heft 3/4 „das Dorf im Wandel“. Zwar bezieht sich der Inhalt der Arbeiten vor allem auf das Markgräflerland. Doch enthalten einige auch Wissenswertes für den geschichtlichen Interessierten des mittelbadischen Gebietes. So behandelt W. Beck in einer gründlichen und umfassenden Monographie unter Beigabe von vielen Karten, Aufnahmen und Statistiken „die strukturelle Entwicklung des Weinbaus im „Markgräflerland“. Darin berichtet er vom Weinbau in den rechtsrheinischen Gebieten seit der Römerzeit, wie sich das Weinbaugebiet bis 1300 vergrößerte und die Rebfläche bis 1600 enorm zunahm („die Hauptzecheperiode des deutschen Volkes“) und wie danach der Weinbau immer mehr infolge verschiedener Umstände (Kriege, Bierkonsum, Einführung des Kaffees usw.) zurückging, eine Entwicklung, die im Grunde bis nach dem 2. Weltkrieg anhielt. Die weiteren Ausführungen beschäftigten sich eingehend mit den physisch-geographischen Voraussetzungen für den Weinbau (Klima, Temperatur, Böden, Rebsorten usw.) sowie der wirtschaftsgeographischen Struktur des Weinbaus im Markgräflerland. Eine ähnlich eingehende Untersuchung des Ortenauer Weingebietes wäre wünschenswert. Für den Historiker noch anregender ist die Arbeit von Chr. M. Vortisch „Weingarten-Rebberg — ein sprachlicher Wandel (?) und seine Voraussetzungen“. Bei der Beschäftigung mit alten Güterverzeichnissen und Flurnamen stellte der Verfasser fest, daß im 14. Jahrhundert sich in den oberrheinischen Gebieten an Stelle der mit Wein gebildeten Komposita (z. B. Weinberg, Weingarten) solche mit Reb. . . zusammengesetzte Substantive durchsetzen. Der Verfasser vermutet, daß die

mit Wein. . . gebildeten Substantive im Zusammenhang stehen mit der von den Römern eingeführten Edelrebe, die von den Grundherren und Klöstern angebaut wurde. Daneben habe es in den Auenwäldern noch eine Wildrebe gegeben, die wahrscheinlich von den bäuerlichen Kreisen gepflanzt wurde. Innerhalb dieser Kreise verwendete man in den Wortzusammensetzungen das Wort Rebe (Rebberg z. B.). Als im 12. Jahrhundert sich an Stelle der Grundherrschaft die bäuerliche Wirtschaftsweise durchsetzte, verbreiteten sich, allerdings nur im alemannischen Raum, auch deren Wortbildungen mit Rebe. Wer sich mit der Geschichte des Weinbaus in unserer Gegend beschäftigt, wird auch sonst in der Arbeit viel Anregendes finden (z. B. frühe Rebsorten, Sprachgebrauch und Wortschatz u. a.).

Das Heft 3/4 beschäftigt sich mit dem „Dorf“, speziell dem Markgräfler Dorf, „im Wandel“. In grundsätzlichen Betrachtungen wie auch an Hand von Einzelbeispielen zeigen die Verfasser der Arbeiten, daß man den „ortseigenen Charakter der Dörfer nicht gering achten soll, denn hier manifestiert sich ein kulturelles und historisches Erbe, das es wert ist, gepflegt zu werden, das durchaus zur Förderung des Geschichtsbewußtseins beitragen kann. „Hingewiesen sei auf die Abhandlung von Günther Schöning „Das Ende des Dorfes?“. Er zeigt, wie jedes Dorf sein eigenes Ortsbild entwickelt hat und wie dieses trotz Änderung der Bevölkerungsstruktur zu erhalten und zu pflegen sei. In einem weiteren Beitrag beschreibt er an Hand vieler Zeichnungen und Aufnahmen, was man aus alten Scheunen, die nicht mehr für die Landwirtschaft benötigt werden, unter Beibehaltung der alten Baustruktur machen kann. Mit dem „Wandel im Dorf“, den Chancen und Aufgaben für die Zukunft“ befassen sich auch H. R. Güdemann und Georg W. Lang in ihrer Untersuchung. Sie zeigen u. a., wie das Dorf mit seinem Ortskern und seiner Anlage mehr ist als bloß eine Ansammlung von Häusern und wie es in seiner Geschlossenheit heute wieder Vorbild sein kann für die Bildung neuer Wohnformen.

H. Schn.

### „Freiburger Diözesan-Archiv“

*Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins des Erzbistums Freiburg 98. Band 1978, 99. Band 1979, Verlag Herder Freiburg/Breisgau.*

In beiden Jahrbüchern behandelt auf etwa 400 Seiten Hermann Schmid, Überlingen, das Thema „Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811“. Der erste Teil (Band 98) handelt von der Vorgeschichte der Säkularisation in

Baden und vom Untergang der oberbadischen Ordenshäuser. Im zweiten Teil (Band 99) ist die Aufhebung der Klöster in Mittel- und Unterbaden und im Fürstenbergischen dargestellt; außerdem befinden sich hier das Verzeichnis der gedruckten und der ungedruckten Quellen und auf 14 Seiten das Literatur-Verzeichnis. Der Anhang enthält Dokumente, den so folgenreichen badisch-französischen Geheimvertrag vom 22. August 1796, das umfangreiche Organisationsedikt vom 14. Februar 1803, Auszüge aus dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 und einige Besitznahmepatente.

Der Verfasser behandelt die Aufhebung von mehr als 120 badischen Klöstern, darunter von 16 der Ortenau. Seine Ausführungen, mit zahlreichen Quellenangaben und Fußnoten versehen, bestechen durch Detailkenntnis und durch umfassenden Überblick, so daß die territorialgeschichtliche und die kirchengeschichtliche Bedeutung sichtbar wird, zumal die rechtlichen und die politischen Grundlagen der Vorgänge ebenfalls mit einbezogen sind.

W. Mr.

## Bücher

### Karl Stiefel, Baden 1648—1952

*2 Bände, insg. 2104 Seiten, Großoktav, Halbleinen Karlsruhe: Badische Neuesten Nachrichten, Preis: 98,— DM, Badendruck Karlsruhe 1977.*

Drei Jahrzehnte seines Lebens hat der Jurist Karl Alexander Stiefel (1902—1973) an seinem Lebenswerk, der bisher besten und umfangreichsten Geschichte des Landes Baden, im „Alleingang“ gearbeitet. Der Verfasser war hervorragender badischer Verwaltungsjurist und viele Jahre Präsident des Verwaltungsgeschichtshofes in Karlsruhe, aber auch aus Zuneigung Historiker. Befürchtungen, daß sein Werk zu „rechtslastig“ oder langweilig geworden ist, widerlegt der Autor durch die Liebe zu Details und durch eine Fülle von Tatsachen, welche es wert sind, der Vergangenheit entrisen zu werden.

Das Monumentalwerk ist eine außerordentlich gründliche und vielseitige Gesamtdarstellung der badischen Geschichte in der Zeit vom Westfälischen Frieden über die so einschneidenden territorialen Veränderungen von 1803—1806 bis zur Bildung des Landes Baden-Württemberg. Natürlich beginnt die badische Geschichte nicht erst 1648; der Verfasser ging

aber von der Tatsache aus, daß erst nach dem 30jährigen Kriege die beiden Markgrafschaften Baden-Durlach und Baden-Baden zu souveränen landeshoheitlichen Staatsgebilden aufgestiegen sind. Die frühere Geschichte unseres Raumes ist natürlich keineswegs weggelassen. Sie ist mit gleicher Genauigkeit beschrieben wie die weitere Entwicklung über Reformation und Bauernkrieg bis zum Frieden 1648.

In 15 Hauptteilen spannt sich der Bogen von der territorialen Entwicklung über die Entstehung des Staatswesens, über die besonderen Rechtsverhältnisse (der Bauern, der Adligen, der Juden z. B.), den öffentlichen Dienst, Staat und Kirche, Staatsfinanzen, Rechtspflege, Landesverteidigung, Innenverwaltung, Polizeiwesen, Post, Verkehr, Eisenbahn und Wirtschaft bis zu den Schulen und Hochschulen. So besitzt z. B. das Kapitel über Bildung mit seinen Nachrichten über Schulordnungen, Versorgung mit Lehrern, Schulpflicht, Schularten, Schulaufsicht, Schulhäuser, Lehrerausbildung den Umfang einer größeren Einzeldarstellung. Heimatkunde und Landeskunde kommen nicht zu kurz.

Bei der Fülle des Dargebotenen mußten aus Kostengründen Abbildungen fehlen. Das Werk besticht aber dadurch, daß man die Sachgebiete — welche man sonst mühsam über Register zusammensuchen muß — in Haupt- und Unterabschnitten findet, daß Verweise auf Quellen und Sekundärliteratur im Text eingestreut sind, daß 3 Register das Werk außerdem noch erschließen und Genealogien die Verbindungen zu den großen Ereignissen der deutschen und europäischen Geschichte schlagen. Stiefels Werk sei Büchereien, Geschichtlern und Landeskundlern empfohlen und ihm eine dritte Auflage gewünscht, veranschaulicht und vertieft es doch eindrucksvoll die Worte des Verfassers:

„Geschichte fließt unaufhaltsam durch die Zeit. Im Vergangenen gestalten sich die Elemente des Neuen. In der Vergangenheit liegen die Wurzeln des Zukünftigen. Wer die Vergangenheit nicht kennt, wird die Zukunft nicht in den Griff bekommen“.

W. Mechler

### **Franz Laubenberger, Breisgau-Archivalien im Staatsarchiv Modena (1797—1807)**

*Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau* 16. Freiburg/Breisgau 1980. 68 Seiten

Auch heute noch ist es möglich, in Archiven größere Entdeckungen zu machen. So fand der verstorbene Freiburger Bundestagsabgeordnete

Dr. Hermann Kopf im Staatsarchiv in Modena 27 Pakete Archivalien, die sich auf die ehemaligen vorderösterreichischen Gebiete des Breisgaus mit Freiburg und der Ortenau beziehen. Diese waren 1801 durch den Frieden von Lunéville dem Herzog Hercules III. von Modena zugeteilt worden als Ersatz für sein Land, das Napoleon der Cisalpinischen Republik einverleibt hatte. Die Bestände kamen aus fürstlichem Besitz an das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, das sie auf Grund des Vertrags von St. Germain 1919 an Italien abtreten mußte. Sie wurden dem Staatsarchiv in Modena zugeteilt, wo sie vorher nie gewesen waren, und umfassen die Jahre 1797—1807. Dank der Bemühungen von Dr. Kopf wurden die Bestände 1960 vom Staatsarchiv Freiburg gesichtet und 1979 vollständig verzeichnet. Dieses Verzeichnis ist der Inhalt der angezeigten Arbeit. Sie enthält die Archivnummern der einzelnen 27 Konvoluten und kennzeichnet kurz den Inhalt der einzelnen Aktenstücke unter Angabe des Datums und der Anzahl der Faszikel. Ein vollständiges Namens-, Orts- und Sachregister bietet die Möglichkeit, sich rasch zurecht zu finden. Ihrem Inhalt nach behandeln die Aktenstücke all die alltäglichen Angelegenheiten, mit denen eine Verwaltung sich beschäftigen muß, keine hochpolitischen Probleme, sondern Berichte, Gesuche, Rekurse auf dem Gebiet der Justiz, der Steuer und Zölle, des Schulwesens, Fragen der säkularisierten Klöster, eine reichhaltige Fundgrube der kleinen alltäglichen Geschehnisse in jenen Gebieten. So erfährt man z.B., daß es damals schon ein „Allgemeines Intelligenz- und Wochenblatt für das Land Freiburg und die Ortenau“ gab, von dem mehrere Exemplare vorliegen. Da ein Erwerb der Archivbestände für die Bundesrepublik bislang nicht möglich war, ist es dem Stadtarchiv Freiburg besonders zu danken, daß es durch diese sorgfältig gearbeitete Publikation sie dem Heimatforscher zugänglich gemacht hat. Es ist ihm nun möglich, das ihn interessierende Material auf Mikrofilmen vom Staatsarchiv in Modena anzufordern.

### **Dr. Johannes Ferdinand, Aufsätze zur Geschichte Ettenheims und seiner Umgebung**

*Hrsg. von der Mitgliedergruppe Ettenheim des Historischen Vereins für Mittelbaden. Ettenheim 1980. 222 Seiten*

Ettenheim scheint ein guter Nährboden für Historiker zu sein, denn dieser Stadt entstammt Joh. Baptist v. Weiß, der Verfasser eines im 19. Jahrhundert mehrfach aufgelegten



22bändigen „Lehrbuches der Geschichte“ und anderer historischer Werke. Der eigentliche Chronist der Stadt ist der aus dem Bergischen Land stammende ehemalige Landgerichtsdirektor Joh. B. Ferdinand. Sein 100. Geburtstag am 10. 1. 1980 gab der Mitgliedergruppe Ettenheim des Historischen Vereins für Mittelbaden Anlaß, sich mit seinen Arbeiten zu beschäftigen. In einem Sammelband veröffentlichten sie die in der „Ortenau“, im „Geroldsecker Land“ und in der „Badischen Heimat“ erschienenen Abhandlungen zur Geschichte Ettenheims und der umliegenden Ortschaften, damit sie nicht der Vergessenheit anheimfallen und dem Heimatfreund jederzeit zugänglich sind. Sie behandeln anhand der Quellen die Geschichte der Stadt und einiger umliegender Gemeinden, den letzten der Rohan, der in Ettenheim nach seiner Flucht aus Straßburg wohnte und starb, vor allem die Rechtsverhältnisse der Stadt sowie Begebenheiten aus dem Rechtsleben. Was an diesen Aufsätzen noch heute beeindruckt, sind die genauen Kenntnisse des Verfassers über die Herrschaftsverhältnisse in den einzelnen Ortschaften der Umgebung, daneben die klare, volkstümliche Art der Darstellung, wodurch sie noch heute den Leser ansprechen. Darum sei den Herausgebern für ihre Arbeit herzlich gedankt. Mögen auch andere Mitgliedergruppen veranlaßt werden, tüchtige aus den Quellen erarbeitete Aufsätze zur Geschichte ihrer Heimat in einem Sammelband zugänglich zu machen.

Das Werk wird ergänzt durch ein Verzeichnis der heimatgeschichtlichen Schriften von Joh. Ferdinand, zusammengestellt von seinem Sohn Horst Ferdinand sowie durch Hinweise auf neuere Literatur zur Geschichte der Stadt Ettenheim“ von H. Kewitz.

H. Schn.

### **Hermann Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811.**

*Verlag M. Schober, Überlingen/Bodensee 1980, DM 69.50.*

Die 430 Seiten starke, in solidem Buchdruck ausgeführte Schrift schließt eine über hundert Jahre alte Forschungslücke und stellt seit Matthias Erzberger (Die Säkularisation in Württemberg, Stuttgart 1902) und A.M. Scheglmann (Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern, Regensburg 1903—08) die bedeutendste Abhandlung über die Enteignung der katholischen Kirche südlich des Mains zu Beginn des letzten Jahrhunderts dar. Die Arbeit wurde zwar von den Philosophischen Fakultäten der Universität Freiburg als Dissertation angenommen, geht aber weit über das hinaus, was man gemeinhin von einer

Doktorarbeit verlangen kann, zumal sie von nicht weniger als 15 tiefeschürfenden Einzeluntersuchungen des Verfassers zur süddeutschen Säkularisationsgeschichte und zu landes- und kirchengeschichtlichen Themen abgestützt wird.

Auf der Grundlage von ungewöhnlich umfangreichen Aktenstudien in Karlsruhe, Donaueschingen und Stuttgart, die er der Auswertung der vielfach fehlerhaften und oberflächlichen Literatur voranstellte — eine bemerkenswerte Methode! —, schildert Schmid den Verlauf und die Folgen der Säkularisation in Baden, und zwar speziell den Untergang von über hundert klösterlichen Niederlassungen im Bereich des damaligen Kurfürsten- und Großherzogtums. Nach einer nicht zu knapp gehaltenen Begriffsbestimmung und Vorgeschichte der Säkularisation (Reformation, Jesuiten, Joseph II.) bietet er einen mehr allgemeinen Überblick über dieses Ereignis in Baden, wobei er auf die verschiedenen Spielarten (Übergang der weltlichen Hoheitsrechte der Prälaten an die Landesherrschaft einerseits, Wegnahme der Vermögenswerte andererseits) und auf den verschiedenartigen Verlauf der Aufhebung der Herren- und der Bettelorden abhebt.

Das Kernstück der Arbeit ist die Untersuchung des Untergangs eines jeden Ordenshauses in Baden, wobei der Autor mit viel Liebe zum Detail Auskunft gibt über die letzten Insassen, das liegende und fahrende Vermögen, besondere Vorkommnisse bei der Auflösung, über das Schicksal der Gebäude usw. Dieses Kernstück ist aus gutem Grund nach dem territorialen Prinzip aufgegliedert. Durch eingehende Vorbemerkungen wird auf die besonderen Gegebenheiten des jeweiligen Teilstaates hingewiesen. Schmid setzt ein mit den Klosterauflösungen im badischen oberen Fürstentum (Bodenseegebiet), wo sich das Sterben der Mendikanten-Konvente dadurch verzögerte, daß sie zuerst an den Deutschen Orden fielen, und fährt fort mit der Schilderung der Verhältnisse im vorderösterreichischen Breisgau und in der Ortenau, die durch die Ansprüche der Malteser-Ritter auf die dortigen Klöster und durch den auswärtigen Besitz einiger Stifter, so St. Blasians in der Schweiz und in Württemberg, äußerst kompliziert waren. Es schließt sich Mittelbaden an mit uralten Abteien wie Schwarzach und Ettenheimmünster. Die Betrachtung der gemischt-konfessionellen rechtsrheinischen Pfalz führt gewissermaßen zu einem Ausflug nach Bayern. Denn in der Pfalz hatten sich noch einige Monate vor dem Regentenwechsel im Herbst 1802 Kurfürst Max Joseph und sein freimaurischer Minister Montgelas betätigt und Karl Friedrich von Baden vor vollendete Tatsachen gestellt. Die Un-



tersuchung der Säkularisation in den Ständeherrschaften Leiningen und Löwenstein-Wertheim fördert interessante staatsrechtliche Einzelheiten aus der Zeit der Mediatisierung zutage, desgleichen die der Klosterunterdrückungen im Fürstenbergischen, die den Leser an den Bodensee zurückbringt.

Die Schlußbetrachtung befaßt sich unter anderem mit den verschiedenartigen Folgen des „revolutionären Gewaltakts Säkularisation“ und mit dem Vergleich der Vorgänge in Baden, Württemberg und Bayern. Hierbei ist bemerkenswert, daß Schmid nach Erörterung der entsprechenden Staatsrechtstheorien die Frage der Rechtmäßigkeit der Enteignung der katholischen Kirche offen läßt. Nicht ohne Ironie scheint seine abschließende Feststellung zu sein, daß dem letzten Großherzog von Baden, Friedrich II., nach dem Zusammenbruch der Monarchie im November 1918 „nur ein mehr als bescheidener Rest seiner früheren Güter“ blieb, die ja zum größeren Teil aus eingezogenem Kirchenbesitz bestanden.

Das Buch ist zugegebenermaßen nicht in allen Teilen leicht lesbar und setzt zum Verständnis historische und juristische Grundkenntnisse voraus. Das ist jedoch der Tribut, den seine strenge Wissenschaftlichkeit und Genauigkeit fordert.

Ein umfangreicher Urkundenanhang mit Auszügen aus dem Reichsrezeß von 1803, mit badischen Sondergesetzen und Faksimiledrucken zeitgenössischer Staatsdokumente (Erstveröffentlichungen) sowie ein ausführliches Orts- und Namensregister runden das Werk ab.

Noch auf einen weiteren Vorzug ist hier hinzuweisen: Die Schrift ist auch von lexikalischem Wert. Und zwar weniger in Hinsicht auf das umfangreiche Literaturverzeichnis, das entlegene Titel nennt, sondern mehr noch auf Grund der Tatsache, daß hier die erste vollständige und wissenschaftlich fundierte Zusammenstellung aller klösterlichen Niederlassungen, die zwischen 1779 und 1806 im Bereich des Großherzogtums Baden existiert haben, mit den Grunddaten geboten wird.

Kurzum, das Werk Schmidts enthält eine Fülle von Informationen rechts-, kirchen-, landes-, orts-, wirtschafts-, sozial- und personengeschichtlicher Natur und ist ein bedeutender Beitrag zur Geschichte des neubadischen Staates, des Rheinbundes und des Verhältnisses von Kirche und Staat im 19. Jahrhundert. Der wissenschaftliche Fortschritt auf allgemeinhistorischem und juristischem Gebiet ist unverkennbar — und man wird nicht zu weit gehen, wenn man die Schrift unter die Standardwerke der badischen Landesgeschichte reiht.

Universität Münster Prof. Dr. Werner Hahlweg

## **Werner Hacker, Auswanderungen aus Baden und dem Breisgau**

*Obere und mittlere rechtsseitige Oberrheinlande im 18. Jahrhundert archivalisch dokumentiert. Konrad-Theiss-Verlag. Stuttgart und Aalen 1980*

Das angezeigte Werk ist Teil eines umfassenden Planes, die Auswanderung aus dem südwestdeutschen Raum im 18. Jahrhundert zu erforschen und die Auswanderer soweit wie möglich namentlich zu erfassen. Der vorliegende Band behandelt das Thema für die Gebiete des ehemaligen Landes Baden und zwar vom Hochrhein bis einschließlich dem Kreis Karlsruhe und Teile des Enzkreises. Die übrigen ehemals badischen Gebiete wurden bereits in anderen Bänden behandelt. Der Zeitraum erstreckt sich von 1688, als die französischen Truppen im Pfälzischen Krieg den Rhein überschritten, bis zur Säkularisation 1803, als die meisten der Herrschaftsgebiete dem späteren Großherzogtum Baden einverleibt wurden. Zwar bezeichnet Auswanderung im damaligen Sprachgebrauch schon das Verlassen eines niedergerichtlichen Gebietes. Sie läßt der Verfasser außer Acht und wendet sich ausschließlich der Fernauswanderung zu, deren Ziele die südosteuropäischen Gebiete der Donaumonarchie (Ungarn für kath., Siebenbürgen für evang. Siedler), Preußen (besonders Westpreußen), Galizien, aber auch die Schweiz, Frankreich und Holland sowie vor allem Amerika und Ostindien waren. Als Gründe der Auswanderung nennt der Verfasser vor allem die Zunahme der Bevölkerung, die ungenügenden Bodenerträge, die geringen Möglichkeiten, sich eine Existenz aufzubauen, aber auch Unzufriedenheit mit der bestehenden staatlichen Ordnung, die die Freiheit des einzelnen zu stark beschränkte, Unbilden der Witterung, die Kriege die das Land heimsuchten und vor allem die lockenden Angebote der Werber. Da den Fürsten wenig an einer Auswanderung lag, gar in einer Zeit, da man die „Peuplierung“ anstrebte, war die Auswanderung mit großen Schwierigkeiten und Auslagen verbunden (Manumissio, Vermögensabgabe, Taxen usw.). Ausführlich beschreibt der Verfasser das Auswanderungswesen in den verschiedenen Herrschaftsgebieten.

Den Hauptteil des Bandes nimmt das namentliche Verzeichnis all jener Auswanderer ein, die in der genannten Zeit die Heimat verlassen haben. In alphabetischer Reihenfolge, beginnend mit Achern und endend mit Zusenhofen, werden alle Orte angeführt, aus denen die Auswanderer kamen, und unter den Ortsnamen all jene, die ihn verließen. Genannt werden Familien- und Vorname, der Familienstand, der Name der Frau und Kinder, Daten, soweit

sie zu ermitteln waren, das Zielland, bei den Auswanderern nach Nordamerika sogar der Name des Schiffes, mit dem sie hinüberfuhren. Es war eine ungeheure Arbeit für den Verfasser, all die vielen Namen ausfindig zu machen, für deren Ermittlung er die Bestände von mehr als 100 Archiven durchforschte. Und um Suchenden weiterzuhelfen, werden für jeden einzelnen Fall auch die Quellen genannt. Mit unendlichem Fleiß und Spürsinn hat Hacker seine Arbeit durchgeführt. Sie gibt nicht nur einen Einblick in die Verhältnisse der Heimatgemeinde und ihrer Bewohner, darüber hinaus zeigt sie auch den großen Anteil dieser Auswanderer an der kolonialisatorischen Erschließung vor allem des südosteuropäischen Raumes, aus dem ihre Nachkommen wider alles Recht und Vernunft nach dem Ende des letzten Weltkrieges ausgewiesen wurden.

H. Schn.

### **H. Schramm, B. Vormeier, Deutsche Emigranten in Frankreich**

— *Aufzeichnungen aus dem Internierungslager Gurs (1940—43). 2. Aufl., Oberbaum-Verlag. Berlin 1980.*

Verfolgung, Widerstand, Neubeginn in Freiburg. 1933—1945 (Eine Dokumentation). Hrsg. von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschisten, Kreis Freiburg. Mit einem Vorwort von Oberbürgermeister Dr. Eugen Keidel. Freiburg 1980.

### **Thilo Pflugfelder, Verfolgungsmaßnahmen gegen Juden in Baden während des „Dritten Reichs“.**

*Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. 1980.*

### **Hans-Joachim Fliedner: Judenverfolgung im Dritten Reich anhand badischer Quellen.**

*Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. 1980.*

Im Herbst 1980 jährte sich zum 40. Mal der Tag, an dem badische und pfälzische Juden in einer Nacht- und Nebelaktion zusammengetrieben und ins Vichy-Frankreich abgeschoben wurden, bevor sie nach einer mehrtägigen Irrfahrt im Lager Gurs am Fuß der Pyrenäen interniert wurden. Mehrere Publikationen rufen diesen Gedenktag in Erinnerung, alle zeichnen

sich dadurch aus, daß sie die Ereignisse nicht als ferne Staatsaktion, sondern als Betroffene oder aus der Sicht des Alltags schildern.

Aus dem Bericht von Helga Schramm und Barbara Vormeier wird das qualvolle Lagerleben in Gurs deutlich. Für die Verfasserinnen, die wie andere deutsche Emigranten in Frankreich dort interniert waren, bedeuteten die Camps nicht Durchgangsstation wie für die meisten Juden, die im Zuge der „Endlösung“ in die Vernichtungslager des Ostens abtransportiert wurden. Zahlreiche Dokumente über die NS-Besatzungspolitik und das Verhalten französischer Stellen ergänzen den Band.

Aus der Perspektive von politisch Verfolgten ist die Geschichte Freiburgs von 1933 bis 1945 geschrieben; diese Sicht der Dinge ist bisher sicherlich vernachlässigt worden und sollte in künftiger Geschichtsschreibung stärker berücksichtigt werden, auch wenn beim missionarischen Eifer und beim Stricken neuer historischer Legenden (z. B. die Konstruktion einer durchgängigen Widerstandsbewegung von den Bauernkriegen bis zu den Antifaschisten) sicherlich Abstriche gemacht werden müssen. Die beiden von der Landeszentrale für politische Bildung herausgegebenen und dort erhältlichen Broschüren verfolgen didaktische Absichten. Pflugfelder resümiert die Forschungsergebnisse und die wissenschaftliche Literatur, das Heft stellt einen hervorragenden Einstieg in die Problematik dar.

Fliedner entwirft eine Unterrichtsskizze auf der Grundlage von badischen Quellen und verläßt damit die häufig übliche Vogelperspektive. Sein Ansatz scheint geeignet, im Unterricht das Unfaßbare faßbar zu machen und eine Antwort auf die Frage zu geben, wie es dazu hat kommen können. Unter den Quellen ist der Bericht der „Badischen Presse“ vom 14. Februar 1941, der die Lebensbedingungen im Lager Gurs in allen Einzelheiten schildert.

H. Raulff

### **Schiltach — Schwarzwaldstadt im Kinzigtal**

*Bearbeitet von Hans Harter und Dr. Elfi Harter-Bachmann. Verlag Karl Schillinger, Freiburg 1980, 454 Seiten, DM 45,-*

Rechtzeitig zu ihrer 700-Jahresfeier im Jahre 1980 brachte die Stadt Schiltach ein umfangreiches Heimatbuch heraus, das die Geschichte der Schwarzwaldstadt von ihren Anfängen bis in unsere Zeit detailliert schildert. Nachdem der früh verstorbene Dr. Wolfgang Bühler bereits 1972 die Vorarbeiten zu diesem Werk in Angriff genommen hatte, konnten schließlich Oberstudienrat Hans Harter und Dr. Elfi

Harter-Bachmann gewonnen werden, das Schiltach-Buch zu bearbeiten und herauszugeben. Das im Verlag Schillinger, Freiburg, verlegte Werk besticht durch seine hervorragende Aufmachung, durch die Fülle der historischen Details, die alle Lebensbereiche Schiltachs, seine Sitten und Bräuche, seine wirtschaftliche und städtebauliche Entwicklung, seine kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse umfaßt. Zahlreiche Dokumente, eindrucksvolle Bilder, alte Fotos und Pläne lassen die Vergangenheit und Gegenwart der Schwarzwaldstadt lebendig werden.

Ein Großteil des historischen Materials ist das Ergebnis der rastlosen Forschertätigkeit von Hermann Fautz, des wohl besten Kenners der Geschichte Schiltachs. Die Kapitel „Natur und Landschaft“, „Auf den Spuren von Kelten und Römern“, „Frühe Siedlungen im oberen Kinzigtal“, „Die Herrschaftsverhältnisse im Spätmittelalter“, „Unter württembergischer Herrschaft“, „Die Stadtbrände im 16. Jahrhundert“, „Hexenverbrennungen“, „Der Dreißigjährige Krieg“, „Landesherrliche Rechte und Einrichtungen“, „Die zwei letzten großen Stadtbrände“, „Die Revolutionsjahre 1848/49“, „Die Entwicklung von Gemarkung und Gemeinde“, „Handwerk und Gewerbe“, „Die Flößerei“, „Die Verkehrswege“, „Sagen und Geistergeschichten“ stammen aus seiner Feder.

Sehr gründlich untersucht Hans Harter die Entstehungsgeschichte Schiltachs sowie seine kirchliche Frühgeschichte, wobei er vor allem Licht in die wenig bekannten und umstrittenen Anfänge Schiltachs bringt. Auch Julius Hauth ist mit zahlreichen Beiträgen vertreten: „Die Zeit der Reformation“ sowie mehrere Untersuchungen zur Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde, die Geschichte des Schiltacher Schulwesens sowie das lesenswerte Kapitel „Sitten und Bräuche“ stammen von ihm.

Auch die jüngste Zeitgeschichte wird nicht ausgeklammert. Die Zeit der Hitler-Diktatur und die unmittelbare Nachkriegszeit werden kritisch untersucht (Georg Götz sen.), ebenso der strukturelle Wandel in der Gegenwart durch Verwaltungs- und Gebietsreform (Peter Rotenburger). Die städtebauliche Entwicklung, die Geschichte Schiltachs als beispielhafte Fachwerkstadt werden fachkundig von Franz Meckes dargestellt, das Kapitel „Sprache und Tracht“ von Fritz Laib. Insgesamt ein sehr verdienstvolles Buch, das nicht nur in Schiltach, sondern im ganzen Kinzigtal und in der Ortenau viele aufmerksame Leser finden wird.

Manfred Hildenbrand

### **Achertalsagen. Eine Sammlung von Sagen, Geschichten und Legenden aus dem Achertal und seiner näheren Umgebung.**

*Ausgewählt und herausgegeben von Adolf Hirth. Achertaler Druckerei Kappelrodeck 1980*

Adolf Hirths Buch „Achertalsagen“ will nach der Absicht des Herausgebers in erster Linie ein Lesebuch sein, das den Freunden der Volkserzählung einfach Vergnügen bereiten soll. Ohne mit einem wissenschaftlichen Apparat zu belasten, wird eine bunte Sammlung phantastischer Prosatexte unterschiedlichen Charakters, Balladen und Verserzählungen vorgelegt, zu deren Gestaltung geheimnisvolle Orte des Achertales angeregt haben. Manches ist aus alten Sagenbüchern entnommen, anderes aus Zeitungen und Zeitschriften zusammengetragen — auf die Geschichten in der Mundart des Volkskundlers und Apothekers Werner Zimmermann sei mit besonderer Anerkennung hingewiesen — viele Sagen aber gibt Adolf Hirth auch nach mündlicher Überlieferung wieder und rettet sie damit vor dem Vergessen. Daher enthält dieser Band nicht nur die oft künstlerisch ausgearbeiteten Erzählungen über den Mummelsee oder das Kloster Allerheiligen, sondern auch viele knappe, berichtartige Texte, z. B. aus Furschenbach oder Mösbach, die ohne Umschweife das sonderbare Ereignis darstellen.

Der Herausgeber hat das Buch mit Reproduktionen alter Stiche, Holzschnitte und Lithographien reich illustriert und damit einen stimmungsvollen Rahmen geschaffen, von dem man sich gerne gefangen nehmen läßt. Daß ein halbes Jahr nach dem Erscheinen der „Achertalsagen“ eine zweite Auflage nötig war, beweist, wie sehr Adolf Hirth den Erwartungen einer großen Leserschaft entgegenkommt.

Karl Maier

### **Bernd Sulzmann, Quellen und Urkunden über Leben und Wirken der Orgelmachersippe Bernauer-Schuble im Markgräflerland.**

*in: Acta organologica. Bd. 13. 1979.*

Als „Königin der Instrumente“ kommt die Orgel bei Kirchenführungen meist zu kurz, obwohl sie in der Regel — allein vom Kostenspunkt betrachtet — das wertvollste Ausstattungstück eines Gotteshauses darstellt. Bernd Sulzmann, dessen Buch über „Historische Orgeln in Baden“ auf große Breitenwirkung auch in Laienkreisen angelegt ist (vgl. Bespr. im



letzten Jahresband), stellt hier in den „Acta organologica“ die in unserer Gegend so gut wie unbekannt Orgelmachersippe Bernauer-Schuble und ihre wichtigsten Werke vor (z. B. St. Trudpert, Laufenburg/Schweiz, Säckingen). — Im Bereich der Ortenau konnten bisher Blasius und Andreas Bernauer nachgewiesen werden (Biberach, Ettenheimmünster, Grafenhausen). — Nach Erscheinen des Aufsatzes ist noch ein Orgelneubau des Blasius Bernauer aus dem Jahre 1783 für die St. Michaelskirche in Fischerbach bekannt geworden.

Werner Scheurer

### **François Georges Dreyfus, Histoire de l'Alsace**

*Hachette, Paris 1979*

Der Verfasser ist Direktor der Straßburger Universitätsinstitute für Politikwissenschaft und Germanistik. Die bisherigen Arbeiten des Historikers weisen ihn aus als Kenner der Geschichte Frankreichs und der deutsch-französischen Beziehungen, der deutschen Geschichte seit 1870, der europäischen und, nicht zuletzt, der elsässischen Geschichte. In seiner „Geschichte des Elsaß“, die 2000 Jahre umfaßt, widmet er reichlich ein Drittel von 15 Kapiteln dem 19. und dem 20. Jahrhundert. Hierzu liefert ihm sein Spezialgebiet der politischen Wissenschaften das statistische Material, um anhand der Wahlergebnisse die Gewichtsverteilung der Parteien in ihrer Entwicklung darzustellen.

Dieses ist ein Punkt, der die Arbeit hinsichtlich der Quellen von früheren Geschichtsdarstellungen des Elsaß unterscheidet. Ein anderer ist die distanzierte Sicht des Geschichtsablaufs, dessen Behandlung bisher prädestiniert zu sein schien, dem Rhythmus der politischen Zugehörigkeit des Elsaß folgend, nationale Vorurteile ins Spiel zu bringen. Jeder Autor hatte einen Standpunkt zu vertreten, meist in Schwarzweißzeichnung zugunsten der eigenen und zu ungunsten der anderen Nation, wenn er sich nicht gar auf einen verengten regionalen Gesichtspunkt beschränkte. Wohl jede Generation steht vor der Notwendigkeit, die Geschichte ihrer Welt neu darzustellen. Die elsässische Geschichte neu zu schreiben war eine überfällige Aufgabe. Im Unterschied zu vielfachen anderen Versuchen unternimmt dies hier ein Fachhistoriker.

Im Kapitel Ur- und Frühgeschichte behandelt er die Rolle der keltischen Stämme im Elsaß, ihre Beziehungen zum antiken Mittelmeerraum, nennt den Anteil gallischer Namen nach erhaltenen Inschriften im Elsaß. Mit der römi-

schen Eroberung, dem Ausbau des Straßenwesens beginnt die Romanisierung, aber auch die Christianisierung bei Fortleben der keltischen Überlieferung, in einer seit den Alemanneneinfällen gemischt keltisch-germanischen Bevölkerung.

An den Beginn der Geschichte des Mittelalters stellt der Verfasser die alemannische Besiedlung (die die einheimische Bevölkerung nicht verdrängte) und den Übergang unter fränkischer Herrschaft mit durchgreifender Rechristianisierung. Die Bischöfe regen den Handel an, Königshöfe entstehen, das Lehenswesen bildet sich aus mit wachsender Rolle der Ministerialen. In siebzig Städten, von den Staufern gefördert, wächst das neue Bürgertum heran. Abweichend von der zur Zentralisierung führenden Entwicklung unter dem Königtum in Frankreich stärkt sich im Elsaß die selbständiger werdende Rolle der kirchlichen Institutionen. Die länger in der Romanik verharrende Kunst des Elsaß folgt zögernd dem Wandel zur Gotik. Wirtschaftliche Krisen und Pestepidemien (233 Dörfer werden zu Wüstungen) machen sich gegen Ende des Mittelalters Luft in den schweren Judenverfolgungen von 1336 und 1349. Nach Auseinandersetzungen zwischen Zünften und Adeisfamilien hatte sich Straßburg eine dauerhafte Verfassung geschaffen. Der Zusammenschluß schützte die oberrheinische Städte vor Bedrohung ihrer Rechte. Neue religiöse Kräfte weckten die Dominikaner unter Meister Eckhart und seinem Schüler Tauler (der bis auf den deutschen Pietismus nachwirkte). Schlettstadt und Straßburg wurden Pflanzstädte des Humanismus. Das aufblühende Druckereiwesen und die Reformation förderten sich gegenseitig. Calvin nahm in Straßburg Ideen auf für seine Kirchenordnung. Als gegen die Jahrhundertwende die Rekatholisierung von Molsheim aus verlorenes Terrain wiederzugewinnen suchte, blieb die Grafschaft Hanau-Lichtenberg lutherisch. Die Religionswirren führten zum Dreißigjährigen Krieg, dessen Friedensschluß 1648 für das weitere Schicksal des Elsaß entscheidend wurde. „Es ist nicht freiwillig französisch geworden“ — das Reich hatte es aufgegeben zugunsten des französischen Königs, den die Städte seit 1635 zu Hilfe gerufen hatten.

Die Vorbereitung der militärischen Inbesitznahme des Elsaß ab 1672 wird in Kapitel IX behandelt, die Zerstörung der widerstehenden Reichsstadt Hagenau, die Unterwerfung aller Städte bis 1679 außer Straßburg, das sich in Reichstreue und Neutralität zugleich vergeblich zu retten suchte. Unter Ludwig XIV., der das Elsaß als Habsburgs Gegner in die Hand bekam und nun Habsburger Politik betrieb, wurde das Land rekatholisiert, vielfach mit Einführung des Simultaneums bei den Kir-



chen. Der Wiederbesiedlung des entleerten Landes folgte ein starker Zuwachs der Bevölkerung, deren Zahl z. B. die Württembergs bald übertraf.

Anders als die kleine katholische Universität in Molsheim spielte die protestantische Straßburger Universität im 18. Jahrhundert eine weit über das Elsaß hinausstrahlende Rolle. In ihrem Umkreis entstanden private wissenschaftliche Gesellschaften, darunter auch deutsche. Die neu aufgebaute Verwaltung respektierte weitgehend Rechte und Sprache. Es gab keine planmäßige Französisierung wie später unter der Revolution. Von den Intendanten ging ein kultureller Einfluß aus auf die Oberschicht, die (wie in ganz Europa) französisch sprach. Die Revolution von 1789 hat dem Elsaß die Selbstverwaltung der Gemeinden gebracht, jedoch mit der Schreckensherrschaft eine „jakobinische“ Zentralgewalt geschaffen, die bis 1939 wirksam blieb. Guillotine und Kirchenschließungen auf der einen, materielle Bereicherung des Bürgertums auf der anderen Seite: die Zustimmung zur Revolution war zunächst nicht einhellig. Erst die Kriegsgefahren (das Elsaß wurde Front-, Aufmarsch- und Rekrutierungsgebiet für die Rheinarmee) und die unter Napoleon eingeführte Verwaltung erfüllten die Elsässer mit einem neuen französischen Staatsbewußtsein. Dazu haben die Organisation der Schule und die Arbeit des Präfekten Lezay-Marnesia wesentlich beigetragen.

Als das Land 1815 besetzt wurde und Görres die erste Forderung auf Rückgabe des Elsaß erhob, leistete das Land heftigen Widerstand.

Das 2. Kaiserreich erlebte die von Mülhausen ausgehende Industrialisierung, den Bau von Bahn- und Kanalverbindungen und eine Verbesserung der Schulbildung, während die Landwirtschaft vernachlässigt wurde.

Trotz elsässischer Sympathien für die badische 48er-Bewegung fürchtete man die deutsche Einheit sowie den preußischen und deutschen Nationalismus. Der Abtretung des Elsaß an das Reich nach dem Krieg von 1870/71 folgten Option (21 % im Oberelsaß, 15 % im Unterelsaß) und Abwanderung von 50.000 Elsässern oder 5 % der Bevölkerung, die vorzugsweise der Oberschicht angehörten. Bis 1914 vervielfachte sich die Zahl der offiziellen oder inoffiziellen Auswanderer — das führte mit Landflucht und deutschem Zuzug zu einer starken Bevölkerungsbewegung. Der Industrie öffnete sich der deutsche Markt, Bautätigkeit und Sozialgesetzgebung bauten alte Spannungen ab, Besatzung und Verwaltung dagegen, nicht zuletzt der Kulturkampf belasteten das Verhältnis zwischen Reich und Reichsland, das — trotz Landtag — vergeblich die Aufnahme als Bundesland erhoffte.

Jedoch auch nach 1919 blieb der Integrierung des Elsaß durch Frankreich der erwartete Erfolg versagt — jenseits der Vogesen hatte man keine realistischen Vorstellungen mehr vom Elsaß. Die wirtschaftlich unbefriedigende Entwicklung und Maßnahmen der zentralistischen Verwaltung forderten neuen Widerstand heraus. Er manifestierte sich als Separatismus (von Kommunisten gefördert), als Regionalismus und als Autonomismus (teilweise mit deutscher Unterstützung). Bei Ausbruch des 2. Weltkriegs war das Elsaß noch nicht zur Ruhe gekommen.

Zu Beginn des Krieges war fast ein Drittel der Bevölkerung in die Dordogne evakuiert worden. 1940 wurde das Elsaß von den deutschen Truppen besetzt und erhielt deutsche Verwaltung. Bei drohender Konfiskation ihres Eigentums wurden bis 1943 rund 300.000 Elsässer zur Rückkehr veranlaßt, indessen wurden 10.000 Juden und zahlreiche Franzosen deportiert. Die übrigen Maßnahmen, Anschluß an den Gau Baden, Einführung deutscher Gesetze, Sprachenkampf und Austausch von 5.000 Lehrern, Einführung von Arbeitsdienst und Wehrpflicht, Aufbau von Parteiorganisationen der NSDAP entsprachen einer de facto-Annektion. Die Gegenbewegung setzte nach dem Aufruf General de Gaulles vom 18. Juni 1940 mit dem Aufbau des elsässischen Widerstands zunächst außerhalb des Landes ein, innerhalb erst ab 1944.

Der Verfasser konstatiert, daß die NS-Politik in vier Jahren mehr zur Zerstörung des Deutschtums im Elsaß getan hat als die 3. Republik zwischen 1919 und 1939.

Die Nachkriegszeit wird anhand der politischen und wirtschaftlichen Entwicklungslinien, der Schulausbildung (Rolle des Deutschunterrichts), der Entwicklung des Regionalismus, der Presse und der politischen Parteien (anhand der Wahlergebnisse) dargestellt. Für die Zukunft sieht der Verfasser das Elsaß an der Nahtstelle zwischen französischer und deutscher Kultur, zwischen Katholizismus und Protestantismus als Quelle von Toleranz und gegenseitigem Verständnis.

Eine Zeittafel gibt eine (knappe) Datenübersicht, eine Bibliographie die grundlegende Literatur. Wünschenswert wäre ein Stichwortverzeichnis und die Korrektur mancher deutschsprachiger Zitate; inhaltlich verdienten wohl die jüngste wirtschaftliche und soziale Entwicklung, die Verflechtung mit dem Nachbarland, auch die Veränderungen im Bewußtsein und der Rolle dieser Grenzregion in bezug auf Frankreich und die zentrale europäische Lage behandelt zu werden.

Diese erste umfassende Darstellung der elsässischen Geschichte nach dem zweiten Weltkrieg erscheint dem deutschen Leser umso interes-

santer und informativer, je näher er an die Gegenwart herangeführt wird.

Im Gegensatz zu früheren Beispielen der Geschichtsschreibung, die am Elsaß eher deutsch-französische Entfremdung demonstrierten, bietet François Georges Dreyfus die notwendige Orientierung, um alte unklar beleuchtete Wege der deutsch-französischen Geschichte neu zu begehen mit besserem Licht, mit mehr Verständnis, mit tieferer Einsicht.

Carl Helmut Steckner

**Karl Siegfried Bader, Landes- und Gerichtsordnungen im Gebiet des Fürstentums Fürstenberg (15.—17. Jahrhundert).**

*In: Festschrift für Gustaf Klemens Schmelzeisen. Verlag Klett—Cotta, Stuttgart 1980, S. 9—24.*

K. S. Bader beschäftigt sich in diesem Aufsatz mit einem Thema, das von der landesgeschichtlichen Forschung stark vernachlässigt wird. Für den Bereich des fürstenbergischen Teils des Kinzigtales werden darin interessante Erkenntnisse dargeboten. In der „Kinzigthaler Landesordnung“ von 1543 sieht Bader einen eindeutigen protestantisch-evangelischen Tenor. Ihre Wirkung sei bestimmt bescheiden gewesen, da ihr Initiator, Graf Wilhelm von Fürstenberg, mit seinen Reformationsbestrebungen im Kinzigtal nicht durchdrang und sein Bruder und Nachfolger, Graf Friedrich (II.), die Gegenreformation einführte. Die von ihm in Auftrag gegebene „Untergerichtsordnung“ der Herrschaft Kinzigtal sei leider zur Zeit im F. Fürstenbergischen Archiv nicht mehr auffindbar. In einer Dissertation aus dem Jahre 1947 wurde sie zuletzt herangezogen und ausgewertet. In einem jüngeren Kompilat, in der „Kinzigthaler Landesordnung“ von 1607, lebe die „Untergerichtsordnung“ jedoch weiter. In dieser neuen Landesordnung sei vom reformatorischen Geist derjenigen von 1543 nichts mehr zu verspüren, sie atme eindeutig den Geist der Gegenreformation. Eng mit dem Kinzigtal verbunden ist die „Talordnung gemeiner Herrschaft Prechtal“ aus dem Jahre 1561. Sie regelt die Rechtsverhältnisse im badisch-fürstenbergischen Kondominat Prechtal, das fürstenbergseits von Haslach i. K. aus verwaltet wurde. Diese Ordnung, die in Einzelheiten oft geändert wurde, habe im Prinzip bis zum Ende des Kondominatsverhältnisses im Jahre 1806 gegolten.

Wichtiger als die Landes- und Gerichtsordnungen in den fürstenbergischen Territorien war, so weist Bader nach, ein festes und dichtgefü-

tes Gewohnheitsrecht. „Das in den Landes- und Gerichtsordnungen normierte Recht blieb, bildlich gesprochen, eine darüber gestülpte Haube.“ (S. 22). Von allgemeiner Kenntnis und Verbreitung der Landes- und Gerichtsordnungen in den Territorien des Fürstentums Fürstenberg könne man nicht sprechen.

Manfred Hildenbrand

**„Kriegsende 1945 und demokratischer Neubeginn am Oberrhein“**

*Landesgeschichte und Zeitgeschichte. Hrsg. von Hansmartin Schwarzmaier. Oberrheinische Studien Band V. Verlag G. Braun Karlsruhe, 1980*

*448 Seiten, 7 Kartenskizzen, 24 fotografische Abbildungen. DM 48,—*

Vierzehn Beiträge behandeln Themen der jüngsten Geschichte unseres Landes: Ende der Kampfhandlungen, Versorgungs- und Flüchtlingsprobleme. Da damals größere politische Räume nicht bestanden, vollzog sich das politische Leben in lokalen und regionalen Bereichen, es ist aber nirgends genau in der gleichen Weise verlaufen. Ein Aufsatz über die Verhältnisse im von amerikanischen Truppen besetzte Nordbaden hat — was seit kurzem möglich ist — Akten der US-Militärregierung benutzt, während die Akten der französischen Militärregierung nicht zugänglich sind.

Zeitliche Schwerpunkte sind die Jahre 1945 bis 1949; aber mehrfach sind die Kriegsjahre mit einbezogen. So werden die schwierigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Frankreichs während des Zweiten Weltkrieges mit den hohen Besatzungskosten, dem ungünstigen Wechselkurs und dem für Frankreich nachteiligen Verrechnungssystem als „Grundlage und Voraussetzung“ der harten französischen Besatzungspolitik der ersten Nachkriegsjahre dargestellt. Zwei militärgeschichtliche Beiträge mit Kartenbeilagen behandeln die Strategie der Westmächte nach 1941 und die Besetzung Badens durch die Franzosen im April 1945. Auch räumlich greifen einige Beiträge über Baden hinaus und beziehen Württemberg, die Pfalz und das Elsaß ein. In dem Sammelwerk sind auch abgedruckt persönliche Aufzeichnungen, Erinnerungen und eingesehene Dokumente des ehemaligen elsässischen Député Marcel Stürmel über die Kriegsjahre im Elsaß und über Kontakte elsässischer Politiker zur deutschen Widerstandsbewegung.

Besonders wertvoll ist der umfassende Überblick über neuere Literatur zur Geschichte der südwestdeutschen Länder 1945—1952; in ihm bespricht Gerd Fr. Nüske über 50 Werke.

Weitere Beiträge behandeln Presse und Rundfunk Südwestdeutschlands, die Schulverwaltung in der französischen Zone, die Neugliederungsbestrebungen und die politischen Parteien (1945—1951).

W. Mr.

### **Artur J. Hofmann, Hansjakob und der badische Kulturkampf**

*Mit einer Einleitung von Waldemar Kampf. XV und 101 Seiten. Veröffentlichung der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft Freiburg. Verlag Morstadt Kehl 1981. DM 15,80.*

Einen wichtigen Beitrag zur politischen Tätigkeit Heinrich Hansjakob liefert Artur J. Hofmann, wobei er eingehend seine politischen Aktivitäten in der Zeit des badischen Kulturkampfes untersucht. Zum erstenmal wurden vom Verfasser die Archivalien aus dem Generallandesarchiv in Karlsruhe ausgewertet und dadurch neue Erkenntnisse zu Hansjakobs Stellung innerhalb des Kulturkampfes gefunden. Gegenüber der üblichen Auffassung, Hansjakob wäre Lehrer geblieben, falls die liberale Regierung Badens ihn geduldet hätte, eine Auffassung, die von Hansjakob selbst genährt wurde, weist Hofmann nach, daß diese Behauptung ein politisches Kampfmittel war. In Wirklichkeit war Hansjakob, so Hofmann, schon 1867 entschlossen, nicht im Staatsdienst zu verbleiben und eine Pfarrstelle anzutreten. Hofmann zeichnet Hansjakobs politische Laufbahn als Landtagsabgeordneter nach und zeigt, wie er zu einer der führenden Köpfe des politischen Katholizismus wurde. Seine beiden Haftstrafen bewirkten, daß er zur Symbolfigur für die Intoleranz des liberalen Staates in kirchenpolitischen Fragen wurde. „Hansjakob trug wesentlich dazu bei, daß die Entfremdung, Skepsis und Ablehnung der katholischen Landbevölkerung dem liberalen System gegenüber den Regierenden in Karlsruhe bewußt gemacht wurde.“ (S. 83) Diese Wahrnehmung sei es auch gewesen, die den Großherzog schließlich veranlaßt habe, den unter Jolly bürokratisierten und autoritären Liberalismus fallen zu lassen und in der Kirchenpolitik wieder versöhnliche Wege einzuschlagen.

Ausführlich analysiert Hofmann Hansjakobs „Umfall“ im Jahre 1878, der ihm von seinen politischen Freunden so angekreidet wurde. In seiner Landtagsrede vom 25. Januar 1878 distanzierte sich Hansjakob von der starren Haltung der katholischen Volkspartei zu den badischen Kulturkampfgesetzen und forderte vor allem ein Nachgeben der Kirche in der Frage des staatlichen Examensgesetzes für Priester. Hofmann sieht in der Rede Hansjakobs von

1878 „keine Kapitulation und kein Scheitern“, sondern das konsequente Festhalten an seiner stets vertretenen Auffassung: nur ein harmonisches Miteinander von Kirche und Staat garantiere ein gesundes Staatswesen. Deshalb habe Hansjakob sich dafür eingesetzt, daß die katholische Kirche gegenüber dem liberalen Staat im Kulturkampf zurückstecken sollte.

Auch eine im großen und ganzen gelungene Monographie wie die Arbeit Hofmanns enthüllt beim genauen Hinsehen jedoch manche Defizite und läßt dadurch Probleme ungeklärt. Es fällt auf, daß Hofmann die umfangreichen, uneingeschränkt zugänglichen Archivalien im Archiv des erzbischöflichen Ordinariats in Freiburg nicht eingesehen und ausgewertet hat. Die hochinteressante Korrespondenz Hansjakobs mit dem Erzbistumsverweser Lothar von Kübel hätte sich Hofmann genausowenig entgehen lassen brauchen, wie manches andere ungedruckte Stück im Freiburger Ordinariatsarchiv. Hofmann hat aber nicht einmal alle gedruckten Quellen, die Hansjakobs Einstellung zum badischen Kulturkampf beleuchten, ausgewertet. So vermissen wir die ausführliche Interpretation des badischen Kulturkampfes und des „Umfalls“ von 1878, die Hansjakob in seinem Reisetagebuch „In den Niederlanden“ gegeben hat (im Sommer 1879 geschrieben, also kurz nach den umstrittenen Ereignissen von 1878). Auch die Reiseerinnerungen „Alpenrosen und Dornen“ (1905) und seine Tagebuchblätter „Allerlei Leute und allerlei Gedanken“ (1913), in denen Hansjakob rückblickend zum badischen Kulturkampf und politischen Katholizismus Stellung nimmt, wurden nicht herangezogen.

Hofmann meint abschließend, Hansjakob sei ein Politiker „voller Widersprüchlichkeiten“ gewesen. Dies zeige sich vor allem in seiner Einstellung zur Demokratie, die er zwar oft gefordert, letzten Endes jedoch als eine reine Utopie in Frage gestellt habe.

Diese Ansicht vertritt auch Waldemar Kampf in der Einleitung zum Buch von Hofmann. „Politische Probleme im Werk Hansjakobs“ nennt er seine mit der Akribie des Historikers verfaßte Analyse wichtiger Grundprobleme, die immer wieder in Hansjakobs Schriften auftauchen (Freiheit, Demokratie, Wahlrecht, Monarchie, Sozialdemokratie, das nationale Prinzip, Krieg, Gang der Menschengeschichte). Kampf versucht, anhand der Ansichten Hansjakobs zu diesen politischen Grundproblemen nachzuweisen, daß hier eine Reihe von Widersprüchen sowie eine „Diskrepanz seiner politischen Gedanken“ (S. XI) zu erkennen seien. So sei Hansjakob theoretisch Demokrat und Republikaner gewesen, befürworte andererseits jedoch einen „Staat mit dem Polizei-



stock“ (S. XI) und setze sich für die Monarchie ein. Unter Heranziehung von Zitaten aus verschiedenen Schriften Hansjakobs will Kampf den Nachweis führen, daß der Haslacher Schriftsteller zu fast jedem der angeführten politischen Grundprobleme sich widersprechende und teilweise antagonistische Ansichten geäußert habe.

Es erweist sich unseres Erachtens als sehr problematisch, Zitate Hansjakobs zu bewerten, ohne genau zu untersuchen, aus welchen Zeitverhältnissen und politischen Umständen heraus er die verschiedenen Meinungen geäußert hat. Wenn Kampf besonders in Hansjakobs Reiseerinnerungen „In Italien“ promonarchistische Ansichten findet, müßte er berücksichtigen, daß sie Hansjakob offensichtlich unter dem Eindruck der vorgefundenen politischen Instabilität und inneren Zerrissenheit des jungen seit 1870 geeinten Königreiches Italien geäußert hat. Eine Fülle von antimonarchistischen Zitaten aus anderen Werken beweisen, daß Hansjakob alles andere als ein Monarchist war. Sie lassen sich häufig gerade in der Kulturkampfzeit finden. So schreibt Hansjakob beispielsweise in seinem 1870 entstandenen Tagebuch „Auf der Festung“: „Wir wollen keine absolute Fürstengewalt . . . Freiheit für alle . . . Freiheit des ganzen Volkes. Und in dieser Beziehung sind wir auch Demokraten . . .“ (3. Aufl. 1900, S. 50) In seinem Hofstetter Tagebuch „Im Paradies“ brandmarkt er besonders die Monarchen Europas und geißelt sarkastisch die Fürstengläubigkeit vieler Menschen. (6. Aufl. 1981, S. 228, 239, 240) Immer wieder bemerkt man bei Hansjakob eine Antipathie gegen das monarchistische Regiment Preußens, was Kampf überhaupt nicht zu sehen scheint. Die Preußen sind für ihn „deutsch kultivierte Slawen“, die das Volk zum „Servilismus“ erziehen. („Im Paradies“, a.a.O., S. 116, 137, 243) Aus diesem Grunde war für Hansjakob das in Preußen-Deutschland zu seiner Zeit so strapazierte Wort „Untertan“ sehr suspekt. „Das Wort ‚Untertan‘ gehört nicht zu meinen Lieblingsworten. Es riecht zu sehr nach Absolutismus. . .“ („Im Paradies“, a. a. O., S. 296)

Hansjakobs Demokratieverständnis widersprüchlich zu bezeichnen oder es gar in Zweifel zu ziehen, wie Kampf es tut, scheint uns ebenfalls abwegig zu sein. Sicherlich war Hansjakob kein Monolith, der sich stets eindeutig festgelegt hat. Wir sollten uns jedoch hüten, ihn zum Schwätzer zu verwandeln, der mal so und mal so sich geäußert hat. Aus allen Zeiten seines beinahe achtzigjährigen Lebens lassen sich eindeutige Belege anführen, die ihn als überzeugten Demokraten ausweisen. Mehrmals spricht er von seinem „demokratisch-

republikanischen Blut“ und bekennt immer wieder: „Ich bin leider unheilbar demokratisch angelegt.“ („Im Paradies“, a. a. O., S. 241, 242, 243; „Aus meiner Jugendzeit“, 15. Aufl. 1967, S. 305) Kurz vor seinem Tode umreißt Hansjakob noch einmal seine politische Grundposition, als er bei der Würdigung seines alten Freundes, des Freiburger Oberbürgermeisters Dr. Winterer, schreibt: „Er war Aristokrat und Monarchist und ich Proletarier und Demokrat.“ („Feierabend“, 1. Aufl. 1918, S. 262)

Es würde den Rahmen dieser Rezension sprengen, auf alle anderen politischen Grundprobleme einzugehen, die Waldemar Kampf in ähnlicher Weise analysiert hat. Bei allen Widersprüchlichkeiten, die zugegebenermaßen in den rund siebzig Büchern und Schriften, die Hansjakob in seinem langen Leben geschrieben hat, auftauchen, muß man bedenken, daß dies bei einem Schriftsteller, der 79 Jahre alt wurde und ein so umfangreiches und vielfältiges Werk hinterließ, unumgänglich sein mußte. Man sollte es jedoch vermeiden, Hansjakob so darzustellen, daß sich ein zerissener Schriftsteller und Publizist ohne eindeutige Positionen ergibt, der ohne innere Linie mal so und mal so zu den Problemen seiner Zeit Stellung genommen hat. Hätte dies zugetragen, wäre Hansjakob nicht „zu einem der angesehensten Wortführer im Zeitgespräch seiner Epoche“ geworden. (Otto B. Roegele, Hansjakob als Wortführer im Zeitgespräch. Hansjakob-Jahrbuch 1969, S. 40)

Manfred Hildenbrand

### **Heinrich Hansjakob, Der steinerne Mann von Hasle**

*Eine Erzählung. 7. Auflage 1981. Haslach i.K. 288 Seiten. Heinrich Hansjakob, Im Paradies. Tagebuchblätter. Haslach i.K. 6. Auflage 1981, 318 Seiten.*

*Beide Bände herausgegeben von der Stadt Haslach im Kinzigtal. Bearbeitet von Manfred Hildenbrand*

1981 brachte die Stadt Haslach i.K. als 12. Band der von ihr herausgegebenen Werke Heinrich Hansjakobs die Erzählung „Der steinerne Mann von Hasle“ heraus, die 2. seiner geschichtlichen Erzählungen nach dem „Leutnant von Hasle“. Die Neuauflage, illustriert durch die Skizzen des Gutacher Malers Curt Liebich, wurde in bewährter Weise von M. Hildenbrand besorgt, der auch die Anmerkungen zu dem Text verfaßte. Die Handlung, nicht straff angelegt, sondern eher episch geformt, kreist um den Grafen Götz aus dem Haslacher Zweig der Fürstenberger. Die Erinnerung an



ihn hält die in der kath. Pfarrkirche zu Haslach aufgestellte Grabplastik wach, die im Volksmund den Namen „der steinerne Mann von Hasle“ führt. Eingebettet in die Geschichte der Stadt Haslach berichtet die Erzählung von den Taten dieses Kraftmenschen, seinen Auseinandersetzungen mit den Villinger Bürgern, seinen Überfällen auf vorbeiziehende Kaufleute, vorallem seinem Widerstand gegen die eheliche Verbindung seiner Tochter Herzeleide mit dem Edelknecht Ruwo, einem liebenswerten, treuen Mann von niederer Herkunft, ein tragisches Liebesverhältnis, das an den Hans und die Magdalene im „Vogt auf Mühlenstein“ erinnert. Schon nach ihrem ersten Erscheinen hat das Werk viele Leser gefunden, wohl bedingt durch die schlichte volkstümliche Art des Erzählens ohne Problematisieren und Psychologisieren, vielleicht auch durch die Darstellung des geschichtlichen Hintergrunds, die oft die eigentliche Handlung zu überwuchern droht und dazu den etwas rührseligen Ausgang, denn der von Schuldgedanken geplagte Ruwo trifft als Geißler kurz vor seinem Tod die ehemalige Geliebte wieder. Erstaunlich ist, daß das Werk Hansjakobs auch heute noch gewisse Leserkreise anzieht, während viele der literarischen Erzeugnisse der Zeit nach dem 1. Weltkrieg und der fünfziger Jahre kaum noch erwähnt werden.

H. Schn.

Mit der Neuauflage „Im Paradies“ erscheint nach den Autobiographien, den Werken der Volksdarstellung und der historischen Erzählungen wieder eines der zahlreichen Tagebücher von Heinrich Hansjakob, nachdem sein politisches Tagebuch „In der Residenz“ schon seit Jahren vergriffen ist. „Im Paradies“ ist die 13. Veröffentlichung in der Reihe der seit 1960 von der Stadt Haslach neu herausgegebenen Bücher ihres großen Sohnes. Das 1897 zum ersten Male und jetzt in seiner 6. Auflage erschienene Tagebuch führt in das einsame, idyllische Hofstettener Tal, das Hansjakob ob seiner Schönheit, Ruhe, aber auch wegen seines originellen Menschenschlages nicht nur zu seinem langjährigen Feriendomizil, sondern auch zu seiner Grabesstätte erkoren hat. Vordergründig berichtet er zunächst über seinen Aufenthalt in diesem etwas abgelegenen Dörfchen während des Sommers 1896. Er macht uns mit vielen kernigen Gestalten dieses Tales bekannt und läßt uns an den Ausfahrten mit seinem Leibkutscher, dem „Roser Wendel“ in die romantische Umgebung in sein „Paradies“ teilnehmen. Doch über diese „Sommer-Erlebnisse“ hinaus erfahren wir hier den echten Hansjakob, der als „Grobschmied von Hasle“

mit scharfer Zunge und gezielten Hieben zu den damaligen Zeitfragen Stellung nimmt. So kann man mit Interesse lesen, was der von Schopenhauer beeinflusste Kulturpessimist aus dem Kinzigtal über die sozialen Probleme, die aufkeimende Frauenemanzipation und zu den politischen Tagesfragen seiner Zeit zu sagen hat. Damals wandte sich z. B. Hansjakob schon gegen die Umweltverschmutzung durch chemische Abwässer und den Industriemüll, gegen die Monarchie und pries dafür die Demokratie und die Ideale der 48er Revolution, die er als Schulbub mit dem Heckerhut selbst erlebt hat. Aus diesem Grunde trug der Volksschriftsteller bis zu seinem Lebensende den stilisierten Heckerhut als den für ihn typischen Hansjakobhut. Am Beispiel von Hofstetten zeigt er die bäuerliche, „heile Welt“ auf, die noch nicht die negativen Seiten einer Verstädterung aufweist. Beschwörend setzt er sich für die Erhaltung der heimatlichen Tracht ein als äußeres Zeichen einer inneren Gesinnung. Immer wieder dringt durch die Erzählfreude und die Darstellung von Land und Leuten die Weltanschauung Hansjakobs durch. Bereichert werden die Ausführungen durch eine Anzahl historischer Photographien aus dem Hofstettener Tal, die im Auftrag von Hansjakob von Wilhelm Engelberg seinerzeit angefertigt wurden. Erfreut wird der Leser aber auch feststellen, daß der bekannte Buchillustrator, Prof. Curt Liebich, mit seinen Skizzen „Im Paradies“ vertreten ist.

Kurt Klein

### **Heinz Bischof/Maria Schaettgen, Anekdoten um Hansjakob**

180 Seiten, Kehl 1981, DM 18,80.

Am 23. Juni 1981 gedachten die vielen Hansjakobfreunde des 65. Todestages von Heinrich Hansjakob. Grund genug für den Kehler Verlag Morstadt in seiner neuen Reihe „Edition Morstadt“ die „Anekdoten um Hansjakob“ neu aufzulegen. Bereits 1976 war die erste Auflage dieses amüsanten Buches erschienen. Mit ihm hatte der Kehler Verlag damals seine Verlagstätigkeit begonnen, die heute immer mehr expandiert. Die umfangreiche Anekdotensammlung um den großen Sohn Haslachs wurde von einer der besten Kennerinnen Hansjakobs, Maria Schaettgen, zusammengetragen, ihres Zeichens Verwalterin des Hansjakob-Archivs und Leiterin des Hansjakob-Museums in Haslach. Bei der Neuauflage 1981 kam ein weiterer Hansjakob-Kenner als Herausgeber

hinzu: Heinz Bischof, der Verfasser des vielgelesenen Bestsellers „Baden, wie es lacht“. Er hat die Anekdotensammlung durch bisher unbekannte Anekdoten um Hansjakob bereichert und mit seiner gewandten Feder das Buch mit dem spritzigen Essay „Heiterer Hansjakob“ eingeleitet. Wie schon in der ersten Auflage wurde die Anekdotensammlung mit den originalen Zeichnungen von Adolf Bredel, Waldkirch, versehen.

Aus der Veranlagung Hansjakobs, das Wesentliche rasch in sich aufzunehmen und zu durchschauen, kam das Bedürfnis, stets die Dinge beim Namen zu nennen und unverblümt seine Meinung zu sagen. Diese „direkte“ Art Hansjakobs, die ihn zu Lebzeiten höheren Ortes — bei kirchlichen und staatlichen Stellen — nicht gerade beliebt machte, der Volksseele jedoch entgegenkam, ist die eigentliche Ursache, weshalb um seine markante Gestalt eine Fülle von Anekdoten entstanden. Und gerade in der Verknappung des Anekdotischen spiegelt sich die ganze Originalität und Vitalität von Hansjakobs kantiger Persönlichkeit wider. In über siebenzig Anekdoten wird der Haslacher Volksschriftsteller von allen Seiten beleuchtet, daß man seine helle Freude daran hat. Da erfahren wir, wie schon der junge Heiner als Schulbub vor nichts und niemanden Angst hatte, weshalb später Hansjakob alle Orden und Auszeichnungen ausschlug und in seinem langen Leben nur einen einzigen Orden annahm, den Stockacher Narrenorden!

Wir erfahren vor allem bisher unbekanntes Einzelheiten aus Hansjakobs letzten Lebensjahren; denn Maria Schaettgen weiß vieles aus eigenem Erleben zu berichten. Sie zählt nämlich zu den wenigen lebenden Menschen, die Hansjakob noch persönlich gekannt haben. Die Familie Schaettgen gehörte zu dem engeren Freundeskreis Hansjakobs. Maria Schaettgens elterliches Haus, der „Sonnenhof“ in Haslach, lag direkt neben dem „Freihof“, dem Alterssitz Hansjakobs.

Wie aus vielen Erzählungen Heinrich Hansjakobs so strömt auch aus den Anekdoten um ihn ein köstlicher Humor, der bald als sprühender Witz, bald als launiger Sarkasmus erscheint. Die große Schar der Hansjakobfreunde wird die Anekdotensammlung um den Volksschriftsteller mit Schmunzeln lesen. Maria Schaettgen und Heinz Bischof schufen mit ihrem Anekdotenbuch nicht nur eine interessante und kurzweilige Lektüre, sondern auch einen wichtigen Beitrag zur Hansjakobforschung.

Manfred Hildenbrand

## Der Schwarzwald — Beiträge zur Landeskunde

*Herausgegeben von Ekkehard Liehl und Wolf Dieter Sick. Konkordia GmbH Bühl/Baden 1981, DM 52.- In der Reihe: Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg/Br.*

Über den Schwarzwald ist schon sehr viel geschrieben worden, doch wer mehr erfahren möchte — so verspricht es der Titel zu Recht —, greife getrost zur 47. Veröffentlichung des verdientvollen Alemannischen Instituts Freiburg i.Br. Der von Ekkehard Liehl und Wolf Dieter Sick nach jahrelangen und mühevollen Vorarbeiten herausgegebene nahezu 600 Seiten umfassende Ganzleinenband stellt in seiner Art den ersten landeskundlichen Überblick über dieses Gebirge dar, das mit seiner unverwechselbaren Individualität, seinem eigenständigen Charakter, aber auch mit seinen Bewohnern, deren Brauchtum und Vergangenheit zu den markantesten und berühmtesten deutschen Landschaften zählt. Zahlreiche kompetente und namhafte Sachkenner aus vielen Fachbereichen der Natur- und Kulturwissenschaften haben sich in folgenden 22 Einzelbeiträgen erfolgreich bemüht, der Vielfalt des Schwarzwaldes aus der Sicht unterschiedlicher Disziplinen und Fragestellungen gerecht zu werden: Der Schwarzwald in der letzten Eiszeit — Die ältere Vereisung des Schwarzwaldes und der angrenzenden Gebiete — das Klima im Schwarzwald — Wald, Wasser und Gewässer — Geschichtlich bedingte Züge in der heutigen Vegetation des Schwarzwaldes — Die Entwicklung der Wälder des Schwarzwaldes durch die Nutzung vergangener Jahrhunderte und ihre heutige Bedeutung — Zur Territorialgeschichte des Schwarzwaldes — Zur Kirchengeschichte des Schwarzwaldes, besonders zur Geschichte der Schwarzwaldpfarreien — Zur Tal-, Dorf- und Stadtverfassung des Schwarzwaldes — Zu den Ortsnamen — Mundarten — Singen und Sagen im Schwarzwald — Hausformen des Schwarzwaldes, Schwarzwälder Haus-, Handwerks- und Handelskunst — Der Schwarzwald, seine wirtschaftliche Entwicklung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert — Der Schwarzwald als Agrarlandschaft — Industrie im Schwarzwald — Aspekte regionaler und sektoraler Entwicklungen, Strukturen und Probleme — Einige Aspekte des Fremdenverkehrs im mittleren und südlichen Schwarzwald — Die Nutzung des Waldes als Erholungsraum — Natur- und Landschaftsschutz im Schwarzwald — Die Zukunft des Schwarzwaldes als Problem der Landes- und Regionalplanung — Der Schwarzwald, ein landeskundlicher Überblick. Besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß jeder einzelnen Darstellung ein ausführliches

Schrifttumsverzeichnis angegliedert ist, das ein weiteres vertiefendes Studium zum angesprochenen Thema, zu aufgeworfenen Fragen ermöglicht. Durch ein umfassendes geographisches Namens- und Sachregister wird die landeskundliche Monographie als hervorragendes Arbeitsbuch und Nachschlagewerk herausgestellt. Viele Aufnahmen, Tabellen, Übersichten und graphische Darstellungen lockern das Gesamtwerk auf, veranschaulichen die Fülle der Informationen und verdeutlichen die Hintergründe und Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen. Als respektable Leistung hat der Konkordia-Verlag Bühl/Baden mit dem Buch „Der Schwarzwald — für den, der mehr erfahren möchte“ seine Tradition als Hort wertvollen Heimatschrifttums in gelungener Form erneut unter Beweis gestellt und durch diese moderne zusammenfassende Darstellung von seiten der Wissenschaft eine Lücke geschlossen.

Kurt Klein

### **Kurt Klein, Geheimnisvoller Schwarzwald**

*Erzählungen, Berichte, Gebräuche.*

*Verlag Morstadt Kehl 1980. 126 Seiten. Ganzleinen, DM 16,80.*

Aus der Feder des bekannten Heimatschriftstellers Kurt Klein erschien im Kehler Verlag Morstadt ein neues Buch: „Geheimnisvoller Schwarzwald. Erzählungen, Berichte, Gebräuche“. Wie schon in seinen früheren Büchern beschreibt Kurt Klein die Schönheiten des Schwarzwaldes und geht so manchem Geheimnis und merkwürdigem Volksbrauch seiner Kinzigtäler Heimat nach, die in unserer schnelllebigen Zeit allzu leicht der Vergessenheit anheimfallen.

In dreißig Erzählungen, Berichten und Hinweisen erfahren wir eine Fülle von Wissenswertem und Interessantem, die die Geschichte und das Brauchtum des Schwarzwaldes und seiner Bewohner erhellen. Der Schwarzwald trägt in der Überlieferung ja nicht nur märchenhafte, romantische Züge. Seit eh und je haftet ihm auch etwas Geheimnisvolles an. Kurt Klein versteht es meisterhaft, in der Begegnung mit dem Volk, der Landschaft und dem Brauchtum den Schleier des Geheimnisvollen zu lüften und bisher verborgenes der Vergessenheit zu entreißen und der Nachwelt zu erhalten.

So erklärt er allerlei Merkwürdiges und Geheimnisvolles im Brauchtum des volkstümlichen Jahres: den uralten Brauch des Sternsingens am Dreikönigstag, die Ursprünge der Fastnachtsbräuche und die Vielfalt der Kinzigtäler Fasnet, den sagenumwobenen Haslacher „Storchentag“, das Palmbinden der Buben

am Palmsonntag, verschiedene alte Volksbräuche an Pfingsten, den bis in unsere Zeit noch lebendige Brauch der Kräuterbuschelweihe an Mariä Himmelfahrt, das „Säcklestrecken“ bei der Hausschlachtung der Schwarzwälder Bauern, die furchterregenden Gestalten des „Klausenbiggers“ und „Rupetz“ aus Steinach am Nikolaustag und viele andere Bräuche und Lebensgewohnheiten des Schwarzwälder Landvolkes. Kurt Klein zeigt sehr deutlich, wie sich in den alten Sitten und Gebräuchen die Mentalität und der Charakter der Schwarzwälder Volksseele widerspiegeln, ihre große Gläubigkeit und Religiosität, das Festhalten am Alt-hergebrachten, an Tradition und Brauchtum. Die Schwarzwälder Volksseele hat viele Originale hervorgebracht, meistens Menschen aus dem einfachen Volke, deren bewegtes Leben der Verfasser mit dem Einfühlungsvermögen und der Akribie des Heimatforschers nachzeichnet: Josef Bildstein, den „Uhrenkönig“ aus Nordrach, Isidor Schweiß, den „Postpasha“ aus Biberach, den Alt-Lehmannbauer, den letzten Bergbaubauern, aus Hauserbach, Pfarrer Konrad Kaltenbach, den man den „Hansjakob aus Niederwasser“ nennt, den Waldhüter Josef Dieterle aus Wildschapbach, um nur einige zu nennen.

Aber auch die Landschaft, in der diese Originalmenschen Hansjakobscher Prägung lebten, wird von Kurt Klein in ihrer Einmaligkeit, bleibenden Schönheit und ihrem historischen Charakter lebendig beschrieben. Da verfolgt er den Lauf der Kinzig, da beschreibt er die großen Naturkatastrophen, die durch die Hochwasser im 18. Jahrhundert hervorgerufen wurden, da untersucht er die alte Bistumsgrenze zwischen den Bistümern Straßburg und Konstanz am Fischerbach und Schwiggenstein, da schildert er die verkehrsmäßige Erschließung des Schwarzwaldes durch den Bau der Schwarzwaldbahn. Neben heimatgeschichtlichen und volkstümlichen Beiträgen erzählt der Autor heitere, aber auch besinnliche Begebenheiten. So gelingen Kurt Klein beispielsweise in der Schilderung des Talfriedhofes von Kaltbrunn und seiner Gräber oder in der Beschreibung der Herkunft des alten Bildstockes aus dem Hauserbachtal dichterische Kabinettstücke von einer Intensität der Darstellung, die zeigen, daß der Verfasser sein Herz, seine Liebe an dieses Land und seine Menschen verloren hat.

Wie bei einem Buch von Kurt Klein nicht anders zu erwarten war, besticht sein neues Werk auch durch sein reiches und interessantes Bildmaterial. Mensch, Landschaft und Brauchtum werden nicht nur durch die Worte des Kenners beschrieben, sondern auch durch das lebendige, sprechende Bild eingefangen. Das in Ganzleinen gebundene Buch gefällt durch seine an-



sprechende Aufmachung und gehört in die Hand eines jeden Heimatfreundes.

Manfred Hildenbrand

### **Kurt Klein, Rund um den Brandenkopf**

*Erzählungen und Berichte mit Fotos des Verfassers. Moritz Schauenburg Verlag Lahr 1980, 106 Seiten, DM 11,80.*

Kurt Klein, der bekannte Kenner und liebenswürdige Schilderer von Landschaft und Leuten des mittleren Schwarzwaldes brachte im vergangenen Jahr ein neues Buch heraus, zusammengestellt aus Berichten und Geschichten, aus Gehörtem und Beobachtetem, aus Gelesenem und Urkundlichem. „Rund um den Brandenkopf“ ist der Titel des im Moritz Schauenburg Verlag, Lahr, erschienenen, sehr gefällig aufgemachten Bandes.

Kurt Klein legt mit diesem Buch eine schöne Ernte seines bisherigen schriftstellerischen Schaffens vor, das in Berichtweise und Sprache an sein großes Vorbild, den Haslacher Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob erinnert. Wie Hansjakob will Klein altes Kulturgut und Brauchtum der Vergessenheit entreißen, auf Vergehendes aufmerksam machen und noch Bestehendes notieren — und dies alles durch Konfrontation der Vergangenheit mit der Gegenwart. Wie Hansjakob besitzt Klein eine genaue Beobachtungsgabe, eine Liebe zum Detail, zum Unscheinbaren und Verborgenen.

Alle Beiträge in diesem Buch befassen sich mit dem Gebiet rund um den Brandenkopf, dem mit 934 Metern höchsten Berg des mittleren Schwarzwaldes, der die Landschaft zwischen dem Harmersbach im Westen, der Kinzig im Süden, der Wolf im Osten und dem Kniebisgebiet im Norden beherrscht. Da ist die Rede von urwüchsigen Schwarzwälder Originalen und Käützen, begabten Künstlern, Einsiedlern, längst vergessenen Berufen, seltenen Grenzsteinen und Bildstöcken, wertvollen Kapellen und Kirchen, Klöstern, originellen Wirtshäusern, der Vergessenheit anheimfallenden Volksbräuchen und Lebensgewohnheiten, romantischen Flecken und Dörfern.

Das alles wird nicht nur mit der kundigen Feder des Chronisten aufgezeichnet, sondern auch mit der Kamera des routinierten Fotografen im Bilde optisch eingefangen. Von ganz besonderer Bedeutung ist Kurt Kleins neuestes Buch vom Kultur- und Sozialgeschichtlichen her gesehen, spiegelt es doch die Vielfalt des Lebens und des Alltags des einfachen Volkes, vor allem der Landbevölkerung des mittleren Schwarzwaldes wieder — wie die Schwarzwälder arbeiten, wie sie feiern, wie sie reden, wie

sie denken, wie sie wohnen, wie sie leben — eine wahre Fundgrube, nicht nur für den volkskundlich Interessierten und Brauchtumsforscher, sondern für jeden, der sich mit der Landschaft, der Geschichte und dem Brauchtum des mittleren Schwarzwaldes beschäftigt.

Manfred Hildenbrand

### **Kurt Klein, Der Hansjakobweg — ein Wanderführer.**

*120 Seiten. 18 Abbildungen und eine Wanderkarte. Broschiert. Verlag Morstadt Kehl 1981. DM 8,—*

Als im Mai 1981 im Gebiet um die Wolf und dem oberen Kinzigtal der rund 50 Kilometer lange „Hansjakobweg“ den Wander- und Heimatfreunden übergeben wurde, war es klar, daß zu diesem reizvollen und abwechslungsreichen Wanderweg auch ein entsprechender Führer verfaßt werden mußte. Soeben ist dieser im Kehler Verlag Morstadt erschienen. Als Autor hat man einen der besten Kenner des mittleren Schwarzwaldes gewonnen: Kurt Klein, Schulamtsdirektor in Offenburg und Mitinitiator des „Hansjakobweges“. Aus der Feder Kleins stammen nicht nur zahlreiche Arbeiten über Heinrich Hansjakob, sondern auch der bisher beste Wanderführer des Kinzigtals „Auf einsamen Pfaden. Wanderwege im Kinzigtal“ (1977).

Das neue Wanderbuch führt in die schöne Hansjakoblandschaft rund um den Brandenkopf und erklärt die Sehenswürdigkeiten entlang des „Hansjakobweges“. Kurt Kleins Wanderführer ist jedoch mehr als ein bloßes Wanderbuch, es ist ein Heimatbuch für das obere Kinzig- und Wolfstal, das die Augen jedes Heimatfreundes öffnet für die Schönheiten der Landschaft links und rechts des Weges, aber auch für die Vergangenheit dieses Gebietes, für sein Brauchtum, für seine Menschen, für die interessante Topographie und Geologie dieser Naturlandschaft. Kurt Klein beschreibt das Hansjakobland des oberen Kinzig- und Wolfstals in allen Einzelheiten mit der Liebe zum Detail, zum Verborgenen und Zauberhaften, und so wird sein neues Wanderbuch eine einzige Liebeserklärung an Land und Leute zwischen Kinzig und Kniebis, ein kleines Schatzkästlein für den heimat- und naturverbundenen Wanderer.

Ein großer Vorzug des Buches: Es ist handlich, hat einen flexiblen und doch soliden Einband und ist unterhaltsam, lehrreich und humorvoll geschrieben. Die annähernd zwanzig Abbildungen wurden alle vom Verfasser aufgenommen; zum Teil sind es Reproduktionen von Bil-



dern der Schwarzwaldmaler Hasemann und Engl, die diese zu den Hansjakob-Büchern „Waldleute“ und „Erzbauern“ gefertigt haben. Durch die Landschaft von Hansjakobs „Waldleute“ und „Erzbauern“ führt ja der neu angelegte „Hansjakobweg“.

In den einleitenden Kapiteln zum neuen Wanderführer erfahren Heinrich Hansjakob, der Waldhüter Josef Dieterle, der dem Haslacher Volksschriftsteller das Material für seine Erzählungen geliefert hat, sowie der Heimatforscher Hermann Fautz eine gebührende Würdigung. Ein Überblick über Land und Leute im Hansjakobland erfaßt nicht nur das Gebiet des jetzigen „Hansjakobweges“, sondern das ganze mittlere Kinzigtal bis ins Harmersbach- und Nordrachtal sowie bis nach Haslach und Hof-

stetten, wohin der „Hansjakobweg“ in absehbarer Zeit fortgesetzt werden soll.

Mit seinem neuen Wanderführer hat Kurt Klein ein verhältnismäßig wenig bekanntes Wandergebiet erschlossen. Natürlich erfährt man sehr viel über Hansjakob, man wandert gewissermaßen auf den Spuren des Haslacher Volksschriftstellers, aber man wird auch mit der für das Wandergebiet wichtigsten weiterführenden Literatur bekannt gemacht. Das Vorwort zum neuen Wanderführer schrieb der Präsident des Schwarzwaldvereins Dr. Person. Mit seinen Worten versucht Kurt Kleins neues Wanderbuch, den Wanderfreund zum bewußten, erlebten „Kulturwandern“ hinzuführen. Eine lohnende Freizeitbeschäftigung, die immer mehr Anhänger findet.

Manfred Hildenbrand

---

#### AUTORENVERZEICHNIS

- Brommer, Hermann, Stockbrunnenstraße 4, 7801 Merdingen  
Fettig, Rainer, Straßburger Straße 6, 7603 Oppenau  
Furtwängler, Dr. Robert, Osterbachweg 8, 7637 Ettenheim  
Gamber, Dr. Gerhard, Okenstraße 29, 7600 Offenburg  
Hahlweg, Prof. Dr. Werner, Universität Münster, 4400 Münster (Westf.)  
Harter, Hans, Engelmatte 9a, 7801 Wittenau  
Hauth, Julius, Hauptstraße 19, 7622 Schiltach  
Hildenbrand, Manfred, Georg-Neumaier-Straße 15, 7612 Hofstetten  
Huber, Heinz, Am Hopfenweg 7, 7600 Offenburg  
Kewitz, Hubert, Gartenstraße 10, 7636 Ringsheim  
Klein, Kurt, Haselwanderstraße 11, 7613 Hausach  
Kohler, Dr. Oskar, Wilhelmstraße 16, 7500 Karlsruhe  
Krausbeck, Josef, Kleine Dammstraße, 7620 Wolfach  
Kreutz, Dr. Gernot, Schillerplatz 31, 7600 Offenburg  
Maier, Karl, Jakobstraße 6, 7604 Appenweier  
Mechler, Wilhelm, Gustav-Weis-Straße 3, 7640 Kehl  
Müller, Prof. Dr. Wolfgang, Spitzackerstraße 7, 7800 Freiburg/Br.  
Naudascher, Josef, Schmiedeweg 23, 7631 Mahlberg  
Obert, Erich, Friedhofstraße 17, 7611 Steinach  
Raulff, Dr. Heiner, Lichtenbergstraße 16, 7640 Kehl-Goldscheuer  
Scheurer, Werner, Schlattstraße 8, 7612 Haslach i. K.  
Schilli, Hermann, Bayernstraße 8, 7800 Freiburg/Br.  
Schmid, Adolf, Steinalde 74, 7800 Freiburg/Br.  
Schmid, Dr. Hermann, Obertor 3, 7770 Überlingen  
Schneider, Hugo, Kirchstraße 10, 7590 Achern  
Steckner, Carl Helmut, Honsellstraße 8, 7640 Kehl  
Struck, Dr. Wolfgang, Adelhauserstraße 33, 7800 Freiburg/Br.  
Sturm, Joachim, Kirchstraße 20, 7630 Lahr  
Thomann, Dr. Marcel, 8 rue de Belchenheim, F-67200 Strasbourg-Cronenbourg  
Volk, Karl, Untertal 19, 7740 Triberg-Gremmelsbach  
Wiucha, Lothar, Kreuzwegstraße 20, 7600 Offenburg

# Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die Zeitschrift

## „Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Sprachtum, Lebensgeschichte bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden. Der Jahresband wird den Mitgliedern kostenlos zugestellt.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle 7600 Offenburg, Postfach 1569 sowie die Obleute der Mitgliedergruppen jederzeit entgegen:

### Vorstand und Beirat des Vereins

Wilhelm Mechler, Ober-Stud. Dir. i.R.

1. Vorsitzender  
Gustav-Weis-Str. 3  
7640 Kehl am Rhein  
Tel. 078 51 / 23 23

Kurt Klein, Schulamtsdirektor

stellv. Vorsitzender  
Haselwanderstr. 11  
7613 Hausach i.K.  
Tel. 078 31 / 61 25

Theo Schaufler, Kreisoberverw.-Rat

Kassen- und Geschäftsführung  
Postfach 1569  
7600 Offenburg  
Tel. 078 1 / 8 05-266

Redakteur der „Ortenau“

Hugo Schneider, Studiendirektor i.R.  
Kirchstr. 10  
7590 Achern  
Tel. 078 41 / 57 72

Manfred Hildenbrand, Realschulkonrekt.

Schriftführer  
Georg-Neumaier-Str. 15  
7612 Hofstetten-Haslach i.K.  
Tel. 078 32 / 28 67

Erich Burger, Oberbürgermeister

Beirat  
Gartenstr. 8  
7580 Bühl/Baden  
Tel. 072 23 / 221 10

Eugen End, Bürgermeister i.R.

Beirat  
Zähringerstr. 16  
7600 Offenburg  
Tel. 078 1 / 784 59

Adolf Hirth, Realoberlehrer

Beirat  
Kastanienweg 23  
7594 Kappelrodeck  
Tel. 078 42 / 26 15

Josef Naudascher

Beirat  
Schmiedeweg 23  
7631 Mahlberg  
Tel. 078 25 / 74 84

Dipl. Ing. Erwin Steurer

Stadtoberbaurat  
Metzgerstr. 14  
7630 Lahr  
Tel. 078 21 / 231 07

### Mitgliedergruppen:

- 7590 Achern: Hugo Schneider, Kirchstr. 10, Tel. 078 41 / 57 72  
7604 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 078 05 / 6 95  
7570 Baden-Baden: Paul Braun, Langestr. 68 a, Tel. 072 21 / 2 38 69  
7570 Baden-Baden (Yburg-Steinbach): Friedrich Hettler, Umweger Str. 2, 7570 Baden-Baden 11  
7605 Bad Peterstal-Griesbach: Emil Geierhaas, Bahnhofstr. 1, Tel. 078 06 / 81 90  
7616 Biberach i.K.: Wolfgang Westermann, Rebhalde 26, Tel. 078 35 / 83 09  
7580 Bühl/Baden: Karl Schleh, Klosterstr. 4, Tel. 072 23 / 2 62 66  
7637 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14, Tel. 078 22 / 58 80  
7614 Gengenbach: Alfons Frei, Hauptstr. 25, Tel. 078 03 / 24 71  
7612 Haslach i.K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten, Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 078 32 / 28 67  
7613 Hausach: Kurt Klein, Haselwanderstr. 11, Tel. 078 31 / 61 25  
7746 Hornberg-Triberg: Walter Aberle, Hornberg, Schloßstr. 2, Tel. 07 83 / 2 77  
7640 Kehl-Hanauerland: Wilhelm Mechler, Gustav-Weis-Str. 3, Tel. 078 51 / 23 23  
7630 Lahr/Schw.: Dr. Rudolf Ritter, Schillerstr. 6, Tel. 078 21 / 2 61 40  
7631 Meißenheim: Karl Schmid, Schillerstr. 6, Tel. 078 24 / 23 62  
7607 Neuried: Werner Kopf, Akazienweg 1, Neuried-Altenheim, Tel. 078 07 / 6 98  
7611 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Dorf 31 a, Tel. 078 37 / 2 88

7602 Oberkirch: Wilhelm J. Vajen, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 48 42  
7600 Offenburg: derzeit unbesetzt  
7601 Ortenberg: Hermann Litterst, Rathaus, Tel. 07 81 / 3 20 51  
7603 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 0 78 04 / 20 24  
7550 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Oppelner Str. 8, Tel. 0 72 22 / 2 29 01  
7587 Rheinmünster: Adolf Hirth, Kastanienweg 23, Kappelrodeck (7594), Tel. 0 78 42 / 26 15  
7592 Renchen: Erich Huber, Rathaus, Tel. 0 78 43 / 5 01  
7625 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, Tel. 0 78 39 / 3 78 (Aufnahme beantragt)  
7622 Schiltach: Theo Becker, Hohensteinstr. 11, Schiltach, Tel. 0 78 36 / 24 42  
7601 Schutterwald: Arthur Hohn, Bahnhofstr. 4  
7633 Seelbach-Schuttertal: Friedrich-Wilhelm Gehringer, Seelbach-Schönberg, Rauhkasten 7  
7611 Steinach i.K.: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56  
7620 Wolfach: Josef Krausbeck, Kleine Dammstr., Tel. 0 78 34 / 3 88  
7615 Zell a.H.: Thomas Kopp, Gartenstr. 20  
überregionale Mitgliedsgruppe (früher Hauptverein):  
Theo Schaufler, Postfach 15 69, 7600 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-2 66

#### Arbeitsgemeinschaften:

Archäologischer Arbeitskreis: Josef Naudascher  
Arbeitskreis Denkmalspflege:  
Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden: Paul Braun  
Mitarbeiterkreis des Hanauer Museums Kehl: Klaus Hornung, Hauptstr. 17, 7640 Kehl  
Arbeitskreis für neuere und Zeitgeschichte: Dr. Heiner Raulff, Lichtenbergstr. 16, Kehl-Goldscheuer

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. 3. jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte, nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann Sonderdrucke einzelner Beiträge in beliebiger Zahl bei der Druckerei A. Morstadt, Buch- und Offsetdruck, 7640 Kehl, Kinzigstraße 25, bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahrbuchs, da der Drucksatz nach kurzer Zeit eingeschmolzen wird. Danach können die Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band, solange der Vorrat reicht.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrgänge, nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 7600 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1978 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:  
20,— DM für natürliche Personen und Schulen,  
35,— DM für juristische Personen und Körperschaften.

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V., Sitz Offenburg, dient ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken; auf Grund des Freistellungsbescheides des Finanzamtes Offenburg vom 2. 3. 1972 (Az. II/14) ist er berechtigt, selbst Spenden entgegenzunehmen. Gegen die Anerkennung der Mitgliedsbeiträge als steuerbegünstigte Ausgabe nach § 10 b EStG bestehen seitens des Finanzamtes Offenburg lt. Mitteilung vom 19. Juli 1972 keine Bedenken. Die Bescheinigung über die steuerbegünstigten Beiträge erfolgt auf der Mitgliedskarte oder auf besonderem Formular.

Die Mitglieder der Mitgliedsgruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedsgruppe (die also keiner Mitgliedsgruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg, Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Bezirkssparkasse Offenburg, Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Postscheckkonto Nr. 6057-756, Postscheckamt Karlsruhe).